

dlv

Dieser Ausgabe liegen die vierbändige Autobiographie
und die leicht bearbeitete spätere Auflage in zwei Bänden zugrunde,
beide herausgegeben von Susannah Spurgeon und dem Privatsekretär Joseph Harrald:
C. H. Spurgeon Autobiography, compiled from his Diary, Letters and Records
by his wife and his private Secretary, London 1897-1910,
A revised edition, 2 Bände, London 1962 und 1973
Die deutsche Ausgabe besorgten Dr. Klaus Fiedler, Hans-Georg Wunsch
und Elisabeth Wetter.

3. Sonderausgabe 2002
© 1984 der deutschen Ausgabe
Oncken Verlag Wuppertal und Kassel
Lizenzausgabe 2002 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld
Internet: www.clv.de
Umschlaggestaltung: Dieter Otten, Gummersbach
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel Ulm

ISBN 3-89397-335-4

VORWORT

Hätte Charles Haddon Spurgeon Wesentliches ergänzt oder weggelassen, wenn er selbst letzte Hand an das umfangreiche Werk hätte legen können? Er war zu früh gestorben, und mit 58 Jahren überdenkt man wohl die Ereignisse der Kindheit und Jugendzeit – eine Summe des eigenen Lebens und Wirkens mag man kaum ziehen. Nun haben es andere für ihn getan: seine Witwe Susannah und sein erster Sekretär, die ihm beide am nächsten standen. Sie entnahmen der Fülle des vorliegenden Materials, was ihnen für Spurgeon charakteristisch und wesentlich erschien. Während Spurgeon in den ersten Kapiteln bis etwa zur Hälfte des Buches von seiner Kindheit und Jugend erzählt – und die Anfänge seines erstaunlichen und vollmächtigen Dienstes als Prediger fallen in diese Zeit –, berichtet Susannah über herausragende Ereignisse ihres gemeinsamen Lebens, und zusammen mit Spurgeons Sekretär ergänzt sie aus Presseberichten, Briefen, Spurgeons Aufzeichnungen und mitsteno-graphierten Reden und Predigten, was der Leser über Spurgeons Leben wissen sollte und was er an keiner anderen Stelle erfährt.

Es gehörte nun zur Aufgabe der deutschen Herausgeber, aus der großen vierbändigen und der ebenfalls umfangreichen zweibändigen englischen Ausgabe ein überschaubares Opus vorzulegen, das Charles Haddon Spurgeon vor dem Hintergrund seiner Zeit und im Ringen um eine verständliche Verkündigung biblischer Wahrheit, wie er sie als ganz junger Mensch erkannt und erlebt hat, lebendig werden läßt.

Daß es sich hier um einen außergewöhnlichen Mann mit herausragenden Begabungen handelt, der mit beispielloser Intensität die Sache Gottes zu der seinen machte, zeigen nicht nur seine Selbstdarstellung und die ergänzenden Beiträge seiner Freunde, sondern auch die von ihm in spürbarer Gelassenheit aufgenommenen Angriffe und Fehden derer, die das Wunder dieses »Boy-Preachers« auf der Kanzel des Metropolitan Tabernakels nur mit Mißtrauen zur Kenntnis nehmen konnten.

Durch Helmut Thielickes »Begegnung mit Spurgeon« 1961 ist im deutschsprachigen Raum eine Art Spurgeon-Renaissance in Gang gekommen. Spurgeons »Ratschläge für Prediger« und seine Predigten gehören wieder zur Standardausrüstung jeder theologischen Bibliothek. So soll nun auch die Lebensgeschichte dieses »Fürsten der Prediger« folgen; sie wird nachdenklich machen und sicher auch viele ihrer Leser ermutigen.

Der Verlag

INHALT

1. Glückliche Kindheit	9
2. Das Gemeindehaus in Stambourne	17
3. Richard Knill und andere Kindheitserlebnisse	21
4. Erinnerungen an Maidstone und Newmarket	28
5. Frühe religiöse Eindrücke	34
6. Durch viel Trübsal	39
7. Die große Veränderung	50
8. Erfahrungen nach der Bekehrung	58
9. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe	64
10. Ein gutes Bekenntnis	87
11. Erste Dienste für den Herrn	92
12. Plädoyer für den Calvinismus	95
13. Der junge Prediger im Marschland	104
14. Der junge Seelengewinner in Waterbeach	111
15. Erinnerungen als Dorfpfarrer	125
16. Der Ruf nach London	133
17. Der Beginn des langen Pastorates, 1854	139
18. Liebe, Freierspfade und Ehe	144
19. Frühe Kritiken und Verleumdungen – Erste literarische Freunde	153
20. Wunderbares Wachstum – Daten und Fakten	160
21. Die Mitarbeiter	163
22. »Ich habe mehr gearbeitet«	167
23. Erster Besuch in Schottland	174
24. Der Seelengewinner	180
25. Eine neue Prophetenschule	185
26. Erste Veröffentlichungen – Verfasser, Verleger und Leser	190
27. Die ersten Ehejahre	196
28. Die Katastrophe in der Royal Surrey Gardens Music Hall 1856	202
29. Gottesdienste 1858–1860	212
30. Der Bau »unseres heiligen und herrlichen Hauses«	218
31. Spätere Gottesdienste in der Music Hall	225
32. Versammlungen im noch unfertigen Tabernakel	228
33. Das Tabernakel wird eröffnet	230
34. Denkwürdige Gottesdienste im Tabernakel 1861–1874	236
35. Predigten im Freien	240
36. Das Predigerseminar, 1861–1878	247
37. Der Segen der gedruckten Predigten	256

38. Ein Heim für die Vaterlosen – Die Waisenhäuser	262
39. Das neue Helensbourgh House	267
40. Suchende und Bekehrte	269
41. Westwood	280
42. Aus der Arbeit zweier Tage	282
43. Spurgeon als Leser und Autor	285
44. Die Down-grade-Kontroverse von Spurgeons Standpunkt aus	299
45. Das letzte Jahr	309

1. Glückliche Kindheit

Charles Haddon Spurgeon wurde am 19. Juni 1834 in dem kleinen Dorf Kelvedon in der Grafschaft Essex geboren. Er hatte keine Erinnerung mehr an seinen Geburtsort, denn die Eltern zogen schon zehn Monate nach seiner Geburt nach Colchester, und nach vier weiteren Monaten brachte man das Kind zu seinen Großeltern nach Stambourne. Hier blieb er, bis der etwa Fünfjährige zu seinen Eltern zurückkehrte. So beziehen sich Spurgeons früheste Erinnerungen auf seine Großeltern und das Pastorat in Stambourne, wo der Großvater James Spurgeon (1776–1864) seit 1810 als Pastor einer Independentengemeinde diente.

Obwohl es keine menschliche Begründung dafür gibt, daß Spurgeon seine Kindheit bei den Großeltern verbrachte, bei der Frage nach Gottes Absichten mit dieser Führung tapfen wir nicht im Dunkeln. Der alte Pastor von Stambourne scheint einer der letzten Vertreter der alten »Dissenters« gewesen zu sein. In jeder Hinsicht gehörte der Veteran zu einer »längst überholten Generation«. In Stambourne hielt man sich noch an die alte Theologie, die man im ganzen Commonwealth predigte, als Essex die Hochburg der Puritaner war – die Gemeinde in Stambourne nun seit zweihundert Jahren. Es schien, als hätten die alten Mauern dieses Pastorats das Zeugnis der Puritaner so lange aufbewahrt, bis einer kam und sie zu neuem Leben erweckte.

Möglicherweise gehören nicht alle der hier erzählten Stambourner Geschichten in Spurgeons erste fünf Lebensjahre; einiges mag auch in den langen Ferien geschehen sein, die den Schüler immer wieder hierher führten.

Weder diese alte Zeichnung noch meine Beschreibung des alten Pfarrhauses von Stambourne kann dem Leser die bezaubernde Atmosphäre vermitteln, die wir in diesem Pastorat erlebten, in dem mein Großvater mehr als fünfzig Jahre lang mit seiner großen Familie wohnte. Für einen Pastor, der nicht der offiziellen anglikanischen Kirche angehörte, muß dieses Haus seinerzeit recht großzügig gewesen sein, ein eindeutiger Beweis dafür, daß er entweder selber genügend Geld besaß, oder daß seine Brotgeber offene Herzen und Geldbeutel hatten. Es war in jeder Hinsicht ein Herrenhaus der alten Zeit. Inzwischen ist es durch ein modernes ersetzt worden, wie es dem Geistlichen von heute zweifellos zusteht.

In diesem lieben alten Pfarrhaus, in dem ich meine ersten Lebensjahre zugebracht habe, neigten sich schon die altersschwachen Balken, und es wäre wohl eines Tages zusammengefallen, hätte man es nicht vorher durch einen Neubau ersetzt. Dennoch wünschte ich mir, wir hätten darin wohnen bleiben können. Als der Abbruch bevorstand, schrie es in mir: »Laßt dieses Haus stehen! Rührt keinen Ziegelstein an!« Aber seine Stunde war gekommen. Es hatte einem dauerhafteren Gebäude Platz zu machen.

Es war ein wirklich vornehmes Haus mit acht Fenstern in der Vorderfront! Davon hatte man allerdings mindestens drei, wenn nicht sogar vier zugemauert, die Flächen schwarz angestrichen und darauf mit weißen Linien täuschend ähnlich Fensterrahmen und Scheiben angedeutet. Manche erinnern sich vielleicht noch an die Fenstersteuer, die damals erhoben wurde. Man schien das Licht, lateinisch *lux*, für eine alte Handelsware zu halten und besteuerte es deshalb als *Luxusartikel*. Das schmale Gehalt eines Predigers jedoch zwang diesen zur Sparsamkeit, und so wurde Zimmer für Zimmer des großen Hauses der Dunkelheit übergeben; ich betrat diese Räume dann stets mit ehrfurchtsvoller Scheu. Über anderen Fenstern wurden Schilder angebracht, auf denen man *Molkerei* oder *Käserei* lesen konnte. So waren sie nämlich von der Steuer befreit.

Was für einen verworrenen Verstand muß jener Mensch gehabt haben, der als erster auf den Gedanken kam, das Licht der Sonne zu versteuern. Sicher, man wollte damit möglichst gerecht die Größe eines Hauses bestimmen und von daher auf den Reichtum des Besitzers schließen. Aber am Ende führte es dazu, daß Besitzer großer Häuser das Licht, für das sie nicht bezahlen konnten, ausschlossen.

Wer das Haus durch die Vordertür betrat, befand sich zunächst in einer geräumigen Halle, deren Fußboden aus Backsteinen mit frischem Sand bestreut war. Hier befand sich der große Kamin, über dem ein Gemälde hing, das David, die Philister und den Riesen Goliath zeigte.

In der Halle stand auch das Schaukelpferd »für das Kind«. Es war ein graues Pferd, und man konnte sowohl rittlings als auch im Damensitz darauf reiten. Es war das einzige, auf dem ich jemals gerne geritten bin. Lebende Tiere bewegen sich zu ungleichmäßig, und so zieht mich das Gesetz der Schwerkraft gewöhnlich sehr bald aus dem Sattel. Von meinem Roß in Stambourne behaupte ich jedoch, daß selbst ein Parlamentsabgeordneter darauf seinen Sitz hätte behaupten können.

Auf der rechten Seite der Halle lag das beste Zimmer des Hauses, die »gute Stube«. Ihr Fenster war von Kletterrosen umrankt; sie blühten in den Raum herein, wenn es ihnen gelang, die Äste zwischen Mauer und Fensterrahmen zu schieben. Meist fanden sie dafür auch genügend Platz; denn an diesem Haus stand nichts im Lot.

An den Wänden der »guten Stube« hingen die Bilder meiner Großeltern und Onkel. Auf einem Möbelstück stand eine schöne große Schale, die mein Großvater für das benutzte, was er »taufen« nannte. Ich glaube jedoch, daß diese Schale ursprünglich als Bowlen-Schüssel gedacht war. Jedenfalls war es ein Kunstwerk, würdig der Aufgabe, für die es ausersehen war.

Der Apfel in der Flasche

Ich erinnere mich noch gut, daß auf dem Kaminsims der Großmutter eine Flasche lag, in der ein ausgewachsener Apfel steckte. Für mich war das ein großes Wunder, und so versuchte ich, es zu erkunden. Meine Frage war: Wie kam der Apfel in eine so kleine Flasche? Er war ziemlich genau so groß wie der Flaschenkörper. Wie war er dann hineingekommen? Ich nahm, obwohl es als Hochverrat galt, die Schätze auf dem Kaminsims anzufassen, die Flasche herunter und überzeugte meinen kindlichen Verstand, daß der Apfel nie und nimmer durch den Flaschenhals paßte. Dann versuchte ich vergeblich, den Flaschenboden abzuschrauben; der Apfel war also auch nicht von unten in die Flasche gekommen. Ich schlußfolgerte: auf irgendeine mir verborgene Weise war die Flasche zerlegt und anschließend so sorgfältig wieder zusammengesetzt worden, daß es von diesem Vorgang keinerlei Spuren mehr gab. Natürlich konnte mich diese Theorie nicht ganz zufriedenstellen; aber da gerade kein Philosoph anwesend war, der einen anderen Lösungsvorschlag hätte machen können, ließ ich die Sache auf sich beruhen.

Eines Tages, es war im nächsten Sommer, sah ich durch Zufall unter einem Ast ein anderes Fläschchen hängen, den Bruder meiner alten Bekannten. In dieser Flasche wuchs ein kleiner Apfel, der durch den Flaschenhals gesteckt worden war, als er noch hindurchpaßte. »Ist die Natur erst wohlbekannt, gibt's keine Wunder mehr.« Aus war es mit dem großen Geheimnis.

Diese Entdeckung meiner Kindheit diente mir später als Illustration: Laßt uns den Apfel in die Flasche bekommen, solange er noch klein ist; anders gesagt: Laßt uns die Kinder ins Haus Gottes bringen, z.B. durch die Sonntagsschule, in der Hoffnung, daß sie später den Ort lieben, an dem Gottes Ehre wohnt, und daß sie dort ewiges Leben suchen und finden. Langweilige und öde Sonntage säen in die jungen Gemüter nur Vorurteile gegen die Religion; wir würden also genau das Gegenteil erreichen. Auch die Predigten dürfen nicht so lang und trocken sein, daß junge Menschen dadurch ermüden. Bei interessanten, fesselnden Predigten und liebevollen Lehrern, die dem jungen Herzen die Wahrheit nahebringen, werden wir nicht zu beklagen haben, daß die nachfolgende Generation ihre »geistliche Heimat« verißt.

Ich war noch sehr jung, als ich bei unserer Familienandacht den Bibeltext vorlesen durfte. Eines Tages kam ich an jene Stelle in der Offenbarung, die vom »Schlund des Abgrunds«* redet.

* Offenbarung 9,1.2. Nach der King James-Übersetzung »bottomless pit«.

Ich machte eine Pause und sagte: »Großvater, was bedeutet das?«

Die Antwort war zwar freundlich, aber nicht zufriedenstellend: »Komm, Kind, lies weiter.«

Das Kind jedoch wollte eine Erklärung haben und schlug daher jeden Morgen bei der Familienandacht dasselbe Kapitel auf, hielt jedesmal bei dem betreffenden Vers an und wiederholte seine Frage in der Hoffnung, den guten alten Mann irgendwann einmal zu einer Antwort zu bewegen. Dieses Vorgehen wurde schließlich vom Erfolg gekrönt, da es ja keineswegs sehr erbaulich ist, Morgen für Morgen und auch sonntags die Geschichte von der großen Hure und dem Tier mit den sieben Köpfen zu hören, ohne irgendeine Abwechslung durch einen Psalm oder eine Stelle aus den Evangelien. Der alte Patriarch kapitulierte denn auch freiwillig mit der Frage: »Also, mein Lieber, was verwirrt dich?«

Nun hatte »das Kind« zwar schon oft Körbe gesehen, die schließlich ihren aufgrund der Abnutzung brüchig gewordenen Boden verloren hatten, also »bodenlos« geworden waren und folglich die hineingelegten Früchte auf die Erde fallen ließen. Und genau da lag das Problem – wenn die Grube, um die es hier ging, keinen Boden hatte, wohin würden dann alle die Menschen fallen, die aus ihr hinunterfielen? Diese Frage störte natürlich die Andacht der Familie, und daher mußte die Beantwortung auf einen geeigneteren Augenblick verschoben werden.

Ich kann mich noch gut an das Grauen erinnern, das mich packte, als mein lieber Großvater mir sein Verständnis jenes Höllenschlundes darlegte. Da ist eine tiefe Grube, und die Seele fällt hinein – oh, wie schnell sie fällt! Da! Jetzt ist der letzte Lichtstrahl von der Öffnung verschwunden, und immer noch fällt sie tiefer – tiefer – tiefer, und so fällt sie weiter – immer tiefer – tiefer – tiefer, tausend Jahre lang!

»Ist sie denn dem Boden noch nicht nähergekommen? Hört dieses Fallen nicht auf?«

Nein, nein, es heißt tiefer – tiefer – tiefer!

»Nun bin ich eine Million Jahre gefallen; bin ich denn dem Boden immer noch nicht nahe?«

Nein, du bist dem Boden noch nicht nähergekommen; dies ist eine »Grube ohne Boden«, nur tiefer – tiefer – tiefer geht es in dieser Grube, dem Höllenschlund ohne Boden! Unbeschreibliches Elend, ohne Hoffnung auf eine Ende!

In der Vorderfront des Hauses, links, beinahe durch einen Busch verdeckt, ist ein sehr wichtiges Fenster, denn es gehört zu jenem Raum, in dem der Ofen, die Mangel und vor allem der Backtrog standen. Wie oft ging ich zu diesem Backtrog hin! Er hatte eine kleine Einbuchtung, in die hinein »etwas für das Kind« gelegt wurde: ein Stück Teig. Je nach der

Größe dieses Stückes nannte ich es Schwein oder Hase. Es hatte kleine Ohren und zwei Korinthen als Augen. Sorgfältig war es in diesen heiligen Schrein hineingelegt, wie einst das Manna in die Bundeslade. Liebe Großmutter, was hast du alles getan, um dieses »Kind« zu verziehen! Und doch ist die Erinnerung an dich mir mehr wert als die an klügere Leute, die »das Kind« nicht verzo-gen. Ob du wohl jetzt von deiner himmlischen Wohnung herabschaust auf deinen verhätschelten Enkel? Denkst du, es wäre besser gewesen, wenn du hart und unerbittlich gewesen wärest? Keineswegs! Auch Tante Ann*, die immer daran beteiligt war, würde »das Kind« noch einmal verhätscheln, wenn sie könnte.

Das Wohnzimmer, in dem sich die Familie zu den Mahlzeiten traf, lag an der Rückseite des Hauses mit einem Fenster, das hinaus in den Garten ging. Von diesem Fenster aus hatte man einen sehr schönen Blick über die Eibenhecke auf den grasbewachsenen Weg und die Felder. Hier hatten seit dem Bau der alten Puritanerkirche die Füße betender und meditierender Geistlicher das Gras niedrig gehalten. Auch Großvater erging sich hier. Für mich war es ein Paradies, dessen Betreten mir allerdings während Großvaters Predigtvorbereitungen strikt verboten war; aber das erhöhte nur die Würde des Platzes.

Der Junge inmitten der Bücher

Fast fürchte ich, mit meinen Erinnerungen nur mich selbst und nicht meine Leser zu unterhalten. Doch da ist in der ersten Etage noch ein Zimmer, das ich nicht auslassen darf: Von einem der Schlafzimmer aus konnte man in eine kleine Kammer gelangen, deren Fenster durch jene unmögliche Fenster-Steuer beseitigt worden war. Bevor die Licht-ausschließende Steuer kam, war dieser kleine Raum das Arbeits- und Gebetszimmer des Pastors, ein wirklich gemütlicher Raum. Zu meiner Zeit war es eine finstere Höhle – aber sie enthielt Bücher, und das machte die Höhle für mich zur Goldmine. Einige dieser Bücher waren enorm groß, so daß ein kleiner Junge sie kaum heben konnte. Hier wurde ich zum ersten Mal vertraut mit den Märtyrern, außerdem mit Bunyans »Pilgerreise zur seligen Ewigkeit«, dann mit den großen Meistern biblischer Theologie. Kein moderner Theologe ist es wert, mit ihnen in einem Atemzug genannt zu werden! Die alten Ausgaben ihrer Werke mit ihren Randbemerkungen und anderen alten Anmerkungen sind mir kostbar – man kann solch ein puritanisches Buch schon am Einband und Schriftsatz erkennen.

Als ich vor kurzem einen Teil dieser alten Bücher in dem neuen Pfarrhaus von Stambourne sah, schossen mir die Tränen in die Augen. Ich

* eine unverheiratete Schwester seines Vaters

fragte mich, ob wohl jetzt ein anderer Junge sie liebt, der diese große alte Gottesgelehrsamkeit wieder lebendig macht, die auch heute noch Trost und Hilfe geben könnte.

Aus diesem dunklen Raum holte ich mir die alten Autoren hervor, und nie war ich glücklicher als in ihrer Gegenwart, und ich hoffe, daß junge und aufrichtige Herzen den Puritanismus aus der gegenwärtigen Geringschätzung mit Gottes Hilfe wieder herausholen, noch bevor viele kostbare Jahre vergangen sind. Und selbst bei verrammelten Fenstern wird man wieder erstaunt sehen, wie das Licht des Himmels auf die alten Wahrheiten scheint, wie es dann aus ihnen herausbricht und hineinleuchtet in die eigenen Verwirrungen.

Da man in Großvaters Haus sehr sparsam mit Kerzen umging, war das Licht der brennenden Holzscheite im Kamin meist die einzige Beleuchtung, die auch zum Lesen ausreichen mußte, wenn der eine oder andere mit der einzigen Kerze das Zimmer verließ, um zu Bett zu gehen. Wir leben heutzutage in einer Zeit des Lichts, wenn man jene Verhältnisse mit den unsrigen vergleicht; aber dafür war die Luft zum Atmen wesentlich reiner.

Das folgende Ereignis aus Spurgeons Kindheit wird hier wiedergegeben, wie seine »Tante Ann« es erzählt hat:

Ein Gemeindeglied in Stambourne, namens Roads, hatte die Angewohnheit, das Wirtshaus zu besuchen, sein »Glas Bier« zu trinken und seine Pfeife zu rauchen, und dies sehr zum Verdruß für seinen gläubigen Pastor, der oft einen Seufzer ausstieß, wenn er an das inkonsequente Verhalten seines Gemeindegliedes dachte. Der kleine Charles hatte ohne Zweifel den Kummer seines Großvaters in dieser Angelegenheit bemerkt und sich die Sache zu Herzen genommen. Eines Tages erklärte er in Anwesenheit des guten alten Pfarrers plötzlich:

»Ich werde den alten Roads töten. Jawohl, das werde ich tun!«

»Sachte, sachte, mein Lieber«, sagte der alte Herr, »so darfst du nicht reden. Das ist falsch, das weißt du. Und du wirst von der Polizei gefangen genommen, wenn du etwas tust, was falsch ist.«

»Ich werde nichts Böses tun; aber ich werde ihn trotzdem töten. Ich werde es tun.«

Nun, der Großvater war zwar über seinen Enkel erstaunt; aber er wußte, daß dieser nichts tun würde, von dem er wußte, daß es falsch ist, und so ließ er die ganze Sache ruhen. Kurz danach jedoch wurde dieses Gespräch mit seinem Enkel wieder lebendig, als dieser kam und sagte:

»Ich habe den alten Roads getötet; er wird meinen lieben Opi nie mehr betrüben.«

»Mein liebes Kind, was hast du getan? Wo warst du?«

»Ich habe nichts Böses getan, Großvater«, sagte das Kind. »Ich habe das Werk des Herrn getan, sonst nichts.«

Weiter war aus dem kleinen Charles nichts herauszubekommen; aber schon bald wurde das Geheimnis geklärt. Der alte Roads verlangte, seinen Pastor zu sehen und erzählte diesem mit niedergeschlagenen Augen und offensichtlicher Trauer im Herzen die Geschichte, wie er »getötet« worden war, etwa folgendermaßen:

»Ich bin sehr traurig, lieber Pastor, Ihnen soviel Trauer und Schwierigkeiten gemacht zu haben. Es war falsch, ich weiß. Aber ich habe Sie immer gemocht und hätte es nicht getan, wenn ich das gewußt hätte.« Ermutigt durch freundliche Wortes seines Pastors fuhr der Mann fort: »Ich saß gerade in der Gastwirtschaft und rauchte meine Pfeife, vor mir ein Krug Bier, da kam dieses Kind herein – wenn ich denke, daß ich als alter Mann von so einem Kind zurechtgewiesen werden mußte! Nun, er zeigte mit seinem Finger auf mich, einfach so, und sagte: »Was tust du hier, Elia? Du sitzt bei den Gottlosen; und du, ein Gemeindeglied, brichst das Herz deines Pastors. Ich schäme mich für dich! Ich würde das Herz meines Pastors sicher nicht brechen.« Und er ging weg. Sicher, ich war ärgerlich, aber ich wußte, daß es stimmte und daß ich schuldig war. So legte ich meine Pfeife hin, rührte mein Bier nicht mehr an, sondern eilte an einen einsamen Ort, warf mich dort nieder vor dem Herrn, bekannte meine Sünde und bat um Vergebung. Und ich weiß und glaube, daß der Herr mir in Gnade vergeben hat. Und nun komme ich, um Ihre Vergebung zu erbitten. Ich werde Sie nie wieder betrüben, Herr Pastor.«

Daß diese Rückkehr des Abtrünnigen wirklich echt war, beweist das Zeugnis des Nachfolgers von Spurgeons Großvater als Pastor in Stam-bourne. Er schreibt:

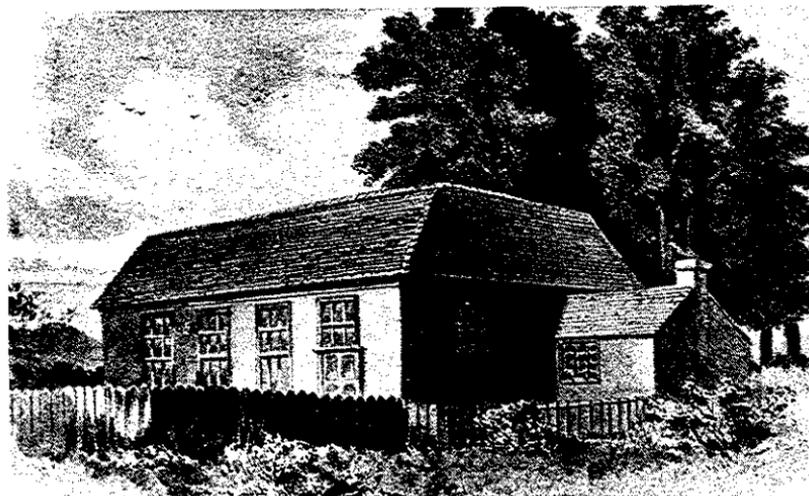
»Thomas Roads war Ältester in der Gemeinde – ein aktiver, lebendiger, kleiner Mann, jedoch Analphabet – nicht viel mehr als ein Arbeiter. Aber er hielt sich ein Pony und ein Fuhrwerk und trieb ein wenig Handel auf eigene Faust. . . . Ich fand, daß er ein ernster und eifriger Christ war. Es ging ihm darum, nützlich zu sein, wo er nur konnte. Dies besonders in den Gebetsversammlungen und unter den jungen Menschen, indem er sein Haus öffnete zur Zusammenkunft und zum Gebet. Er lebte nur noch in den ersten vier Jahren meiner Zeit. Bis zu seinem Ende behielt er ein fröhliches Vertrauen. Als sein Ende nahte, und ich die Bibel nahm, um sie zu lesen und mit ihm zu beten, sagte er: »Ich habe die Blätter gezählt.« Ich fragte: »Warum? Weshalb haben Sie das getan?« Und er antwortete: »Ich konnte nie ein Wort daraus lesen, und so wollte ich wenigstens wissen, wie viele Blätter darin sind.« Dies hat mich ergriffen; es machte vieles deutlich. Wir sind über ihn guter Hoffnung und vermissen ihn sehr.«



Die Großmutter Sarah
geb. Rudkin



Der Großvater James Spurgeon,
Pastor in Stambourne (1776–1806)



Das Gemeindehaus in Stambourne

2. Das Gemeindehaus in Stambourne

Es war eine recht alte Kapelle, und ich wünschte, sie wäre uns erhalten geblieben. Ich war zwölf Jahre alt, als mich ein Bauer zum Essen unter der Bedingung einlud, daß ich ihm eine Zeichnung von der Kapelle machte. Tante Ann hat diese Zeichnung aufbewahrt. Sie hilft uns heute, fünfundvierzig Jahre später, noch einmal den Stift für den gleichen Zweck zu benutzen.

Die Kanzel war herrlich, ein »Turm der Herde« (Micha 4,8). Über ihr hing ein mächtiger Schalldeckel. Während der Predigt kam mir immer mal der Gedanke, was wohl mit Großvater wäre, wenn dieser Deckel einmal herunterfiel; ich dachte an mein Schachtelmännchen und wünschte, daß es meinem lieben Großvater nie so ergehen würde.

Hinter der Kanzel war ein Holznagel, der den Hut des Pastors zu tragen hatte. In der Kanzel war genug Platz für zwei, denn dort habe ich als kleiner Junge oft mit meinem Großvater gesessen; für zwei Erwachsene mochte es zu eng gewesen sein.

Direkt unter der Kanzel standen die Stühle der Gemeindeältesten, von denen »Licht und Leitung« in die Gemeinde ausgehen sollten. Hier stand auch immer Onkel Haddon, um die Lieder und die Bekanntmachungen anzusagen.

Das Gestühl war bequem und geräumig. Die seitlichen »aristokratischen« Stühle waren mit grünen Flanellüberzügen versehen; einige hatten sogar kleine Vorhänge. Um den Platz auszunutzen, hatte man innen und außen an den Stühlen Klappsitze angebracht; die Armen, die darauf sitzen mußten, verursachten einen bemerkenswerten Krach, wenn sie am Schluß des Gottesdienstes aufstanden und die Sitze zurückknallten.

Die große Uhr hatte sowohl außerhalb, als auch in der Kapelle ein Zifferblatt. Nachdem der lange Holzkörper restauriert worden war, paßte die Uhr wirklich gut in ein schönes, sauberes puritanisches Gemeindehaus alten Stils. Wenn ich richtig informiert bin, hat der Müller des Ortes sie später gekauft; sie hängt heute in einem seiner Schuppen. Welch seltsame Verwendung wir schließlich finden können!

Die Gemeinde bestand zum großen Teil aus echten Essexern. Wenn sie von Orten unten in »den Grafschaften« sprachen, hörte sich das an, als handele es sich um Ausland; und wenn junge Menschen in »die Bezirke« hinuntergingen, war das ein Beweis von Kühnheit. Diese Menschen liebten eine gute Predigt. Ich hörte sie oft sagen: »Mr. Spurgeon, ich habe Sie heute morgen gut gehört«, und dachte doch, Großvater hätte gut gepredigt; aber sie sahen es anders, und an dieser unterschiedlichen Sichtweite ist etwas dran: Sie nimmt dem Prediger allen Grund, auf sich und seine »Leistung« zu sehen. Sie waren Menschen, die das

Evangelium hören konnten und wollten, und ich denke, sie hätten sich mit nichts anderem zufrieden gegeben.

Sie waren auch zur Kritik fähig. Einige von ihnen waren sehr weise in ihren Anmerkungen, andere dagegen brachte ihre Kritik ohne Rücksicht auf Empfindlichkeiten zu Gehör. Großvater bekam sie zu spüren, als er das »Unkraut« aus dem Gleichnis einmal aus der Sicht des Orientalen und des dortigen Unkrauts behandelt hatte, was natürlich völlig richtig war. Seine Hörer jedoch, alles erfahrene Bauern, waren überzeugt, Großvater würde nicht einmal ein Unkraut erkennen, wenn er es sähe. »Es war schmerzlich zu hören, wie unwissend er darüber redete«, ereiferten sie sich. »Zu sagen, man könne das Getreide nicht vom Unkraut unterscheiden, wenn es noch am Wachsen ist – das ist einfach lächerlich!« In dieser Sache waren die derben Kritiken der Leute falsch, aber wenn es um Fragen der Lehre oder des Lebens ging, dann waren sie sicher keine leichte Partie.

Ich glaube nicht, daß unsere Leute dort auch nur annähernd so abergläubisch und beeinflussbar waren wie jene Bauern, die ich zehn Jahre später in der Grafschaft Cambridge kennenlernte. Die alten Männer, mit denen ich als Kind redete, waren, davon bin ich überzeugt, über okkulte Versuchungen hoch erhaben; über biblische, politische, gemeindebezogene oder moralische Fragen dagegen hatten sie viele und gewichtige Dinge in ihrem Essexer Dialekt zu sagen.

Natürlich gab es auch in Stambourne ein paar harte Gesellen, die keinen Gottesdienst besuchten, aber die große Mehrheit ging zum Gemeindehaus, und die klaren, praktischen, allgemeinverständlichen Predigten, die sie dort hörten, haben sie herausgeholt aus dem Aberglauben, der immer noch weite Teile der ost-anglikanischen Bauernschaft vernebelt.

Stambourner Sangesfreuden

Obwohl die wöchentlichen Gebetsstunden zu manchen Jahreszeiten nur von Großvater und ein paar alten Frauen besucht wurden – alles andere arbeitete auf den Feldern –, hielt Großvater diese Stunden eisern durch. Ein Problem war dabei der Gesang. »Warum haben wir immer gesungen, Großvater«, fragte ich ihn später einmal, »obwohl du keine Melodie halten konntest, und die alten Damen doch sicher auch nicht?«

»Ja, warum, Kind«, sagte er. »Sie hatten fast alle das gleiche Versmaß: hum – da, hum – da, und damit kam ich zurecht.«

»Aber wenn es mal kürzer oder länger war . . .«

»Nun, dann gab's ein paar mehr hum-da's oder ein paar weniger, und so schafften wir es immer, den Herrn zu loben.«

Oh, lieber alter Großvater! Die Begabung deines Enkels reicht auch nicht zu mehr als zu Vierteln und Achteln, und bis zum heutigen Tag hat er es zu nichts Komplizierterem gebracht, zumal die Gemeinden heute intelligenter und weniger nachsichtig sind als früher. Großvater war so kühn, ein Liederbuch herauszugeben. Ich habe nie gehört, daß er je dazu ermutigt worden wäre oder daß diese Lieder in der Gemeinde auch gesungen würden. In diesem ersten Band zeigte er einen zweiten an für den Fall, daß der erste Aufnahme fände. Wir haben ihm den ersten vergeben; der zweite ist nie erschienen. Die Absicht war gut, da Großvater aber von Äußerlichkeiten wie Metrik und Reim so wenig hielt, wagen wir es nicht, hier einen Vers zu zitieren. Inzwischen mag er mit den himmlischen Freuden auch die Gaben des Gesangs und der Komposition neuer Lieder für den Herrn erhalten haben.

Die Art und Weise, wie in Stambourne gesungen wurde, brachte mich in Schwierigkeiten, als ich wieder nach Hause zurück ging. Irgendwie hatte es sich in meinem Kopf festgesetzt, daß die letzte Zeile eines Liedes wiederholt wurde, und Großvater hatte mir als feste Regel eingeprägt, daß ich mich nie fürchten dürfe, das zu tun, was ich für richtig hielt. Als ich daher zu der Kirche ging, zu der meine Eltern gehörten, wiederholte ich regelmäßig die letzte Zeile, ob die Gemeinde dies nun tat oder nicht. Es war recht viel an Strafe nötig, um mich zu überzeugen, daß ein kleiner Junge tun muß, was seine Eltern für richtig halten. Großvater mag in diesem besonderen Fall einen Fehler gemacht haben – ich bin ihm jedoch immer dankbar dafür, daß er mich gelehrt hat, das zu tun, was ich für richtig halte, was für Konsequenzen dies auch haben mag.

Fuchsjagd

Außerhalb des Gemeindehauses, an seiner länglichen Front, die eigentlich die Vorderfront war, befand sich ein Aufsteigebock für Reiter. Die Damen stiegen die Stufen des Bockes hinauf und befanden sich nun auf einer Plattform, die ebenso hoch war wie der Rücken der Pferde. Dies war eine sehr lobenswerte Erfindung. Wie oft habe ich etwas dergleichen herbeigewünscht, wenn ich auf meine Rosinante klettern wollte! Für mich war der Aufsteigebock jedoch noch aus einem anderen Grunde wichtig. Die großen alten Linden vor der Kapelle warfen Blätter ab in Hülle und Fülle. Nachdem der alte Küster diese zusammengekehrt hatte, pflegte er eine große Menge davon unter den Aufsteigebock zu pressen. Wenn ich ein paar davon wieder herausgeholt hatte, konnte ich dort hineinkriechen und mich ohne Furcht vor Entdeckung verstecken. So gut war dieses Versteck, daß es immer unerklärlich blieb, wo »das

Kind« nur sein könne. Wenn es nicht genug Blätter gab, bildete ein altes Grab mein Versteck. Nicht, daß ich ins Grab gekrochen wäre; es war ein hohes, innen hohles Grabmal, von dem ich einen seitlichen Stein lösen konnte. Wenn ich ihn wieder heranzog, saß ich in einem geschlossenen Gehäuse, in dem mich niemand vermutet hätte. Hier überhörte ich es, wenn man mich rief; ich war verschwunden, unerreichbar. Ganz allein zu sein war für mich mein Jungen-Himmel.

Aber darüber gab es doch noch einen siebten Himmel: wenn ich die Fuchshunde hörte und die roten Mäntel ihrer Verfolger sah, wenn die Jäger herunter in die Wälder von Stambourne kamen. Nun begann für jung und alt eine Zeit großer Begeisterung. Über den Wäldern hinter der Kapelle lag ein geheimnisvoller Zauber für mein kleines Gemüt. Wer konnte sicher sein, daß dort nicht gerade ein Fuchs durchs Unterholz schlich?

Wenn man mich fragte, was ich werden wolle, antwortete ich damals gewöhnlich: ein Jäger. Wahrlich, ein feiner Beruf! Viele junge Männer haben vom Prediger-sein eine ähnliche Vorstellung wie ich damals vom Jäger-sein – nichts als den kindischen Gedanken an den Mantel und das Hornegeblase; an die Ehre, den Respekt, die Bequemlichkeit und – wahrscheinlich sind sie sogar so dumm, auch daran zu denken – an die Reichtümer des Dienstes. (Sie müssen schon unwissende Geschöpfe sein, wenn sie im Zusammenhang mit einem baptistischen Dienst nach Reichtum schauen.) Die Faszination des Predigeramtes ist für schwache Menschen sehr groß. Deshalb ermahne ich ernstlich alle jungen Männer, diese nicht als Inspiration mißzuverstehen und eine kindliche Neigung nicht als Ruf des Heiligen Geistes.

Einmal, während einer solchen Fuchsjagd, lernte ich eine Lektion, die für mich als Prediger des Evangeliums sehr wichtig wurde. Man hatte mich mit einer Tasche zum Einkaufen geschickt. Ein Pfund Tee, ein viertel Pfund Senf und drei Pfund Reis waren gekauft, als ich auf dem Nachhauseweg ein Rudel Hunde sah, denen ich meinte über Hecken und Gräben folgen zu müssen (was ich als Kind immer tat). Schließlich zu Hause angekommen, stellte ich fest, daß sich alles in meiner Tasche – Tee, Senf und Reis – zu einer undefinierbaren Masse vermischt hatte. Damals habe ich die Notwendigkeit begriffen, meine Themen in gute, kräftige Kisten zu packen, eingebunden in den Faden meiner Rede. Deshalb gehe ich nach erstens, zweitens, drittens vor, wie unmodern diese Methode auch sein mag. Menschen mögen keinen Senf-Tee, und so mögen sie auch keine Wirrwarr-Predigten, bei denen sie den Kopf nicht vom Schwanz unterscheiden können, weil solche Predigten weder das eine noch das andere haben, sondern dem Terrier von Herrn Bright ähneln, dessen Kopf und Schwanz gleich aussahen.

Das Beste an unserer alten Kapelle war der Segen, der auf dem Dienst in ihr ruhte: Der Tau des Geistes aus der Höhe fehlte dem Dienst nie. Wohin mein Großvater auch ging, wurden Menschen unter seiner Predigt gerettet. Am Anfang meiner Zeit als Prediger kamen Menschen zu mir, die sagten: »Ich habe Ihren Großvater gehört, und ich würde mir jederzeit die Schuhe von den Füßen laufen, um einen Spurgeon zu hören.« Das war ermutigend. Einer erzählte mir, daß seine Flügelfedern beinahe einen halben Meter gewachsen seien, als er einmal meinen Großvater hörte. Er konnte, nachdem er mit solch himmlischer Nahrung gespeist worden war, sich wie ein Adler aufschwingen. »Er war immer so praktisch«, lautete die kurze Zusammenfassung eines der Arbeiter im Reiche Gottes. »Man hatte das Gefühl, er kenne einen durch und durch, als wäre er in einem selbst gewesen.« Gebäude mögen vergehen, neue Gottesdiensthäuser mögen folgen, aber in keinem irdischen Haus wird es einen gesünderen oder brauchbareren Dienst geben als den meines alten Großvaters.

Ich kann kaum beschreiben, wie traurig ich war, als ich zum ersten Mal meinen Großvater verlassen mußte. Es war die große Trauer meines kleinen Lebens. Auch Großvater schien sehr traurig zu sein, und wir weinten gemeinsam. Er wußte nicht so recht, was er mir sagen sollte, aber er sagte: »Nun, mein Kind, heute nacht, wenn der Mond in Colchester scheint, vergiß nicht, daß es der gleiche Mond ist, den dein Großvater von Stambourne aus sieht.« Noch mehrere Jahre sah ich als Kind zum Mond hinauf, denn ich dachte, daß sich dort auf dem Mond irgendwie die Augen meines Großvaters und meine eigenen begegnen würden.

3. Richard Knill und andere Kindheitserlebnisse

Spurgeons Vater, John Spurgeon (1810–1902), war der zweite Sohn des Pastors von Stambourne, und er führte in Treue das Zeugnis fort, das schon seit dem 17. Jahrhundert in der Familie lebte. »Der Glaube, den ich habe, trägt die Zeichen des Blutes meiner Vorfahren«, pflegte Spurgeon zu sagen, und dabei dachte er an Männer wie Job Spurgeon von Dedham, der in den Tagen Charles II harte Haft erduldet, weil er Freikirchler war.

John Spurgeon heiratete Eliza Jarvis (1815 in Otton Belchamp geboren), und ihr erstes Haus in Kelvedon steht heute noch. Was auch der Grund für die Trennung von seinen Eltern in früher Kindheit gewesen sein mag, Charles war glücklich, als er wieder zu ihnen ins neue Heim auf Hythe Hill, Colchester, kam; später nannte er zwei Gründe für die hohe Stellung, die Gott ihm gegeben hatte: »Meine Mutter und die Wahrheit meiner Botschaft.« Seinen Vater sah er wohl weniger, er war Pastor der neun Meilen entfernten Gemeinde Tollesbury und zugleich Buchhalter in einer Kohlenhandlung.

Spurgeons Kindheit war nicht einsam: bis er fünf war, wurden noch zwei Schwestern und ein Bruder geboren, deren natürlicher Führer er wurde. Als er eines Tages mit den Spielzeugbooten seines Bruders spielte, schlug er vor, ihnen Namen zu geben. »Ich werde meines *Donnerer* nennen«, rief Charles aus, »denn ein Schiff, das gewinnen will, muß einen passenden Namen tragen.« Später sagte er von seiner Familie: »Unsere Vorfäter waren arme Weber, aber ich will lieber von jemandem abstammen, der für den Glauben litt, als das Blut aller Könige in meinen Adern zu haben.«

Von dem Haus schräg gegenüber der St. Leonhard's Church, in dem die Spurgeons 16 Jahre wohnten, ist nichts mehr geblieben. Einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg wurde es abgerissen. John Spurgeon, später noch Pastor in Cranbrook und in Islington, starb im Alter von 91 Jahren und überlebte damit seinen ältesten Sohn um zehn Jahre.

Der Besuch Richard Knills in Stambourne

Viele haben die Geschichte von Richard Knill, der mir prophezeite, ich werde das Evangelium in der Kirche von Rowland Hill und vor den größten Versammlungen in der Welt predigen, für eine Legende gehalten. Aber sie stimmt wirklich. Knill kam im Jahre 1844 in den Landstrich Essex und zog dort von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt als Bevollmächtigter der Londoner Missions-Gesellschaft. Bei diesen Reisen verbrachte er auch eine kurze Zeit im Pfarrhaus in Stambourne, während der mein Großvater auswärts einen Predigtendienst hatte. In Knill brannte der Missionsgeist. Er suchte die Seelen von jung und alt für Jesus zu gewinnen, wo immer er sie antraf; er war ein großer Seelengewinner und hatte bald auch den kleinen Jungen gesichtet.

»Wo schläfst du?«, fragte er mich eines Tages. »Ich möchte dich nämlich morgen früh rufen.«

Ich zeigte ihm mein kleines Zimmer, und er sah es sich sehr genau an. Um sechs Uhr morgens weckte er mich. Im Garten meines Großvaters waren zwei Laubengänge, die in die Eibenbüsche hineingeschnitten waren. Wir gingen in den rechten Laubengang hinein, und dort erzählte mir Knill in einer äußerst feinen Art und Weise von der Liebe Jesu und Welch ein Segen es ist, auf ihn schon in der Kindheit zu vertrauen und ihn schon früh zu lieben. Mit manchen Beispielgeschichten verkündigte er mir Christus. Er erzählte mir, wie gut Gott zu ihm gewesen war, und dann betete er, daß ich den Herrn kennenlerne und ihm dienen möge. Dort in dem Laubengang kniete er nieder und betete mit mir, seinen Arm um meine Schulter gelegt. Er schien nicht zufrieden zu sein, bis ich in den Pausen, die er machte, mitbetete. Er hörte meinen Reden mit geduldiger Liebe zu und belohnte es mit freundlichen Unterweisungen. Auch an den nächsten drei Tagen lehrte er mich und betete mit mir.

Bevor er wieder gehen mußte, war mein Großvater zurückgekommen, und die ganze Familie war zum Morgengebet versammelt. Knill nahm mich in Gegenwart aller auf sein Knie und sagte: »Dieses Kind wird eines Tages das Evangelium predigen, und er wird es predigen vor vielen Menschen. Ich fühle, daß er es in der Kapelle von Rowland Hill verkündigen wird, wo (ich denke, er sagte es) ich zur Zeit Pastor bin.« Er sagte dies sehr feierlich und rief alle Anwesenden als Zeugen an für das, was er gesagt hatte. Dann gab er mir ein kleines Geldstück als Lohn, wenn ich das Lied lernen würde:

Wie handelt Gott geheimnisvoll,
um Wunder zu vollbringen.

Ich versprach, daß dieses Lied an dem Tag gesungen werden sollte, an dem ich in Rowland Hills Kapelle predigen würde. Und das als kleines Kind! Würde es jemals mehr sein als ein Traum?

Die Jahre vergingen. Ich hatte schon einige Zeit in London gepredigt, als man Dr. Fletcher für die alljährliche Predigt vor den Kindern in der Surrey-Kapelle einlud. Dann aber wurde Dr. Fletcher krank, und man fragte mich, ob ich nicht an seiner Stelle einspringen könnte. »Ja«, antwortete ich, »das will ich tun, vorausgesetzt die Kinder dürfen das Lied singen: ›Wie handelt Gott geheimnisvoll‹. Ich habe vor langer Zeit ein Versprechen abgegeben, dieses Lied singen zu lassen.« Und so geschah es. Ich predigte also in einer Kirche, in der auch Rowland Hill gepredigt hatte, und das Lied wurde gesungen. Ich kann meine Gefühle, die ich damals hatte, nicht beschreiben. Das Wort des Dieners Jesu wurde erfüllt.

Allerdings – war die Surrey-Kapelle wirklich der Ort, den Richard Knill gemeint hatte? Aber wie sollte ich zu einer der Rowland Hills-Kirchen auf dem Lande kommen? Ohne daß ich danach gesucht hätte, wurde ich von dem Pastor aus Wotton-under-Edge zum Predigen eingeladen. Auch in dieser Kirche hatte Rowland Hill während der Sommermonate gepredigt, und nun sang auch diese Gemeinde das Lied.

Für mich war dies eine wundervolle Sache, und ich verstand damals genauso wenig, wie dies alles zugegangen war, wie ich heute verstehe, warum der Herr so gnädig zu mir ist.

Haben die Worte Richard Knills mit dazu beigetragen, daß sie erfüllt wurden? Ich denke ja. Ich glaubte ihnen als Kind und wartete mit freudiger Erwartung auf die Zeit, da ich predigen sollte. Aber ich wußte auch, daß keiner, der noch nicht bekehrt war, es wagen durfte, diesen Dienst anzutreten. Dieses Wissen brachte mich ohne Zweifel noch mehr dazu, die Errettung zu suchen, und es schenkte mir auch Hoffnung, sie zu erlangen. Als ich mich dann selbst in die Liebe meines Erretters werfen

durfte, dauerte es nicht mehr lange, bis mein Mund begann, von seiner Erlösung zu reden.

Wie kam ein so besonnener Mann wie Richard Knill dazu, in solcher Weise von der Zukunft eines anderen Menschen zu reden, in die hinein doch nur Gott sehen kann? Wie kam es, daß er selber es noch erlebte und sich mit seinem jungen Bruder freuen konnte, wie alles, was er gesagt hatte, Wahrheit wurde? Wir wollen aus dieser Frage eine praktische Lehre ziehen: Wollte Gott, wir wären alle so weise wie Richard Knill und würden überall die gute Saat aussäen! John Eliot, der »Apostel der Indianer«, war noch an seinem Todestag damit beschäftigt, einem indianischen Kind an seiner Bettkante das Alphabet beizubringen. Ein Freund sagte zu ihm: »Warum ruhest du dich denn nicht ein wenig aus von deiner Arbeit?« Der Mann Gottes antwortete: »Weil ich Gott gebeten habe, mich in meinem Dienst nützlich zu machen; und er hat mein Gebet erhört. Denn nun, da ich nicht mehr in der Lage bin zu predigen, läßt er mich noch so viel Kraft haben, dieses arme Kind die Buchstaben zu lehren.« Keine Möglichkeit auszulassen, nützlich zu sein, ist eine herrschende Regel für alle jene, die berufen sind, Seelen zu gewinnen. Richard Knill hätte aus sehr verständlichen Gründen den kleinen Enkel eines Predigers links liegen lassen können, hatte er doch weit wichtigere Aufgaben, als mit Kindern zu beten. Und doch, wer wollte sagen, daß er nicht durch diesen demütigen Dienst ebensoviel erreichte wie durch Dutzende von Predigten vor vielen Zuhörern? Jedenfalls war sein Bemühen um den kleinen Jungen für mich mit ewigen Folgen gesegnet. Ich werde immer der Meinung sein, daß er seine Zeit gut genutzt hat. Laßt uns Gutes tun, wo wir die Möglichkeit dazu haben, und die Ergebnisse werden nicht auf sich warten lassen!

Später hatte ich einmal die Möglichkeit, für Richard Knill selber zu predigen, der damals in Chester war. Das war ein Zusammentreffen! Er predigte im Rampenlicht eines Theaters, und so auch ich. Damals verlor ich alle Scheu, in Gebäuden mit zweifelhaftem Hintergrund zu predigen. Ich wurde innerlich frei für die Predigten in der Exeter-Halle und der Surrey Musik-Halle. Und wieviel dies zu tun hatte mit anderen Theater-Gottesdiensten, ist bekannt.

Nach über vierzig Jahren saß ich noch einmal in jenem Laubengang. Es war für mich ein überwältigender Augenblick. Im Juli des Jahres 1887 war ich nach Stambourne gereist. Ich war wie im Traum. Der Pastor, der zu dieser Zeit in Stambourne Dienst tat, war mit seiner Familie, unter anderem auch mit seinem Sohn und seinen Enkeln, im Garten. Ich konnte nicht anders, als sie in diesen Laubengang zusammenzurufen und den Herrn für seine Güte, die er mir erwiesen hatte, zu loben. Ich

war erfüllt von einem unwiderstehlichen Drang: Ich mußte für diese Kinder beten, die um mich herum standen. Er, der mich gesegnet hatte, würde auch andere segnen. Ich wollte, daß sich die Kinder, wenn sie groß waren, an mein Zeugnis von Gottes Güte erinnern sollten. Gott hat mich mein ganzes Leben lang gesegnet, er hat mich von allem Übel erlöst, und ich bete, daß er auch der Gott all jener jungen Leute wird, die diese Geschichte lesen.

Kein Mensch kann alles niederschreiben, was er erlebt hat. Aus meinem Leben zu Hause und in der Schule kann ich nur noch ein paar Ereignisse wiedergeben, an die ich mich nach den vierzig bis fünfzig Jahren erinnern kann. Eines der frühesten Erlebnisse, und zudem eins, das auf mein kindliches Gemüt einen starken Eindruck gemacht hat, war

Meine erste und letzte Geldschuld

Als ganz kleiner Junge besuchte ich eine Mädchenschule. Eines Tages brauchte ich einen neuen Schiefergriffel, hatte aber kein Geld dabei. Ich war wirklich ein unachtsamer kleiner Kerl und hatte Angst, zu Hause getadelt zu werden, weil ich meine Griffel so oft verlor. Was also tun? In unserem Ort gab es ein kleines Geschäft, wo die alte Frau Pearson Nüsse, Kreisel, Kuchen und Bälle verkaufte, und ich hatte schon des öfteren gesehen, wie Jungen und Mädchen dort hatten anschreiben lassen. Ich dachte daran, daß ja bald Weihnachten sein würde, und sicher würde mir jemand dann einen Penny oder vielleicht sogar ein ganzes Sixpence-Stück schenken. Also würde ich diesen Griffel dort auf Pump kaufen und das Geld dann kurz nach Weihnachten zurückzahlen. Dies fiel mir nicht leicht, aber ich nahm all meinen Mut zusammen und ging in den Laden hinein. Der Griffel kostete einen Heller, und da ich bisher noch nie Schulden gemacht hatte, war mein Kredit gut, und ich erhielt den Griffel. Die nette alte Dame gab ihn mir, und plötzlich war ich verschuldet. Mir gefiel dies zwar nicht, ich hatte auch das Gefühl, etwas Falsches getan zu haben, aber noch hatte ich keine Ahnung, wie bald ich dafür büßen sollte.

Wie mein Vater von diesem kleinen Geschäft seines Sohnes erfuhr, weiß ich nicht. Irgendein kleiner Vogel muß es ihm geflüstert haben. Jedenfalls nahm er sich meiner sehr bald in aller Ernsthaftigkeit an. Gott möge ihn dafür segnen! Er war ein sehr feinfühligler Mann, keiner von der Sorte, die heutzutage die Kinder verderben. Er wollte nicht, daß seine Kinder Spekulanten würden, Menschen, die das tun, was jene großen Schurken Finanzieren nennen. Deshalb trieb er mir mein Schuldenmachen gründlich und auf einen Schlag aus. Es war eine kräftige Lektion über das Schulden-machen, wie sehr es dem Stehlen ähneln würde, wie

Menschen dadurch zugrunde gerichtet würden, wie ein kleiner Junge, der heute einen Heller Schulden hat, eines Tages gut und gerne hundert Pfund Schulden haben kann und ins Gefängnis muß, und wie er dann seiner ganzen Familie Schande bringt. Ja, das war eine Lektion! Ich kann sie noch heute hören und spüre, wenn ich daran denke, noch immer die Tränen über meine Wangen laufen.

Dann wurde ich in das Geschäft geschickt, ähnlich einem Verräter, der ins Gefängnis geht. Den ganzen Weg weinte ich und schämte mich fürchterlich. Der Heller wurde bezahlt. Dann wurde der arme Schuldner frei gelassen, wie man einen Vogel aus einem Käfig heraus frei läßt. Wie schön war es, frei von Schulden zu sein!

Ich habe diese gute und wichtige Lektion nie mehr vergessen. Wenn man allen Kindern in diesem Alter diese Lehre beibrächte, würde ihnen das in ihrem späteren Leben Wagenladungen von Schwierigkeiten ersparen. Gott segne meinen Vater, sage ich, und er schenke uns viele solcher Väter und bewahre uns davor, in Niederträchtigkeit unterzugehen, denn durch Schulden verfault die Nation wie Zunderholz. Seit jenem frühen Erlebnis hasse ich das Schuldenmachen wie Luther den Papst.

Der steinerne Apfel und andere Geschichten

Ich erinnere mich an einen steinernen Apfel, den ich als Kind auf dem Kaminsims entdeckte – er war einem Apfel herrlich ähnlich und auch sehr gut angemalt. Ich beobachtete diesen Apfel Jahr um Jahr, und er wurde nicht reifer. Er faulte auch nicht. Er war in einer hervorragenden Umgebung, um weich und süß zu werden; wenn er doch nur einmal ausreifen würde! Aber ich denke, daß nicht einmal die Sonne des Äquators oder der Tau des Hermon ihn tafelfertig gemacht hätten. Seine harte, marmorne Art hätte selbst die Zähne eines Riesen zerbrechen lassen. Er war ein scheinheiliger Professor, ein hartherziger Spötter über kleine Kinder, eine vorzügliche Imitation der Früchte Gottes.

Es gibt Mitglieder in der Gemeinde, die unfreundlich, habsüchtig, taldelsüchtig, jähzornig, egoistisch waren, in ihrem ganzen Wesen hart und steinig. Wie sind sie heute? Sind sie im Verlauf der Jahre reif geworden? Nein, sie sind eher schlimmer geworden. Sie ähneln Hunden, die sofort bereit sind, zu beißen und zu knurren, zu zerreißen und zu zerstören. Sie sind groß, wenn es darum geht, die sorgsame Arbeit des Heiligtums Gottes mit Äxten zu zerstören, oder Brunnen und gutes Land mit Steinen zu füllen. Wenn der Teufel einen Diener Gottes mit einem Stein treffen will, wird er sicher einen von jenen Menschen benutzen.

Wir Kinder hatten eine kleine Ecke im Garten für uns. Dort haben wir dann unseren Samen ausgesät. Ich weiß noch sehr gut, wie ich am

Tag nach dem Aussäen des Samens hingegangen bin und die Erde weggekratzt habe, um nachzusehen, ob er auch wachsen würde. Ich erwartete, daß dies nach einem Tag spätestens der Fall sein würde, und fand die Zeit des Keimens und Aufgehens unendlich lang. Vielleicht sagst du: »Das war aber kindisch gedacht.« Sicher war es kindisch; aber ich wünschte mir, daß du in bezug auf deine Gebete so kindisch wärest, daß du, gleich nachdem du sie ausgesät hast, nachsehen würdest, ob sie denn schon erfüllt worden seien. Und wenn dies nicht gleich der Fall ist, dann sei nicht so kindisch, daß du nicht warten willst, bis die bestimmte Zeit herangekommen ist; geh aber immer wieder hin und sieh nach, ob sie schon anfangen, erfüllt zu werden. Erwarte, daß Gott dich hört. Wenn du nichts erwartest, wirst du auch nichts haben. Gott wird dich nicht hören, solange du nicht glaubst, daß er dich hört. Wenn du aber glaubst, wird er entsprechend deinem Glauben hören. Er wird es nie zulassen, daß du besser von ihm denkst, als er ist. Er wird so groß sein, wie du denkst, und entsprechend deinem Glauben soll dir geschehen.

Als wir schon zur Schule gingen, zeichneten wir Häuser, Pferde oder Bäume auf unsere Schiefertafeln. Wir schrieben dann unter das Haus »Haus« und unter das Pferd »Pferd«, denn sonst hätte vielleicht der eine oder andere das Pferd für ein Haus halten können, oder umgekehrt. Genauso gibt es manche Menschen, die eigentlich ein Schild um ihren Hals tragen müßten, das sie als Christen auszeichnet, sonst könnten wir sie für Unerlöste halten, so ungöttlich ist ihr Verhalten.

Ich hatte einen Hund, den ich sehr schätzte. Eines Tages fragte mich ein Mann auf der Straße, ob ich ihm nicht den Hund geben könne. Ich hielt diese Frage für reichlich unverschämt und sagte ihm das auch.

Ein Herr, dem ich dieses Erlebnis erzählte, fragte mich daraufhin: »Nimm einmal an, der Herzog von So-und-so« – der in jener Gegend sehr berühmt war – »würde dich um den Hund bitten, würdest du ihm den Hund geben?« Ich antwortete: »Ich denke schon.« Darauf sagte jener Herr: »Dann bist du wie alle Welt; du würdest dem etwas geben, der es gar nicht braucht.«

Einmal hängte ich gedankenlos ein Pfund Talgkerzen an einen Kleiderhaken neben den Kamin. Es dauerte nicht lange, daß das Kerzenfett zu tropfen begann, und bald war alles eine Fettmasse und die Kleider voller Talg. Diese Geschichte erzähle ich manchmal als Beispiel für Leute, die ihre Pläne und andere gute Dinge einer zu großen Hitze aussetzen, so daß sie ihnen wegschmelzen. Ich fürchte, für manchen vernünftigen Entschluß genügt schon das gewöhnliche Feuer unseres Alltags, um ihn schmelzen zu lassen. Dies gilt auch für feine Bekenntnisse wie für Prahlereien von Vollkommenheit, wovon diese Zeit des Schaums überfließt.

4. Erinnerungen an Maidstone und Newmarket

Wie schon berichtet, besuchte Spurgeon zuerst »Old Mrs. Burleigh's Schule« in Stambourne. Als er nach Colchester zurückkehrte, ging er in Mrs. Cooks Schule, bis er zehn Jahre alt war, um dann die Stockwell House School zu besuchen, eine gute Schule der Mittelschicht. Hier begann Mr. Leeding, der fähige Lehrer für die klassischen Fächer und die Mathematik einen weitreichenden Einfluß auf seine eifrigen Schüler auszuüben. Spurgeons Mitschüler erinnerten sich später nicht nur an seine Leistungen in Latein und Mathematik, sondern auch daran, wie er sie in der Mittagspause unterhielt. Spurgeon und einige andere Jungen wohnten zu weit entfernt, um zum Mittagessen nach Hause zu gehen. Sie brachten ihr Essen mit, und während sie gemeinsam aßen, »war es Sitte, in einem Buch mit Witzen, Rätseln oder Anekdoten zu blättern. Was haben wir gelacht, und wie oft ist einer halb erstickt, als er versuchte, zugleich zu essen, zu lesen und zu lachen. Der Spielplatz war nie seine Stärke; das Spiel des Geistes war sein Vergnügen«.

1848 wurden Spurgeon und sein Bruder James auf eine Internatsschule in Maidstone geschickt. Über diese Zeit ist wenig bekannt, aber in späteren Jahren benutzte er manchmal Erlebnisse aus seiner eigenen Jugendzeit als Illustrationen. Als er einmal über Johannes 17,24 »Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen« predigte, sagte er: »Ein Kind mag in der Schule glücklich sein, aber es wartet doch auf die Ferien. Nur, weil es dem Unterricht entkommen möchte? Nein! Frag es, und es wird dir sagen: ›Ich möchte nach Hause zu meinem Vater.«

Viele Erinnerungen wurden wach, als ich eines Tages mein Exemplar der *Naturgeschichte Selborns* von White hervorholte und folgende Inschrift wieder las:

STOCKWELLS SCHULE, COLCHESTER

Überreicht an

Herrn C. Spurgeon,

als Englisch-Preis

der ersten Klasse

bei der

halbjährlichen Prüfung,

11. Dezember 1844.

T. W. DAVIDS, *Prüfer*

Nachdem ich es also einmal geschafft hatte, an die Spitze der Klasse zu kommen, war ich sorgsam darauf bedacht, diese Position zu behalten. Nur einmal gab es eine Zeit, da entschloß ich mich, von der Spitze an das Ende der Klasse zu gehen. Mein Lehrer konnte meine ungewöhnliche Dummheit nicht verstehen, bis er schließlich darauf kam, daß ich vielleicht absichtlich so schlecht sei, da die Klassenbesten gegenüber einer

zugigen Tür, die Schlechtesten aber ganz hinten, direkt neben dem Ofen saßen. Er drehte also die Sitzordnung der Schüler um, und es dauerte nicht lange, da saß ich wieder auf dem Ehrenplatz, auf dem ich mich zudem der Wärme des Ofens erfreute.

Ich war etwa vierzehn Jahre alt, als ich auf jene Schule der Kirche von England in Maidstone geschickt wurde – heute heißt sie St. Augustin College. Drei Geistliche kamen abwechselnd, um uns zu unterrichten. Aber irgendwie schienen die Schüler nicht so recht voranzukommen, denn als einer von einem der Geistlichen gefragt wurde, wie viele Sakramente es gäbe, sagte er: »Sieben.« Als dies bestritten wurde, meinte er: »Aber Herr Lehrer, da ist eins, das sie am Altar nehmen!« Ich konnte es mir nicht verkneifen zu sagen: »Am Besten aufhängen, denke ich.« Dieser Vorschlag brachte sogar den ehrenwerten Herrn zum Lächeln, auch wenn ich natürlich ermahnt wurde, nicht so unhöflich zu sein und zu unterbrechen. Ich bin sicher, daß viele dieser Söhne des Landadels auf jener Schule weniger über die Bibel wußten als die Jungen in mancher unserer Dorfschulen.

Von einem der Geistlichen glaube ich, daß er wirklich ein guter Mann war. Ihm verdanke ich jenen Lichtstrahl, der ausreichte, mir die Glaubenstaufe zu zeigen. Ich saß auch hier ganz vorne in der Klasse. Eines Tages, als der Katechismus der Kirche von England wiederholt werden sollte, entwickelte sich ungefähr das folgende Gespräch:

Geistlicher: »Wie heißt du?«

Spurgeon: »Spurgeon heiße ich.«

G.: »Nein, ich meine: Wie heißt du?«

S.: »Charles Spurgeon.«

G.: »Nein, du solltest dich nicht so daneben benehmen. Du weißt doch, daß ich nur deinen Taufnamen wissen will.«

S.: »Entschuldigen Sie, aber ich fürchte, ich habe keinen solchen.«

G.: »Warum, wie kommt das?«

S.: »Weil ich nicht glaube, daß ich ein Christ bin.«

G.: »Was bist du denn dann – ein Heide?«

S.: »Nein, aber es kann sein, daß wir keine Heiden sind und doch ohne die Gnade Gottes leben, also nicht wirkliche Christen sind.«

G.: »Schon richtig, macht ja nichts. Wie ist dein Vorname?«

S.: »Charles.«

G.: »Wer gab dir diesen Namen?«

S.: »Das weiß ich leider nicht so genau. Ich kenne keine Taufpaten, die jemals etwas für mich getan hätten, denn ich habe keine. Vermutlich haben mir meine Eltern diesen Namen gegeben.«

G.: »Also, du solltest eigentlich nicht die ändern zum Lachen bringen.

Natürlich will ich nicht die selbstverständlichen Dinge von dir zur Antwort haben.«

Er schien immer eine gewisse Achtung vor mir zu haben und gab mir später ein in Kalbsleder gebundenes Buch über das Kirchenjahr als Belohnung für meine große Tüchtigkeit im Religionsunterricht.

Nachdem er mit dem Katechismus weitergemacht hatte, drehte er sich plötzlich um und sagte:

»Spurgeon, du bist nie richtig getauft worden?«

S.: »O doch, Sir, ich bin getauft! Mein Großvater hat mich in dem kleinen Zimmer getauft, und er ist doch ein Pastor. Also weiß ich, daß er es richtig gemacht hat.«

G.: »Aber du hattest damals weder Glauben noch Buße und hättest folglich nicht getauft werden dürfen!«

S.: »Warum, das hat doch damit nichts zu tun! Alle Kinder sollten doch getauft werden.«

G.: »Woher weißt du das? Sagt nicht das Gebetbuch, daß Glaube und Buße vor der Taufe notwendig sind? Dies ist eine so biblische Lehre, daß sie niemand leugnen sollte.« Hier fuhr er fort, indem er zeigte, daß alle, von denen die Bibel sagt, daß sie getauft wurden, Gläubige waren; das war natürlich nicht schwer.

»Nun, Charles, ich gebe es dir für die nächste Woche als Hausaufgabe auf, daß du mir zeigst, daß die Bibel nicht Glaube und Buße als Voraussetzung für die Taufe verlangt.«

Ich war mir meines Sieges bisher sicher, denn ich dachte, daß eine Zeremonie, die mein Großvater und auch mein Vater in ihrem Dienst praktizierten, richtig sein müsse. Aber ich konnte die Bestätigung nicht finden; ich war geschlagen und überlegte mir, wie ich vorgehen wollte.

G.: »Nun, Charles, was denkst du jetzt?«

S.: »Also, ich denke, daß Sie recht haben, aber dann gilt das für Sie genauso wie für mich.«

G.: »Ich wollte dir das zeigen; denn aus diesem Grunde haben wir Paten. Ohne Glauben hätte ich nicht mehr Recht auf die Heilige Taufe als du. Aber die Kirche hat das Versprechen der Paten als Ersatz anerkannt. Sicher hast du schon gesehen, wie dein Vater, wenn er gerade kein Geld hatte, stattdessen einen Schuldbrief ausgehändigt hat. Dies wird dann behandelt als ein Ersatz für die Bezahlung, denn da er ein ehrlicher Mann ist, haben wir allen Grund anzunehmen, daß er diesen Schuldschein einlösen wird. Nun sind Paten im allgemeinen gute Menschen, und so akzeptieren wir in Nachsicht ihr Versprechen für das Kind. Weil das Kind zu diesem Zeitpunkt noch keinen Glauben haben kann, akzeptieren wir, daß der Pate verspricht, daß der Glaube kommen wird; dieses Versprechen wird ein-

gelöst bei der Konfirmation, wenn das Kind das Versprechen der Paten übernimmt.«

S.: »Nun, ich denke, daß dies ein sehr schlechter Schuldschein ist.«

G.: »Ich habe keine Zeit, darüber zu diskutieren, aber ich halte es für eine gute Sache. Ich frage dich nur: Wer steht wohl der Schrift am nächsten – ich als ein Mann der Kirche, oder dein Großvater als ein Abtrünniger von der Kirche? Er tauft entgegen der Heiligen Schrift; ich tue es meiner Meinung nach nicht, denn ich verlange ein Versprechen, das ich als Ersatz für Glauben und Buße betrachte und das in späteren Jahren eingelöst werden muß.«

S.: »Eigentlich denke ich, daß Sie richtiger handeln. Aber da es die Wahrheit zu sein scheint, daß nur Gläubige getauft werden sollten, denke ich, daß Sie beide falsch handeln, auch wenn Sie die Bibel mit der größeren Höflichkeit behandeln.«

G.: »Du gibst also zu, daß du nicht wirklich getauft bist. Und du denkst, daß du, wenn es in deiner Macht stände, dich uns anschließen würdest und Paten haben solltest, die an deiner Stelle ein Versprechen ablegen?«

S.: »O nein! Das erste Mal bin ich getauft worden, bevor ich sollte. Das nächste Mal werde ich warten, bis ich dafür bereit bin!«

G. (lächelnd): »Das ist zwar falsch, aber ich sehe es gerne, daß du dich an das Wort Gottes halten willst! Suche bei ihm ein neues Herz und göttliche Führung, und du wirst eine Wahrheit nach der anderen erkennen. Und höchstwahrscheinlich werden sich diese Ansichten, die nun so fest in dir verankert zu sein scheinen, dann noch sehr ändern.«

Von diesem Augenblick an beschloß ich, mich taufen zu lassen, sollte jemals die göttliche Gnade in mir eine Veränderung bewirken. Ich wollte nicht für die falsche Taufe verantwortlich gemacht werden, ich hatte nichts damit zu tun. Der Fehler, wenn es einer war, lag bei meinen Eltern und Großeltern.

Im Juli des Jahres 1889 besuchte Spurgeon kurz die Stadt Maidstone. Am Samstagabend nach dieser Fahrt nach Kent sprach er darüber im Tabernakel. Er predigte über den 17. Vers von Psalm 71 und sagte:

»Letzte Woche machte ich einen Besuch in Maidstone, in der Grafschaft Kent, ziemlich genau vierzig Jahre, nachdem ich das College dort verlassen hatte. Ich meinte, dorthin zurückkehren zu müssen, besonders zu einem Baum, der neben dem Fluß Medway steht. Unter diesem Baum habe ich manche Stunde und manche Tage, ja sogar manche Woche verbracht und den ganzen Tag über gelesen. Während der Schulzeit? Ja, mein Lehrer dachte, ich würde größere Fortschritte machen, wenn ich unter diesem Baum säße, als in der Schulklasse. Er war ein weiser Mann.

Er gab mir ein Buch und überließ mich mir selbst. Als ich nun wieder unter diesem Baum stand, den sanft dahinfließenden Fluß zu meinen Füßen, konnte ich Gott danken für seine Gnade während jedes einzelnen der vierzig vergangenen Jahre, und ich konnte mit dem Psalmisten sagen: ›Gott, du hast mich von Jugend auf gelehrt, und bis hierher verkündige ich deine Wunder.‹

Ich wünsche mir von Gott, daß die jungen Leute, die gerade von der Schule kommen, Jungen und Mädchen, daß sie sich Zeit nehmen zum heiligen, stillen Nachdenken über ihre Zukunft, darüber, wem sie dienen wollen, wer ihr Lehrer sein soll, für wen sie zum Lehrer werden und wie sie ihr Leben zubringen wollen.

Als ich dort unter dem Baum stand, konnte ich nicht anders, als Gott darüber loben, daß er mich – nicht lange, nachdem ich die Schule verlassen hatte – zum Glauben an Jesus Christus geführt, mir Ruhe in ihm und ewiges Leben geschenkt hat. Und ich konnte nicht anders, als Gott danken, daß ich zwölf Monate lang diese Schule besuchen konnte und daß es eine Schule der Kirche von England war. Bis zu dieser Zeit hatte ich nichts von der Kirche von England mitbekommen, aber nun gab es einen Wendepunkt in meinem Leben; der Tatsache, daß ich dort war, verdanke ich es, jetzt hier zu sein. Der Katechismus der Kirche von England hat eine Frage, die lautet: ›Was wird von Menschen verlangt, damit sie getauft werden können?‹ und die Antwort, die ich darauf zu geben lernte und die ich auch gab, war: ›Buße, wodurch sie der Sünde absagen, und Glaube, wodurch sie fest vertrauen auf die Zusagen, die Gott ihnen in diesem Sakrament macht.‹ Ich habe diese Antwort in der Bibel gesucht und fand, daß sie, was Buße und Glauben betrifft, absolut richtig ist. Natürlich wurde ich später, als ich Christ wurde, auch Baptist, und das verdanke ich dem Katechismus der Kirche von England. Da ich unter Kongregationalisten groß geworden bin, hätte ich mich mit dieser Frage vielleicht nie in meinem Leben befaßt. Ich dachte, ich sei als Säugling getauft worden. Jetzt, als ich wußte, daß zur Taufe Buße und Glaube Voraussetzung sind, sagte ich zu mir selbst: ›Dann bin ich nicht getauft. Diese Besprengung als Säugling war ein Fehler. Wenn es Gott gefallen sollte, daß ich eines Tages Buße und Glauben habe, dann werde ich mich richtig taufen lassen.‹ Ich wußte nicht, ob es auf der ganzen Welt noch irgendeinen anderen Menschen gab, der so dachte wie ich; so wenig stellen sich die Baptisten zur Schau, zumindest damals, daß ich von ihrer Existenz keine Ahnung hatte. Also bin ich der kirchlichen Schule wie dem kirchlichen Katechismus dankbar, denn sie führten mich dorthin, wohin die, die sie geschrieben hatten, mich niemals bringen wollten: zu der Lehre der heiligen Schrift, die besagt, daß Buße und Glaube vorausgesetzt werden, wo irgendeine wirkliche Taufe sein soll.«

Der theologische Lehrer des jungen Hilfslehrers

Den ersten Unterricht in Theologie bekam ich von einer alten Köchin in der Schule von Newmarket, wo ich Hilfslehrer war. Sie war eine gute alte Seele und las immer die Zeitschrift *The Gospel Standard*, eine Monatsschrift, die sich den Kampf gegen die natürliche Religion und andere religiöse Irrtümer zur Aufgabe gemacht hatte. Tatsächlich liebte sie etwas sehr Süßes: die gute, klare calvinistische Lehre; aber sie kochte gepfeffert. Oft haben wir miteinander über den Gnadenbund gesprochen und über die persönliche Erwählung der Heiligen, ihre Einheit mit Christus, ihre Standhaftigkeit bis zum Ende und was lebendige Frömmigkeit ist. Ich glaube, daß ich von ihr mehr gelernt habe, als mir sechs Doktoren der Theologie von der Sorte, die wir heute haben, hätten beibringen können. Es gibt einige Christen, die schmecken, sehen und erleben die Religion in ihren eigenen Seelen. Sie bekommen eine tiefere Erkenntnis von ihr, als alle Bücher ihnen geben könnten, auch wenn sie ihr ganzes Leben lang darin suchten.

Die Köchin in Newmarket war eine in göttlichen Dingen erfahrene Frau, von der ich auch weit mehr gelernt habe als von dem Prediger, der in der Kirche predigte, die wir besuchten.

»Warum gehst du an einen solchen Ort?« fragte ich sie eines Tages.

Sie antwortete: »Es gibt keinen anderen Ort, an den ich zum Gottesdienst gehen könnte.«

»Aber es ist doch besser, zu Hause zu bleiben, als sich einen solchen Unsinn anzuhören.«

»Vielleicht«, meinte sie, »aber ich gehe gern zum Gottesdienst, auch wenn ich dort nichts bekomme. Du siehst auch Hühner oft in einem Abfallhaufen scharren, um dort ein Korn zu finden. Sie finden zwar keins, aber das Scharren zeigt, daß sie danach schauen und die Werkzeuge, es zu finden, üben. Außerdem werden sie vom Scharren warm.« So machte mir diese alte Dame klar, daß ihr Kratzen und Scharren in den armseligen Predigten, die sie hörte, ihre geistlichen Fähigkeiten schulte und ihren Geist wärmte.

Ein andermal sagte ich ihr, daß ich in der ganzen Predigt nicht einen Krümel gefunden hätte, und fragte sie, wie es ihr ergangen wäre.

»Oh, mir ging es heute abend besser«, meinte sie, »denn alles, was der Prediger sagte, habe ich einfach ins Gegenteil verkehrt, und so wurde sein Gerede zum wirklichen Evangelium.«

5. Frühe religiöse Eindrücke

Nicht jeder kann die Stunde nennen, in der er zum ersten Mal den Namen Jesus gehört hat. Unsere frühesten Erinnerungen fallen in die Zeit kindlicher Liebkosungen. Unsere ersten Eindrücke haben mit dem Haus Gottes zu tun, mit der Bibel, mit dem Singen von Chorälen, mit Gebet. Wie den jungen Samuel brachte man uns mit den Lampen des Heiligtums zu Bett; wir wurden mit Morgenliedern geweckt. Oft ist dem Mann Gottes, der solche Eltern hatte, die segnende Hand aufgelegt worden, damit der Segen des Erlösers auf ihm ruhe, das erste »Amen« der Mutter als fromme Begleitung. Vielleicht betraf das erste Lied, das wir überhaupt lernten, den »Freund der Kinder«, das erste Buch, das wir zu lesen begannen, machte uns mit seinem Namen vertraut; und viele Male legte man uns nahe, an Jesus zu denken und ihm das Herz zu schenken.

Ich hatte das Vorrecht, Kind gläubiger Eltern zu sein, die mich mit offenen Augen beobachteten. Kaum je erlaubten sie mir, daß ich mich mit fragwürdigen Kumpanen herumtrieb. Sie warnten mich davor, auf weltliche oder unsittliche Dinge zu hören, und lehrten mich den Weg Gottes von meiner Jugend auf. Es kam eine Zeit, da der Ernst der Ewigkeit mich zu einer Entscheidung drängte, auch weil die Tränen einer Mutter und das Flehen eines Vaters meinewegen zum Himmel getragen wurden. Wäre ich damals ohne die Hilfe der Gnade Gottes geworden und allein gelassen worden, hätte ich mein Gewissen betäuben und gegen meine innere Überzeugung ankämpfen können, wäre ich heute vielleicht tot, begraben und gerichtet. Ich hätte mich durch ein Leben im Laster selbst in mein Grab gebracht; vielleicht wäre ich auch unter den Ungöttlichen ein ebenso eifriger Führer geworden, wie ich heute siegreich für Christus und seine Wahrheit kämpfen möchte.

Ich rede von mir selbst mit einer großen und tiefen Traurigkeit im Herzen. Ich versteckte mein Gesicht vor Ihm und ließ die Jahre vorübergehen – nicht ohne Gewissensbisse, nicht ohne Zurechtweisungen, wußte ich doch, wie sehr ich einen Erlöser brauchte; nicht ohne die Warnungen anderer, die ich glücklich und fröhlich in Christus sah, während ich keinen Anteil an seiner Erlösung hatte. Und doch schob ich es auf, von Tag zu Tag und von Monat zu Monat, wie viele andere dies auch tun. Ich dachte, Christus würde irgendwann einmal kommen, und wenn ich dann gerade nichts Besseres zu tun hätte, würde ich an ihn denken, dessen Blut mich reinigen könnte. Oh, meine Seele, heute könnte ich dich dafür ohrfeigen! Wahrlich, ich könnte mein eigenes Herz heute schlagen, wenn ich daran denke, wie Wochen und Monate an mir vor-

übergangen, und daß ich mein Gesicht vor Christus verborgen und meinen lieben Herrn, dessen Herz für mich geblutet hat, abgelehnt habe.

Oft sind Kinder gegenüber ihren Eltern sehr verschwiegen. Immer und immer wieder habe ich mit jungen Menschen über ihr Inneres gesprochen, die mir sagten, daß sie mit ihren Vätern nicht über solche Dinge reden könnten. So war es auch mit mir. Als ich um meine Seele besorgt war, wären die letzten, mit denen ich über Glaubensdinge geredet hätte, meine Eltern gewesen – nicht wegen mangelnder Liebe zu ihnen oder fehlender Liebe von ihnen – so war es einfach. Eine seltsame Schüchternheit befällt eine suchende Seele und treibt sie weg von ihren Freunden. Und doch kann ich nicht mit Worten ausdrücken, wie viel ich den heiligen, feierlichen Worten meiner guten Mutter verdanke. Als wir noch kleine Kinder waren, war es Sonntagabends Sitte, daß sie mit uns zu Hause blieb, und dann saßen wir um den Tisch herum, lasen Vers für Vers in der Bibel, und sie erklärte uns die Schrift. Wenn dies geschehen war, kam die Zeit des Bittens. Es wurden einige Seiten aus dem Buch von Aleine, *Alarm*, oder aus dem von Baxter, *Ruf des Unbekehrten*, gelesen, und zwar mit an uns, die wir um den Tisch herum versammelt waren, gerichteten Ermahnungen. Die Frage wurde uns vorgelegt, wie lange es noch dauern werde, bis wir über unseren Zustand nachdächten, bis wir den Herrn suchten. Dann betete Mutter. Einige Worte aus diesen Gebeten werden wir nie vergessen. Ich erinnere mich noch, wie sie einmal betete: »Nun, Herr, wenn meine Kinder in ihren Sünden weitermachen, dann werden sie nicht aus Unkenntnis zugrunde gehen, und meine Seele muß ein klares Zeugnis gegen sie am Tage des Gerichtes abgeben, wenn sie Christus nicht annehmen.« Dieser Gedanke an eine Mutter, die ein klares Zeugnis gegen mich ablegen muß, traf mein Gewissen und rührte mein Herz an.

Väter und Mütter sind die natürlichsten und selbstverständlichsten Werkzeuge Gottes für die Erlösung ihrer Kinder. Niemand kann erfassen, was er einer gläubigen Mutter verdankt. Wie könnte ich jemals die Tränen in ihren Augen vergessen, als sie mich ermahnte, dem Zorn Gottes zu entfliehen, der über mich kommen würde? Wie könnte ich jemals vergessen, wie sie ihre Knie beugte, ihre Arme um meine Schultern legte und betete: »Oh, daß mein Sohn vor dir leben möchte!«

Ich erinnere mich, wie mein Vater von einem Erlebnis sprach, das ihn sehr beeindruckt hatte. Er war oft auswärts zum Predigen.

Einmal befahl ihm die Furcht, er könne seine Familie vernachlässigen, während er sich um die Seelen anderer kümmere. Er kehrte um, und als er zu Hause ankam, war er erstaunt, daß er niemand in den unteren Räumen des Hauses fand. Oben hörte er jemand beten. Es war meine Mutter, die ernstlich um die Errettung ihrer Kinder flehte, besonders für

Charles, ihren erstgeborenen und eigenwilligen Sohn. Da meinte Vater, er könne beruhigt dem Dienst seines Herrn nachgehen, da seine Frau so gut für die geistlichen Bedürfnisse der Kinder zu Hause sorgte. Er störte sie nicht, sondern kehrte um und erfüllte seine Predigt-Verpflichtung.

Jahre später sagte Mutter zu mir: »Ach, Charles! Ich habe den Herrn so oft gebeten, dich zu einem Christen zu machen, aber nicht, daß du ein Baptist wirst.«

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen und antwortete: »Ach, Mutter! Der Herr hat dein Gebet mit seiner ihm eigenen Großzügigkeit beantwortet und dir weit über Bitten und Verstehen gegeben.«

Als Vierzehnjähriger hatte ich von Baptisten noch nichts gehört; was mir dann über sie erzählt wurde, war alles andere als schmeichelhaft. Obwohl meine Eltern sie vermutlich nicht für schlechte Leute hielten, war das doch mein Eindruck, wahrscheinlich aufgrund von Verleumdungen.

Einige vertreten die Ansicht, Kinder könnten die großen Geheimnisse der Religion nicht verstehen. Es gibt Sonntagsschullehrer, die es sorgsam vermeiden, die großen Lehren des Evangeliums zu erwähnen, weil sie denken, die Kinder könnten sie nicht erfassen. Der gleiche Fehler hat sich auch auf die Kanzeln geschlichen, glaubt man doch heute unter einer bestimmten Sorte von Predigern, daß viele Lehren des Wortes Gottes zwar wahr seien, jedoch nicht gelehrt werden könnten, da die Hörer sie zu ihrem eigenen Schaden nur pervertieren würden. Weg mit solchen schlaun Priestern! Alles, was Gott offenbart hat, werde ich glauben und verkündigen, selbst wenn ich es nicht verstehen kann. Ich bin aber davon überzeugt, daß es keine Lehre im Wort Gottes gibt, die ein Kind, das die Erlösung begreifen kann, nicht erfassen könnte. Ich lehre die Kinder alle großen Lehren der Wahrheit ohne jede Ausnahme, so daß sie sich später daran halten können.

Ich kann aber auch bezeugen, daß Kinder die Heilige Schrift verstehen können, denn ich selbst hatte als Kind über viele der schwierigen und kontroversen theologischen Themen diskutieren können, nachdem ich gehört hatte, wie in dem Freundeskreis meines Vaters beide Seiten einer Frage offen besprochen wurden. Kinder sind sogar in der Lage, einige Dinge in ihrem jungen Leben zu verstehen, die wir später kaum noch verstehen. Kindlicher Glaube ist einfach, und wegen seiner Einfachheit ist er höchster Erkenntnis zugänglich. Ich wüßte nicht, daß es zwischen der Einfachheit eines Kindes und dem Genius des tiefgründigen Geistes einen großen Unterschied gäbe. Wer die Dinge einfach wie in Kind erfaßt, wird oft Gedanken haben, die einem anderen, der aus allem einen Vernunftsschluß machen muß, nie kommen werden. Wer

wissen will, ob man Kinder lehren kann, soll sich die Kinder unserer Gemeinden und gläubigen Familien ansehen. Das sind keine Wunderkinder, sondern, was wir häufiger finden, kleine Timotheusse und Samuels und kleine Mädchen, die früh die Liebe ihres Herrn kennengelernt haben.

Sobald ein Kind verstehen kann, daß es verloren ist, kann es auch, wenn Gottes Gnade dazu hilft, verstehen und erkennen, daß es errettet werden muß.

Sobald ein Kind sündigen kann, kann es auch das Wort Gottes glauben und empfangen.

Sobald die Kinder das Böse lernen können – sei sicher, dann sind sie auch in der Lage, unter der Leitung des Heiligen Geistes das Gute zu lernen.

Bei uns zu Hause wurde sonntags nie gekocht. Wenn im Winter doch etwas Warmes auf den Tisch kam, dann war es ein Pudding, der schon am Samstag vorbereitet wurde, oder ein paar Kartoffeln, die ohne viel Aufwand warm gemacht werden konnten. Ist das nicht viel besser und auch viel christlicher, als ein großes Sonntags-Festessen zu veranstalten und dafür Küchensklaven zu benötigen? Wenn das Pferd aus dem Stall geholt werden mußte, weil die Entfernung zum Gemeindehaus zu groß oder das Wetter zu rauh war zum Gehen, ließen Christen der guten alten Schule immer den Tieren ihren Sabbath am Samstag oder am Montag. Und was den Kutscher betrifft, wenn man einen angestellt hatte, so gab man ihm immer genügend Zeit, das Pferd auszuspannen, damit er mit hineinkommen und zusammen mit der Familie den Gottesdienst feiern konnte, und man wartete auch, bis er nach dem Gottesdienst alles fertig hatte, weil man nicht wollte, daß er auch nur den Segen am Ende des Gottesdienstes verpaßte.

An die Pastoren meiner Kindheit habe ich gute und weniger gute Erinnerungen. Da war ein Geistlicher, der die Angewohnheit hatte, jedesmal nach etwa einem Dutzend Sätzen zu sagen: »Wie ich bereits gesagt habe« oder »Ich wiederhole noch einmal«. Nun, meine gute Seele, da in dem, was er sagte, nichts Besonderes lag, offenbarten diese Wiederholungen nur immer deutlicher das Niveau seines Denkens. Denn wenn er Wichtiges zu sagen gehabt und formuliert hätte, warum wiederholte er es dann? Und wenn es schwach und erbärmlich war, stellt man sich diese Frage erst recht. Manchmal kann die Wiederholung einzelner Sätze hilfreich sein. Alles kann zu bestimmten Zeiten gut sein – und doch als Gewohnheit zerstörerisch wirken. Wen wundert es, daß die Gemeinde beim ersten Mal nicht zuhört, wenn sie weiß, daß alles noch einmal wiederkommt?

Einst hörte ich einen hochgeschätzten Prediger, der eine erbärmlich monotone und undeutliche Aussprache hatte. Wie traurig, wenn ein Mann, der ohne Zweifel Dinge von unschätzbarem Wert weitergibt, die von Herzen kommen und in eine höchst zutreffende Sprache eingepackt sind, Prediger-Selbstmord begeht, indem er auf nur einer Saite spielt, wo ihm doch der Herr ein Instrument mit vielen Saiten gegeben hat! Schade! Diese ermüdende Stimme, die nuschelt und murmelt wie ein Mühlstein, immer die gleiche unmusikalische Melodie, ob der Eigentümer der Stimme nun vom Himmel oder von der Hölle, vom ewigen Leben oder von ewigem Zorn redet! Vielleicht wird sie durch Zufall einmal etwas lauter oder leiser, je nach der Länge der Sätze, aber die Tonlage ist doch immer die gleiche, eine ermüdende Verschwendung von Tönen, eine endlose Wüste der Rede, aus der es kein Entfliehen gibt, keine Veränderung, keine Musik, nichts als eine schreckliche Einöde. Nur die Gnade kann einen Zuhörer befähigen, unter dem Gemurmel mancher Geistlicher erbaut zu werden.

Eine über Wochen sich hinziehende Betrachtung des Hebräerbriefes bleibt mir deshalb im Gedächtnis, weil sie mich fast verzweifeln ließ. Ich hätte sehnlichst gewünscht, jene Hebräer hätten ihren Brief für sich behalten, um mich armes Heidenkind nicht damit zu langweilen. Bis zum siebten oder achten Gespräch hielten nur die Standhaftesten durch, und diese wenigen erklärten, es wäre von Mal zu Mal schlimmer geworden.

Paulus ermahnt uns, die Ermahnung zu erleiden, und wir erlitten sie. Auch über Daniel erlitten wir – da man unserem Verständnis nicht nachhalf – viele Stunden. Die Prediger brachten den Stoff trocken und langweilig vor – es war die Mühe nicht wert, ihnen zuzuhören. Nichts Ermutigendes, eine Flut von Worten, an denen hoffnungsvolle Christen ersticken konnten, Leute, die auf dem Weg zum Himmel waren und nicht nur unter Kummer und Klagen und Zweifel stöhnten. Sie lasen Hiob und Jeremia und zitierten die Klagelieder so perfekt, daß die armen bekümmerten Herzen nur noch weinend Gott vorhalten konnten: »Meine Trauer ist schwerer als meine Klage.«

Längere Zeit hörte ich einen Prediger, dessen Botschaft war, soweit ich es verstand: »Tu dies, tu jenes und tu das andere, so wirst du gerettet werden.« Nach seiner Theorie war das Beten etwas sehr Einfaches; sich selbst ein neues Herz machen war eine Sache von wenigen Augenblicken und konnte eigentlich jederzeit getan werden. Ich dachte wirklich, ich könnte mich Christus zuwenden, wann immer ich wollte, und so könnte ich es bis zum letzten Abschnitt meines Lebens aufschieben, um es dann gemütlich auf einem Krankenbett zu tun. Aber als der Herr meiner Seele die ersten Erschütterungen solcher Überzeugung schickte, wußte ich es sehr bald besser. Ich ging ins Gebet. Ich betete, Gott weiß es;

aber mir schien, als täte ich es nicht. Was, ich nahe mich dem Thron? Solch ein Elender wie ich nehme eine Verheißung in Anspruch? Ich wage zu hoffen, daß Gott mich ansehen wird? Es schien unmöglich. Eine Träne, ein Seufzen, manchmal auch weniger, ein »Ach!«, ein »Wie schön wäre es!« oder ein »Aber« – mehr wollte mir nicht über die Lippen kommen. Das war Beten, nur – damals schien es mir das nicht zu sein. Wie hart ist ein durchdringendes Beten für einen von Gott aufgerüttelten Sünder! Wo war die Macht Gottes? Wo die Bereitschaft, seine Kraft in Anspruch zu nehmen, oder mit dem Engel zu kämpfen? In mir nicht. Ich war schwach wie Wasser und manchmal hart wie ein Mühlstein.

Eines Tages dann wurde mein Herz durch eine vollmächtige Predigt erschüttert. Mein Herz zitterte in mir, und ich war völlig aufgelöst. Ich wollte den Herrn suchen, beugte meine Knie, rang mit ihm und schüttete mein Herz vor ihm aus. Dann wagte ich es, wieder in sein Heiligtum zu gehen, um sein Wort zu hören in der Hoffnung, daß er in einer Stunde der Gnade eine kostbare Verheißung schicken würde zu meinem Trost. Aber ach, an diesem elenden Nachmittag hörte ich eine Predigt, in der Christus nicht war. Ich hatte keine Hoffnung mehr. Wie hätte ich an der Quelle getrunken, aber ich wurde weggejagt. Ich fühlte, daß ich an Christus geglaubt hatte, ich sehnte mich nach ihm voller Seufzen. Aber ach! Diese schreckliche Predigt und diese fürchterlichen Dinge, die da gesagt wurden! Meine arme Seele wußte nicht, was Wahrheit war und was Irrtum. Aber ich dachte, der Mann predige bestimmt die Wahrheit; und ich wurde weggejagt. Ich wagte nicht zu beten, ich konnte nicht glauben, ich konnte Christus nicht ergreifen. Ich war ausgeschlossen, mehr als jeder andere.

6. Durch viel Trübsal

Mein Herz war Brachland, mit Unkraut bedeckt; aber eines Tages kam der große Bräutigam und begann, meine Seele zu pflügen. Er kam mit zehn schwarzen Pferden, er benutzte eine scharfe Pflugschar und zog tiefe Furchen. Die schwarzen Pferde, das waren die zehn Gebote, und es war die Gerechtigkeit Gottes, die meinen Geist wie eine Pflugschar aufriß. Ich war verdammt – hoffnungslos, hilflos – ich dachte, ich stünde direkt vor der Hölle. Dann kam eine neue Zeit des Pflügens in eine andere Richtung. Denn als ich das Evangelium zu hören begann, tröstete es mich nicht. Ich wünschte wohl, daran Teil zu haben, aber ich fürchtete, eine solche Gnade komme für mich nicht in Frage. Die auserwähltesten

Verheißungen Gottes blickten mich finster an, und seine Drohungen donnerten auf mich herab. Ich betete, fand aber keine Antwort des Friedens. Dieser Zustand hielt lange an.

Doch kostbar ist der Wein, der in der Kelter des Überführtwerdens gepreßt, rein das Gold, das aus den Minen der Umkehr geborgen wird, und herrlich glänzen jene Perlen, die in den Tiefen der Trübsal gefunden werden. Wenn der Herr uns nicht gedemütigt hätte, hätten wir eine solche tiefe Demut nie kennengelernt. Schon immer haben wir die schärfsten Pfeile aus dem Köcher unserer eigenen Erfahrung gezogen. Keine Schwerter sind von so gutem Material wie die, die in dem Feuer seelischer Schwierigkeiten geschmiedet sind.

Eine geistliche Erfahrung, die sorgsam durchmischt ist mit dem tiefen und bitteren Geschmack der Sünde, ist für den, der sie hat, von großem Wert. Es ist schwer, sie zu trinken, aber im ganzen späteren Leben wirkt sie heilend. Unsere vielen Evangelisationen machen es den Menschen leicht, Frieden und Freude zu erlangen – ob hier der Grund für die oberflächliche Frömmigkeit liegt, die wir heute überall beobachten? Damit wollen wir über die modernen Bekehrten nicht urteilen; aber wir ziehen jene Form geistlicher Erfahrung vor, die die Seele den Kreuzesweg des Weinens führt und ihr zuerst die eigene Schwärze zeigt, bevor sie ihr versichert, in jeder Hinsicht rein zu sein. Zu viele denken oberflächlich über Sünden und genauso auch über den Erlöser. Wer vor Gott gestanden hat – überführt und verdammt, mit dem Strick um den Hals –, der wird auch vor Freude weinen, wenn er Vergebung erhält; er wird das Böse hassen, das ihm vergeben wurde, und er wird zur Ehre des Erlösers leben, durch dessen Blut er gereinigt wurde.

Unsere eigene Erfahrung führt uns zurück in jene Zeit, in der wir uns nach dem Herrn ausstreckten, ja, nach ihm, nach dem allein uns verlangt.

Wertlos waren für uns die religiösen Riten – leer wie Flaschen, ausgetrocknet durch den heißen Wüstenwind, ohne einen Tropfen Wasser. Wertlos waren fromme Zeremonien – leer, wie trockene Brunnen für durstige Araber. Wertlos die Freuden des Fleisches – bitter wie das Wasser von Mara, das selbst die ausgetrockneten Lippen Israels nicht trinken wollten. Wertlos waren die Anweisungen der Gesetzesprediger – wertlos wie das Heulen des Windes für den von der Nacht überraschten Wanderer. Wertlos, mehr als wertlos, waren die Fluchtversuche durch Lügen, die über uns zusammenbrachen wie der Tempel Dragons über den Köpfen der Götzendiener. Nur eine Hoffnung hatten wir, einen einzigen Zufluchtsort vor unserer Not: die Arche. Rettung dort, wo die Arche war – im Norden, Osten, Süden und Westen eine einzige riesige Wasserwüste. Rettung dort, wo der Stern leuchtete – der Himmel ein

wüstes Feld undurchdringlicher Finsternis. Jesus, Jesus, JESUS! Er allein, er und kein anderer wurde der einzige, letzte Zufluchtsort gegen den Sturm.

Ich erinnere mich an mein erstes ernsthaftes Gebet. Ich weiß nicht mehr, welche Worte ich benutzt habe, es waren jedenfalls nicht viele. Oft wiederholte ich eine Formulierung. Es war reine Angewohnheit, sie zu wiederholen. Und dann schließlich betete ich wirklich. Ich sah mich selbst vor Gott stehen, in der unmittelbaren Gegenwart des Herrn, der das Herz erforscht, und ich sprach in mir selbst: »Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen, aber nun hat mein Auge dich gesehen, daher spreche ich mich schuldig und tue Buße in Staub und Asche« (Hiob 42). Ich fühlte mich wie Esther, als sie vor dem König stand, kraftlos und von Furcht überfallen. Ich war voll Reue des Herzens wegen seiner Majestät und meiner Sündhaftigkeit. Die einzigen Worte, die mir über die Lippen kamen, erschöpften sich in: »O!« und »Ach!« Und der einzige vollständige Satz war: »Gott, sei mir Sünder gnädig!« Der übermächtigende Glanz seiner Majestät, die Größe seiner Macht, der Ernst seiner Gerechtigkeit, das reine Wesen seiner Heiligkeit und seine ganze schreckliche Größe – dies alles überwältigte meine Seele, und ich fiel nieder in äußerster Niedergeschlagenheit des Geistes. Aber mit dieser Bitte: »Gott, sei mir Sünder gnädig!« wurde ich wahrhaft und wirklich näher hingezogen zu Gott. In meiner tiefen Seelenqual hörte ich mit meinen Bitten auf, weil ich sie für hoffnungslos hielt. Wenn dann der Heilige Geist mich wieder zum Thron der Barmherzigkeit zog, lag ein tiefer Schrecken auf mir wegen der Erinnerung an mein wiederholtes, aber unbeantwortetes Schreien. Ich wußte, daß ich unwürdig war; deshalb stellte ich mir vor, die göttliche Gerechtigkeit würde mir keine Antwort zubilligen. Ich dachte, die Himmel seien über mir zugemauert, und selbst wenn ich noch so ernstlich betete, würde sich der Herr meinem Gebet verschließen.

Und doch erinnere ich mich, daß Gott, schon als ich noch ein Kind war, einmal mein Gebet erhört hat. Ich weiß nicht mehr, um was es im einzelnen ging, vielleicht war es nur eine Kleinigkeit. Aber für mich als Kind war es wie das größte Gebet, das Salomo je für sich selbst gebetet haben mag. Gott erhörte dieses Gebet, und so wurde es schon früh in meine Seele eingeprägt, daß der Herr Gott ist.

Niemand soll die Führungen des Geistes in den Herzen junger Menschen verachten. Kindliche Ängste und Buße bei Kindern dürfen nicht mißachtet werden. Wer auch nur im Geringsten das Ziel des Bösen fördert, indem er das angesprochene Gewissen eines Kindes niedertram-

pelt, zieht sich eine furchtbare Schuldenlast zu. Niemand ist in der Lage abzuschätzen, mit welchem Alter Kinder sich bekehren können. Ich zumindest kann bezeugen, daß die Gnade Gottes schon in einer Zeit an Kindern arbeiten kann, an die man sich kaum mehr erinnert. Schon als ich noch sehr jung war, fühlte ich mit viel Kummer das Übel der Sünde. Doch nun wurden meine Knochen krank über meinem täglichen Seufzen. Tag und Nacht lag die Hand Gottes schwer auf mir. Ich sehnte mich nach Erlösung, denn meine Seele vertrocknete in mir. Gottes Gesetz schlug mich mit seiner zehnzüngigen Peitsche und wusch mich dann mit Salzwasser, so daß ich mich vor Schmerz und Seelenqual schüttelte und meine Seele den Tod dem Leben vorzog, denn ich war übertoll von Trauer.

Dieses Elend wurde mir geschickt, damit ich anfangen würde, nach Jesus zu schreien. Unser himmlischer Vater bringt uns gewöhnlich nicht dazu, den Erlöser zu suchen, bevor er all unser Selbstvertrauen zerstört hat. Er kann uns nicht dahin bringen, den Himmel ernstlich zu suchen, bevor er uns nicht ein wenig von den unerträglichen Qualen eines schmerzenden Gewissens hat fühlen lassen, was ein Vorgeschmack der Hölle ist. Krankheit ist etwas Furchtbares, besonders wenn sie mit Schmerzen verbunden ist, wenn der arme Körper aufs höchste gequält wird, so daß der Geist in uns ermattet und wir austrocknen wie eine Tonscherbe in der Wüste. Aber ich kann bezeugen, daß Krankheit, wie furchtbar sie auch sein mag, nichts ist im Vergleich zum Gewährwerden der eigenen Sünde, ihres Umfangs und ihrer Macht. Ich würde lieber durch sieben Jahre der schrecklichsten Schmerzen und der ermattendsten Krankheit gehen, als noch einmal durch die schreckliche Erkenntnis der Größe meiner Sünde. Damals war es mein trauriges Los, daß ich die Größe der Schuld erkannte, nicht aber zugleich auch die Größe der Gnade Gottes. Bevor ich über die Erlösung meiner Seele nachgedacht hatte, war ich der trügerischen Ansicht gewesen, ich hätte nur wenig Sünden. Ich war der Meinung, alle meine Sünden seien tot, begraben im Grab des Vergessens. Aber die Trompete der Überführung, die meine Seele aufweckte, so daß sie über die Dinge der Ewigkeit nachzudenken begann, sie klang wie ein Auferstehungslied für alle meine Sünden. Und wie sie auferstanden! Es war eine Menge, weniger zu zählen als der Sand des Meeres!

Hat es jemals einen Sklaven gegeben, der mehr Seelenqualen ertragen mußte als ich, fünf Jahre lang ein Gefangener in den Kerkern des Gesetzes, bis meine Jugend sich in vorzeitiges Alter zu verwandeln und alles Kindliche an meinem Geist zu verschwinden schien? Ich hatte keine Freude an der Sünde. Ich sündigte wohl, aber mein Wissen vom Gesetz Gottes hielt mich doch von manchen Schandtaten zurück. Tausendfach habe ich Gott gedankt, daß ich, als ich vor meiner Bekehrung böse

Begierden hatte, zu sündigen kaum Gelegenheit fand, und daß ich nachher, als die Gelegenheiten zur Sünde kamen, kein Verlangen mehr danach hatte.

Ich fand keine Ruhe, als ich in den Fängen des Gesetzes war. Ich dachte, ich könnte mit vielen Tränen ein wenig von dem zurückerstatten, was ich Falsches getan hatte. Aber das Gesetz hielt mir einen Spiegel vor, so daß ich mein Gesicht über und über verschmiert und durch meine Tränen noch mehr entstellt sah. So machte mir das Geetz auf allen Seiten Kummer und Schwierigkeiten. Es schloß mich in einen eisernen Käfig ein. Jeder Fluchtweg war verschlossen. Besonders bedrückte es mich, als ich die geistige Natur des Gesetzes erkannte. Wenn das Gesetz sagte: »Du sollst nicht ehebrechen«, und ich antwortete: »Nun, ich habe noch nie die Ehe gebrochen«, antwortete das Gesetz mit Jesu Erläuterung: »Wer eine Frau ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon in seinem Herzen mit ihr die Ehe gebrochen.«

Wenn das Gesetz sagte: »Du sollst nicht stehlen«, und ich antwortete: »Nun, ich habe nie etwas gestohlen«, dann entdeckte ich, daß selbst das Verlangen nach dem, was nicht mein Eigentum war, Sünde ist. Die geistige Natur des Gesetzes verblüffte mich. Was für eine Hoffnung hatte ich, einem Gesetz wie diesem zu entkommen? Ich sah mich in den Händen von einem, der keine Gnade zeigte.

Das Gesetz hat mit Gnade nichts zu tun. Diese kommt aus einem anderen Mund und aus einem anderen Bund. Bevor der Glaube kam, war ich »unter dem Gesetz, verwahrt und verschlossen auf den Glauben hin, der da offenbar werden sollte«.

Ich bin so kühn und behaupte, daß ein Mensch, der außerhalb der Gnade lebt, nur Werke der Sklaverei tut; er meint, dazu gezwungen zu sein. Bevor ich zur Freiheit der Kinder Gottes kam, ging ich zum Hause Gottes, weil ich dachte, ich müßte es tun. Wenn ich betete, dann weil ich fürchtete, an diesem Tag würde ein Unheil geschehen, wenn ich es nicht täte. Wenn ich jemals Gott für einen Gnadenerweis dankte, dann weil ich dachte, wenn ich es nicht täte, würde ich nie wieder einen anderen Gnadenerweis erhalten. Wenn ich eine gerechte Tat vollbrachte, dann mit der Hoffnung, daß Gott mich zuletzt dafür belohnen würde und ich eine Krone im Himmel gewänne. Ich war ein armer Sklave, ein Gibeonit, der Holz schlug und Wasser trug! Wenn ich es hätte lassen dürfen, hätte ich dies gerne getan. Wenn es nach mir gegangen wäre, wäre ich nicht zur Kirche gegangen, ich hätte nichts mit der Religion zu tun haben wollen; wenn ich getan hätte, was ich wollte, hätte ich in der Welt gelebt und wäre den Wegen Satans gefolgt. Erzähl mir von Israel in Ägypten, wie es, ohne Stroh zu erhalten, doch die volle Anzahl von Ziegeln liefern mußte; erzähle mir von dem Neger neben der Peitsche seines

grausamen Aufsehers, und ich werde zugeben, daß dies schwer zu ertragende Knechtschaften sind. Und doch gibt es eine noch viel schlimmere Sklaverei – die Knechtschaft eines überführten Sünders, der die Last seiner Sünde auf seinen Schultern fühlt. Frage ihn, was er ist, und er wird dir antworten, er sei »ein verlorener Schuft«. Frage ihn, wie ihm ist, und er wird bekennen, er sei das »fleischgewordene Elend«. Frage ihn, was er sein wird, und er sagt: »Ich werde für immer in der Hölle verloren sein; denn für mich gibt es keine Hoffnung.« Ich habe den Eindruck, daß dies mehr oder weniger die Geschichte aller Menschen Gottes ist.

Während der vielen Monate, die ich in diesem Zustand lebte, las ich immer und immer wieder die Bibel durch und fand, daß alle Drohungen für mich in Großbuchstaben standen, alle Verheißungen dagegen so klein gedruckt, daß ich sie lange nicht finden konnte. Und als ich sie dann doch las, da konnte ich nicht glauben, daß sie auch mir galten – die Drohungen jedoch waren einwandfrei für mich. Wenn ich also las: »Wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden«, dann sagte ich: »Da, das bin ich!« Wenn aber gesagt wurde: »Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken«, dann ging das an die Adresse meines Bruders, meiner Schwester oder sonst jemandes um mich herum, von dem ich wußte, daß er mühselig und beladen war.

Ich rede aus der Erfahrung und nicht vom bloßen Hören-Sagen, wenn ich sage: einige Menschen wurden von dem Teufel so sehr versucht, daß es alle unsere Vorstellungen übersteigt. John Bunyan sagt, der Teufel habe ihn versucht, die Existenz Gottes anzuzweifeln, ebenso die Wahrheit der Heiligen Schrift, die Menschheit Christi und seine Gottheit. Aber einmal habe er ihn versucht, Dinge zu sagen, die er niemals schreiben werde, um nicht andere dadurch zu verunreinigen. Ach, ich erinnere mich auch an eine dunkle Stunde: Obwohl ich mich nicht erinnern kann, in meiner Jugend jemals eine Gotteslästerung gehört und noch viel weniger eine ausgesprochen zu haben, merkte ich plötzlich, wie durch meine Gedanken eine beinahe unaufhörliche Serie von furchtbarsten Flüchen und gotteslästerlichen Sprüchen gegen den allerhöchsten Gott schoß. Unerbittlich rasten sie etwa eine halbe Stunde lang durch meinen Verstand. Wie ich stöhnte und zu Gott schrie! Dann verging die Versuchung, aber wenige Tage später kam sie wieder. Wenn ich betete oder in der Bibel las, wurde sie stärker. Ich ging damit zu einem älteren, geistlichen Mann und fragte ihn.

»Oh, das haben vor dir schon viele Menschen Gottes erlebt! Aber«, fragte er, »haßt du diese Gedanken?«

»Ja, ich hasse sie«, antwortete ich wahrheitsgemäß.

»Dann sind es nicht deine Gedanken. Behandle sie, wie die alten Kir-

chendiener mit Landstreichern umgingen; schicke sie zurück in ihren eigenen Bezirk. Dies«, sagte er, »tue mit diesen bösen Gedanken. Stöhne über sie, kehre um von ihnen und schicke sie zurück zu dem Teufel, ihrem Vater, zu dem sie gehören, denn es sind nicht deine Gedanken.«

Ich wäre nicht erstaunt, wenn mir viele von denen, die heute glauben, bestätigten, daß sie ebenso wie ich an der Grenze zum Atheismus gewesen sind und beinahe alles angezweifelt haben. Wenn Satan eine empfindsame und ängstliche Seele vorfindet, dann versucht er, ihr seinen Stempel der Treulosigkeit aufzudrücken. Aber, gelobt sei Gott, es gelingt Satan niemals bei einem Sünder, der wirklich auf dem Weg zu Christus ist. Ich glaube, daß es sich sogar oft als ein großer Segen erweist, wenn ein Mensch eine schwere Auseinandersetzung, einen verzweifelten Kampf, ein hartes Gefecht gehabt hat, als er von dem Reich Satans in das Königreich des Sohnes Gottes wechselte. Früher oder später wird jeder Erlöste seinen Mann-gegen-Mann-Kampf mit dem Fürsten der Finsternis haben.

Ich weiß, daß die Erfahrung der Menschen eine der besten Waffen im Kampf gegen das Böse in den Herzen anderer ist. Wenn sie herausfinden, daß ein Bruder genau das gleiche erlebt hat und doch darüber Sieger wurde, erleichtert das ihr Elend und ihre Verzweiflung, die gewöhnlich ein Gefühl der Einsamkeit noch verschärft hat.

Viele Menschen segeln dahin in dem, wie sie meinen, sicheren Schiff der Selbst-Gerechtigkeit: Sie erwarten, daß sie darin zum Himmel kommen. Aber dieses Schiff hat noch nicht eine Seele in den wirklichen Himmel gebracht und wird es auch nie können. Selbstgerechtigkeit ist eine ebenso schnelle Straße in den Untergang wie äußere Sünde. Deshalb freue ich mich, wenn dieses Schiff von schweren Stürmen geschüttelt wird und die Hoffnung der Menschen Schiffbruch erleidet. Ich freue mich, wenn das alte Schiff Planke für Planke auseinanderbricht, wenn es sich dreht und in seine Einzelteile auseinanderfällt und die Menschen ihre Sicherheit auf eine andere Weise suchen; die Sicherheit, die sie bisher hatten, mußte sie letztlich täuschen. Sie mußte im Untergang enden. Es ist daher eine tausendfache Gnade, wenn sie dies früh genug herausfinden, um eine bessere Hoffnung auf Errettung zu finden.

Ich werde nie vergessen, wie dieser furchtbare Wirbelsturm um mein Schiff blies und es auseinanderbrach. Ich lobe Gott dafür, daß es auseinanderbrach. Wäre ich nicht von Bord gespült worden, säße ich sicher bis heute noch darauf. Ich versuchte, mich an den letzten alten Balken zu klammern, aber ich mußte aufgeben und nach einer anderen Hilfe und Sicherheit Ausschau halten.

Bevor ich zu Christus kam, sagte ich mir: »Es kann ja nicht wahr sein, daß ich, so wie ich bin, nur an Jesus glauben muß und dann gerettet bin.

Ich muß etwas fühlen; ich muß etwas tun.« Ich könnte mich vor Scham verkriechen, wenn ich darüber nachdenke, was für gute Entschlüsse ich faßte!

Wenn mir doch ein Prediger gesagt hätte, tu dies oder tu das, um gerettet zu werden! So gerne hätte ich es getan. Wenn er gesagt hätte: »Zieh deine Schuhe und Strümpfe aus und laufe da oder dort hin«, ich wäre sofort losgerannt, damit ich die Erlösung gewönne. Aber diese allereinfachste Sache der Welt – an den gekreuzigten Christus zu glauben, seine vollbrachte Erlösung zu akzeptieren und ihn alles sein zu lassen, nichts zu tun, als auf das zu vertrauen, was er getan hat – ich konnte es nicht erfassen.

Ich entdeckte, daß selbst meine allerbesten Taten sündig waren, daß ich über meine Tränen weinen mußte und daß meine Gebete die Vergebung Gottes benötigten. Ich merkte, daß alle meine guten Werke aus selbstsüchtigen Motiven getan waren, nämlich mich selbst zu retten, und daß sie deshalb nie für Gott annehmbar sein konnten. Ich fand zwei gute Gründe heraus, weshalb ich nicht durch meine guten Werke gerettet werden konnte: weil ich erstens keine guten Werke aufzuweisen hatte, und daß zweitens, auch wenn ich sie gehabt hätte, sie keine erlösende Kraft hatten, mich also nicht retten konnten. Danach dachte ich, die Errettung könne man sicher erlangen, wenn man einerseits auf Christus vertraue und andererseits auf Selbsterneuerung. Also fing ich wieder an, hart an mir zu arbeiten, und dachte, wenn ich hier und da ein paar Gebete hinzufügen würde, ein paar Tränen der Buße und ein paar Gelübde, mich zu bessern, würde alles gut werden.

Jesus sagte zu Zachäus: »Steig eilend *hernieder*.« Er hat es auch zu mir gesagt. Einer der ersten Schritte war für mich, von meinen guten Werken *herunter* zu kommen. Aber dann stand ich plötzlich wieder oben, diesmal auf meiner Selbst-Genügsamkeit, und Christus sagte: »Komm herunter! Ich habe dich von deinen guten Werken heruntergeholt und werde dich nun von deiner Selbst-Genügsamkeit herunterholen.« So stieg ich auch davon herab, und ich war mir sicher, jetzt den Boden erreicht zu haben. Aber wieder sagte Christus: »Komm herunter!« Immer tiefer, bis ich an einen Punkt kam, an dem ich dachte, ich könne gerade noch so gerettet werden. Aber immer noch lautete der Befehl: »Komm herunter! Noch weiter herunter!« Und ich kam herunter. Verzweifelt hatte ich jeden Ast am Baum meiner Selbsterlösungshoffnungen loslassen müssen; ich sagte: »Ich kann nicht weiter; ich bin am Ende.« Die Wasser schlugen um mein Haupt, ich sah kein Tageslicht mehr; ich dachte, ich sei ein Fremder, weit weg vom Lande Israel. Aber Christus sagte: »Komm noch tiefer herunter! Du bist noch zu stolz, um gerettet zu werden.« Ich mußte mich in meine Verdorbenheit, meine Schlechtig-

keit und meinen Schmutz herunterbeugen, denn Gott demütigt den Sünder, den er retten will. Als ich in diesem Zustand war und versuchte, mich selbst zum Glauben zu bringen, flüsterte eine Stimme mir zu: »Eitler Mensch, eitler Mensch, wenn du doch glauben würdest! Komm und sieh!« Dann nahm mich der Heilige Geist bei der Hand und führte mich zu einem einzigartigen Ort, und als ich dort stand, erschien vor mir plötzlich einer an seinem Kreuz. Ich blickte auf; Glauben hatte ich in diesem Augenblick nicht. Ich sah seine Augen, die voll Tränen waren; ich sah das Blut fließen; ich sah seine Feinde über ihm, wie sie ihn bis in seinen Tod jagten; ich sah sein unaussprechliches Elend; ich hörte das Stöhnen, das niemand beschreiben kann; und als ich hinaufblickte, öffnete er seine Augen und sagte zu mir: »Der Sohn des Menschen ist gekommen, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.«

Aber ich brauchte noch mehr als dieses Gnadenwort. Der allgemeine Ruf des Evangeliums ist wie das Wetterleuchten, das man manchmal an einem Sommerabend sieht – wunderschön, großartig, aber wer hat je gehört, daß es irgend etwas getroffen hätte? Der besondere Ruf dagegen ist der Zickzack-Blitz aus dem Himmel; er trifft immer irgendwohin. Er ist der Pfeil, der zwischen die einzelnen Teile der Waffenrüstung dringt und trifft. Der rettende Ruf ist wie der von Jesus, als er »Maria« sagte und sie ihm antwortete: »Rabbuni.« Wie gut erinnere ich mich an die Stunde, als er meinen Namen flüsterte, als er in mein Ohr sprach: »Komm!«

Diesem Ruf konnte ich nicht widerstehen. Ich weiß, daß ich über Religion lachte; ich verachtete und verabscheute sie. Aber nun dieser Ruf! Ich wollte nicht kommen. Aber Christus sagte: »Komm! Alle, die der Vater mir gegeben hat, sollen zu mir kommen.« – »Herr, ich will nicht.« – »Aber du sollst«, sagte Jesus.

Manchmal ging ich mit dem Vorsatz in das Haus Gottes, nicht zu hören; aber ich mußte hören. Und das Wort drang in meine Seele! Ich hatte keine Kraft mehr, ihm zu widerstehen. Ich lag am Boden; jeder Knochen schien gebrochen zu sein. Ich dachte, in meinem Herzen würde es nie mehr auch nur die Spur von etwas Gesundem geben. Was für ein Graben ging durch meine Seele! Und was für ein Haufen von Unrat hatte sich da angesammelt! Heraus mußten nun all meine angeblichen Verdienste! Heraus flossen Wissen, gute Vorsätze und Selbst-Genügsamkeit! Nach und nach verließ mich alle Kraft. Zuletzt, als aller Müll heraus war, sah ich in eine tiefe Grube; sie wirkte wie ein leeres Grab. Es war solch ein Schmerz für mich, meine eigene Sündhaftigkeit zu sehen und die große Leere, die dieses Ausräumen hinterlassen hatte, daß ich nicht glauben konnte, je wieder getröstet und mit neuem, besserem Leben erfüllt zu werden. Aber genau so war es. Was der Herr aufbauen will, das

gräbt er immer tief aus. Wenn er große Gnade schenken will, dann gibt er das tiefe Wissen um die Notwendigkeit dafür. Lange bevor ich mit Christus anfang, hatte er mit mir angefangen. Aber als ich mit ihm begann, da war es, wie die Gesetzesschreiber sagen, »*in formâ pauperis*«; nach der Art eines armseligen Bettlers – eines, der nichts mehr sein Eigen nannte und alles von Christus erwartete. Als ich zum ersten Mal meine Augen auf sein Kreuz richtete, da wußte ich, daß ich keinerlei Verdienste besaß, nur Schulden. Ich hatte nichts verdient außer der Hölle. Ich besaß nicht einmal den Schatten einer Tugend, auf die ich hätte vertrauen können. Es war ganz und gar aus mit mir. Ich war an mein Ende gekommen. Wenn ich im Feuer der Prüfung eingeschmolzen worden wäre, wäre nichts geblieben. Alles schien verdorben, ein Misthaufen von Schlechtigkeit; nichts, was besser, aber vieles, was schlechter war.

Zu diesem Zeitpunkt konnte ich wahrlich mit Paulus sagen, daß meine eigene Gerechtigkeit nur Kot war. Paulus benutzt diesen harten Ausdruck, aber ich denke, daß er ihn nicht einmal hart genug fand: »Ich achte es für Kot, auf daß ich Christus gewinne und in ihm erfunden werde.«

Ich weiß nicht, ob das mit meiner Konstitution zu tun hatte – ich war immer für Sicherheit, für alles, was felsenfest war und der Vergänglichkeit standhielt. So dachte ich als Junge: Bist du Christ, kannst du nach den Aussagen der Schrift niemals verlorengehen. Wenn du also an Jesus glaubst, bist du für Zeit und Ewigkeit gerettet – keine Höllenangst, kein Risiko, für alle Ewigkeit sicher. Nach dem Tode würde ich Jesus sehen und bei ihm in der Herrlichkeit sein. So oft ich über die letzte Trübsal predigen hörte, wünschte ich nichts mehr als ein Kind Gottes zu sein. Ach, wenn ich doch Heilsgewißheit hätte! Ich liebte als Junge das Evangelium so heiß, weil es mir versicherte, daß mir Gott niemals die Tür weisen würde, wenn ich errettet wäre. Ich wußte schon, daß auf Menschen kein Verlaß war. Anders war es mit Jesus. Würde ich an ihn glauben, hätte ich nicht nur eine Chance, in den Himmel zu kommen, sondern die Sicherheit. »Nun denn«, dachte ich, »ich habe eine Versicherung gefunden, eine gute dazu. Hier will ich meine Seele versichern. Ich will zu Jesus gehen, so wie ich bin, denn er nimmt mich so an. Ich will ihm vertrauen.«

Ich erinnere mich an eine Zeit, als ich sicher war, daß Jesus mich nie annehmen würde, daß ich ihn aber wegen seiner Liebe zu anderen Sündern lieben mußte. Wenn ich die wunderbaren Geschichten von seinem Leben und Sterben las, stellte ich mir vor, ich würde still zu seinen Füßen liegen und sagen: »Du lehnst mich ab; aber du bist trotzdem ein gesegneter Christus. Und wenn du mich verfluchen solltest, dann will ich auch das aus deiner Hand annehmen. Tu mit mir, was du willst; doch du rettetest den sterbenden Schächer; du rettetest jene, aus der du sieben Teu-

fel ausgetrieben hast. Auch wenn du mich nicht retten wirst – du bist Christus, und ich kann nicht mit dir rechten, ich finde keine Fehler an dir. Ich liege dir zu Füßen und bete dich an.«

Es war ein bestimmter Text der Schrift, den ich damals wieder und wieder las, mit dem ich eine Reihe von Monaten lebte. Ich fühlte das Gewicht der Sünde und kannte den Erlöser nicht. Ich fürchtete, Gott würde mir seinen Atem ins Gesicht blasen und mich mit seinem heißen Zorn verbrennen. Ich ging von Kirche zu Kirche, aber das Ewangelium hörte ich nicht. Aber dann war es dieser eine Satz, der mich vor dem Selbstmord bewahrte, auf den ich, wie ich glaubte, zusteuerte; es war das liebevolle Wort: »Wer den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden.« Nun, dachte ich, ich kann nicht an Jesus glauben, obwohl ich es wollte; also finde ich keine Vergebung. Aber ich kann beten, beten mit Tränen und unter Seufzen, Tag und Nacht: »O Gott, du sagst, wer deinen Namen anruft, wird gerettet. Ich rufe – willst du mich wegschicken? Ich berufe mich auf dein Versprechen; ich öffne mein Herz zum Gebet – kannst du gerecht sein und den Sünder verdammen, der dich wirklich bei deinem Namen anruft?«

Ich wurde von einigen Bemerkungen meiner Mutter sehr beeindruckt. Ich suchte Christus schon seit einer Reihe von Jahren und konnte noch immer nicht glauben, daß er mich retten würde. Sie sagte, sie habe schon viele Menschen gotteslästerlich reden hören, aber eines habe sie noch nie vernommen – sie habe noch nie einen Menschen sagen hören, er habe Christus gesucht, und Christus habe ihn abgelehnt. »Und«, fügte sie hinzu, »ich glaube auch nicht, daß Gott es einem Menschen erlauben würde, das zu sagen.«

Ich dachte, ich hätte es sagen können. Ich dachte, ich hätte ihn gesucht, und er hätte mich abgewiesen, und ich beschloß, das auch zu sagen, auch auf die Gefahr hin, daß er mich vernichtete. Ich wollte sagen, was ich für wahr hielt. Aber ich sagte mir: »Ich will es nochmal versuchen«, und wandte mich an den Meister mit nichts als mir selbst und überließ mich seiner Barmherzigkeit. Und ich glaubte, daß er für mich gestorben ist, und jetzt – gelobt sei sein heiliger Name! – konnte ich nicht mehr sagen, er habe mich zurückgewiesen. Aufgrund eigener Erfahrung kann ich nun bestätigen, was meine Mutter gesagt hat – nein, ich habe nie einen Menschen das sagen hören.

7. Die große Veränderung

Eine Fieberwelle in der Schule von Newmarket beendete Spurgeons erstes Trimester dort früher als vorgesehen, und er kehrte für die Winterferien nach Hause zurück. Weihnachten ging vorüber. Der erste Sonntag des neuen Jahres, der 6. Januar 1850, war kalt mit Schneefall. Wegen des Wetters konnte er seinen Vater die 9 Meilen Weges nach Tollesbury nicht begleiten und auch nicht in die Stadt gehen. So wurde er zum Ort seiner Bekehrung geführt, jener Kapelle der *Primitive Methodists* in der Artillery Street unweit von ihrem Haus auf Hythe Hill.

Die Kapelle wurde 1839 gebaut, und obwohl 1897 teilweise neu errichtet, ist sie doch in ihrer Struktur noch so wie zu Spurgeons Zeiten. In den letzten Jahren wurde die Kapelle wie so viele andere nicht mehr zu Gottesdiensten gebraucht. Heute (1962) mieten junge Christen das Gebäude für evangelistische Versammlungen. Als Spurgeon am 11. Oktober 1864 in dieser Kapelle predigte, wies er auf einen Sitz auf der linken Seite unter der Empore und sagte: »In jener Bank habe ich gegessen, als ich mich bekehrte.« Bis an sein Lebensende benutzte er immer wieder die Plötzlichkeit seiner eigenen Bekehrung als eine Illustration dafür, daß in einem einzigen Augenblick unsere Beziehung zu Gott für alle Ewigkeit geändert werden kann. – »Der Erlöste ist Gott im ersten Augenblick seines Glaubens so nahe und so lieb, wie er es nur je werden kann, ein wahrer Erbe aller Dinge in Christus, und zwar am ersten Tag genauso wie in dem Augenblick, wo er in den Himmel kommt, um in die Herrlichkeit einzugehen und wie sein Herr zu sein.«

Ich habe nicht sehr viele Freunde im Himmel, jedoch einen Menschen, den ich innig liebe, der – daran zweifle ich nicht – oft für mich betete: Sie betreute mich als Kind, begleitete mich durch meine Kindheit und sitzt nun vor dem Thron der Herrlichkeit. Ich stelle mir vor, daß sie auf ihren geliebten Enkelsohn herabschaut; sie sah ihn auf seinen Sündenwegen gehen, beobachtete ihn, aber sie hatte keinen Raum für Sorgen, denn in den Augen der Verherrlichten gibt es keine Tränen. Sie sah auch nicht traurig auf ihn herab, da es vor dem Thron Gottes solche Gefühle nicht gibt. Aber dann, in dem Augenblick, als ich dank der Gnade des Herrn auf meine Knie sank, um zu beten – ich meine es zu hören, wie sie sagt: »Still, er betet; seid still, er betet!« Oh, ich könnte sie malen, wie sie es sagt. Sie scheint für einen Augenblick in zwei Himmeln zu sein – in ihrem und in meinem –, als sie sagen konnte: »Seid still, er betet!«

Ich habe Menschen erlebt, die von ihrer Bekehrung und von ihrem geistlichen Leben in einer Art und Weise redeten, daß mein Herz vor ihnen und auch vor ihrer Geschichte Ekel empfand, denn sie redeten von ihren Sünden, als würden sie sich deren Größe rühmen; und sie sprachen von der Liebe Gottes nicht mit Tränen der Dankbarkeit, sondern

sie verherrlichten sich selbst ebenso sehr, wie sie Gott verherrlichten. Wenn wir die Geschichte unserer eigenen Bekehrung erzählen, dann möchte ich, daß dies mit großer Traurigkeit geschieht, wenn wir uns daran erinnern, wie wir gewesen sind, und mit großer Freude und Dankbarkeit, wenn wir daran denken, wie wenig wir all das verdient haben.

Als ich in der Hand des Heiligen Geistes war, überführt von meiner Sünde, wußte ich, was Gerechtigkeit Gottes ist. Was auch immer die Sünde für andere Menschen sein mag, für mich wurde sie eine unerträgliche Last. Nicht mehr so sehr, weil ich die Hölle fürchtete, ich fürchtete jetzt die Sünde. Ständig fühlte ich eine tiefe Besorgnis um die Ehre des Namens Gottes und die Reinheit seiner geistlichen Herrschaft. Ich fühlte, daß es mein Gewissen nicht beruhigen würde, wenn ich die Vergeltung auf ungerechte Art und Weise erlangen würde. Und dann kam die Frage: »Wie kann Gott gerecht sein und mich, der ich schuldig bin, doch rechtfertigen?« Diese Frage beunruhigte mich. Ich konnte die Antwort darauf nicht finden. Und ganz sicher hätte ich auch nie eine Antwort darauf erfinden können, die mein Gewissen beruhigt hätte. Die Lehre von der Versöhnung ist für mich einer der sichersten Beweise für die göttliche Inspiration der Heiligen Schrift. Wer hätte auf den Gedanken kommen können, daß der gerechte Herrscher für den ungerechten Rebellen stirbt? Das ist keine Lehre menschlicher Mythologie, auch kein Traum poetischer Vorstellungskraft. Dieser Weg der Sühnung ist den Menschen nur bekannt, weil er eine Tatsache ist; man hätte ihn nicht erfinden können. Gott selbst hat ihn eingerichtet.

Von meiner Jugend auf hatte ich von dem Plan der Erlösung durch das Opfer Jesu gehört, aber im Innersten meiner Seele wußte ich nicht mehr darüber, als wenn ich als Hottentotte geboren und aufgewachsen wäre. Das Licht war da, aber ich war blind. Es war unbedingt notwendig, daß der Herr selbst mir diesen Weg klar machte. Es kam zu mir wie eine neue Offenbarung, so neu, als ob ich nie in der Schrift gelesen hätte, daß Jesus von sich sagt, daß er das Sühneopfer für die Sünden ist aufgrund der Gerechtigkeit Gottes. Ich glaube, sie wird für jedes neugeborene Kind Gottes wie eine neue Offenbarung erscheinen, die herrliche Lehre von der Stellvertretung des Herrn Jesus Christus.

Als ich ängstlich fragte, ob es einen gerechten Gott geben könne, der mir vergibt, da verstand ich und sah im Glauben, daß er, der Sohn Gottes, Mensch wurde und in seiner eigenen Person meine Sünden an seinem eigenen Leibe an das Kreuz trug. Ich sah, wie die Bestrafung auf ihn gelegt wurde, damit ich Frieden hätte, und wie ich durch seine Wunden geheilt bin. Weil der Sohn Gottes, wundervoll und herrlich in seiner unvergleichlichen Person, es auf sich nahm, das Gesetz zu erfüllen, indem er die Strafe trug, die ich verdient hatte, deshalb konnte Gott meine

Sünden unberücksichtigt lassen. Meine einzige Hoffnung auf den Himmel liegt in der vollen Erlösung, die an dem Kreuz auf Golgatha für den gottlosen Sünder vollbracht wurde. Daran glaube ich fest. Nirgendwo sonst habe ich auch nur den Schatten einer Hoffnung.

Auf meinem Weg in der Ferne gab es einen Tag und einen Ort, die sich mir für immer in meine Erinnerungen eingegraben haben. Denn dort sah ich diesen Freund, meinen besten, meinen einzigen Freund, ermordet. Ich bückte mich nieder in traurigem Entsetzen und sah ihn an. Ich sah, daß seine Hände mit groben eisernen Nägeln durchbohrt worden waren; auch seine Füße. Auf seinem toten Antlitz lag das Elend, so schrecklich, daß ich kaum wagte, ihn anzuschauen. Sein Körper war ausgemergelt vor Schmerzen, sein Rücken war rot von blutigen Striemen, und sein Haupt hatte rundherum einen Kreis von Wunden; man konnte klar erkennen, daß sie durch Dornen hervorgerufen worden waren. Ich erschauerte, denn ich kannte diesen Freund sehr gut. Als ich so den Leichnam ansah, hörte ich Schritte und fragte mich, wer das wohl sei. Ich horchte genau hin und stellte fest, daß der Mörder ganz in der Nähe sein müsse. Es war dunkel, und ich tastete herum, um ihn zu finden. Dabei merkte ich, daß ich ihm einfach nicht näher kommen konnte, wohin ich auch faßte, denn er war mir näher, als ich greifen konnte. Zuletzt legte ich meine Hand auf meine Brust. »Jetzt habe ich dich«, sagte ich; denn wahrhaftig, er war in meinem eigenen Herzen; der Mörder versteckte sich in meiner Brust, er wohnte in den Nischen meiner innersten Seele. Ja, da habe ich geweint, daß ich, in der Gegenwart meines ermordeten Meisters, seinen Mörder beherbergte, ich war schuldig und wußte es, als ich mich so über seinen Leichnam beugte.

Der entscheidende Punkt meiner Bekehrung war die Erkenntnis, daß ich nichts zu tun hatte, als auf Christus zu schauen; dann wäre ich gerettet. Aber ich war doch immer schon ein aufmerksamer Hörer gewesen. Keiner hätte besser zuhören können als ich! Aber entweder wurde es nicht hinreichend erklärt, was ich mir kaum denken kann, oder ich war geistlich blind und taub; jedenfalls hatte mich die gute Nachricht, daß ich als Sünder nur von mir weg auf Christus zu sehen hätte, erst jetzt erreicht, als hätte ich sie bis dahin nie gehört. Hatte ich denn nie meine Bibel gelesen? Doch, sogar intensiv! Hatte man mich nicht unterrichtet? O doch, Vater und Mutter und all die anderen – und doch war es eine ganz neue Offenbarung für mich, dieses »Glaube und lebe!« Ich war fromm erzogen worden, mit betenden Händen in die Wiege gelegt, mit Jesusliedern in den Schlaf gesungen; doch nachdem ich das Evangelium Vers für Vers gehört hatte, Belehrung auf Belehrung gefolgt war, hier viel und dort viel – als nun das Wort des Herrn mich mit Macht traf, war es für mich so neu, als hätte ich bis dahin in einem noch nicht vom Evange-

lium erreichten Stamm Zentralafrikas gelebt. Ich meinte, der Prediger, dem ich bisher zugehört hatte, hätte es nicht wahrheitsgemäß gepredigt. Aber wenn ich heute zurückschaue, glaube ich eher, daß ich das Evangelium schon mehrere hundert Mal vorher richtig predigen gehört habe. Und als ich es schließlich erfaßte, da war die Botschaft an sich vielleicht nicht im geringsten klarer und deutlicher gewesen als früher. Damals hatte ich es gehört, als hörte ich es nicht, jetzt war es die Kraft des Heiligen Geistes, die mein Ohr öffnen und die Botschaft zu meinem Herzen führen konnte. Als ich entdeckte, was Glaube wirklich ist, und ihn lebte, kamen diese beiden Dinge zusammen; ich glaubte, sobald ich wußte, was glauben heißt, und mir schien, als wäre mir dies noch nie gesagt worden. Doch jetzt war ich überzeugt, daß das Licht wohl in meine Augen gekommen war, daß diese jedoch blind gewesen und nichts davon gemerkt hatten. Der Augapfel meiner Seele war für den göttlichen Lichtstrahl nicht empfänglich gewesen.

Ich konnte es nicht glauben, daß *meine* Sünden vergeben werden konnten. Ich weiß nicht warum, aber ich meinte, ein überzähliger Mensch in dieser Welt zu sein. Als die Liste aller Menschen, für die Jesus gestorben war, aufgestellt worden war, da mußte ich aus irgend einem Grund ausgelassen worden sein. Wenn Gott mich gerettet hätte und nicht die Welt, dann hätte mich das wirklich gewundert; hätte er aber die ganze Welt gerettet, nur mich nicht, dann wäre mir dies völlig richtig vorgekommen. Und nun, gerettet durch die Gnade, kann ich nichts anderes sagen als »Ich bin wie ein Brand, der aus dem Feuer gerettet ist.«

Ich denke, manche von uns, von denen Gott sich erst nach intensivem Suchen hat finden lassen, lieben ihn vielleicht mehr, als wenn wir sofort zu ihm gekommen wären; und es fällt uns leichter, von seiner Liebe und zarten Gnade zu sprechen. John Bunyan hätte nicht so schreiben können, wie er es tat, wenn er nicht viele Jahre lang vom Teufel ausgenommen worden wäre. Als ich die »Pilgerreise« zum ersten Mal las und auf dem Holzschnitt die schwere Last auf Christs Rücken sah, tat mir der arme Kerl so leid, daß ich meinte, er müsse vor Freude in die Luft springen, wenn ihm diese Last am Ende abgenommen würde. So war mir jetzt, als mir die so lange mitgeschleppte Last meiner Schuld von den Schultern und vom Herzen rollte.

Ich bin Gott dankbar für manch gutes Buch. Aber meine Dankbarkeit Gott gegenüber dreht sich nicht im wesentlichen um Bücher, sondern um das gepredigte Wort – und das verkündigt von einem armen, ungebildeten Mann, einem Mann, der für seinen Dienst keine Ausbildung erhalten hatte und wahrscheinlich auch nie erhalten wird; ein Mann, der während der Woche in einem bescheidenen Beruf arbeitete, der aber ge-

nug Gnade besaß, an jenem Sonntag aufzustehen und zu sagen: »Schaut auf mich und ihr werdet gerettet werden, all ihr Enden der Erde.«

Die Bücher waren gut, aber der Mann war besser. Das offenbarte Wort weckte mich auf, aber es war das gepredigte Wort, das mich rettete. Seither messe ich dem Hören der Wahrheit ganz besonderen Wert zu.

Als ich angefangen hatte, mir über meine Seele Sorgen zu machen, und bereit war, alles zu tun und alles zu sein, wenn nur Gott meine Sünden vergeben würde, beschloß ich, alle Gottesdienste der Stadt aufzusuchen, in der ich lebte, damit ich den Weg der Erlösung herausfände. Aber lange Zeit war es umsonst.

Einer der Prediger predigte über die göttliche Allmacht; ich hörte ihm gerne zu, aber wo war die Wahrheit für einen armen Sünder, der gerettet werden wollte? Ein anderer bewundernswerter Mann predigte immer über das Gesetz. Aber was für einen Sinn hat es, einen Boden, der den Samen braucht, nur immer wieder umzupflügen? Ein anderer war ein praktischer Prediger. Aber was er sagte, klang sehr nach einem Kommandeur, der einer Gruppe von Menschen ohne Füße die Manöverübungen erklärte. All diese Männer predigten Wahrheiten, die für eine Versammlung von geistlich ausgerichteten Menschen gedacht waren; aber was ich wissen wollte, war: »Wie kann ich die Vergebung meiner Sünden erlangen?«

Vielleicht würde ich noch heute in Dunkelheit und Verzweiflung leben, hätte Gott in seiner Güte nicht einen Schneesturm gesandt, der mich eines Sonntagmorgens auf dem Weg zum Gottesdienst überraschte. Ich suchte in einer Nebenstraße Zuflucht und kam zu einer Kapelle der Methodisten. Darin saßen etwas fünfzehn bis zwanzig Menschen. Ich hatte von den Methodisten schon gehört, sie würden so laut singen, daß man Kopfschmerzen davon bekäme. Aber das störte mich nicht. Ich wollte wissen, wie ich gerettet werden könne, und wenn sie es mir sagen konnten, waren mir die Kopfschmerzen egal. An diesem Morgen kam der Prediger nicht, vermutlich weil er eingeschneit war. Schließlich stand ein sehr schmal aussehender Mann auf und ging nach vorne auf die Kanzel, um zu predigen. Dieser Mann war wirklich einfältig. Er mußte bei seinem Text bleiben, denn er hatte wenig darüber hinaus zu sagen. Der Text war

»Schaut auf mich, und ihr werdet gerettet werden, all ihr Enden der Erde.«

Er sprach nicht einmal die Worte richtig aus, aber das war unwichtig. Da lag, so dachte ich, ein Hoffnungsschimmer in diesem Text. Der Redner begann:

»Meine lieben Freunde, dies ist in der Tat ein sehr einfacher Text. Er

sagt ›Schaut‹. Nun ist Schauen nicht allzu schmerzhaft und anstrengend. Du mußt nicht einmal deinen Finger oder deinen Fuß dafür heben. Nur ›Schaut‹. Nun, ein Mensch muß nicht zur Universität gehen, um Sehen zu lernen. Du kannst der größte Trottel sein, und doch kannst du sehen. Ein Mensch muß auch nicht Tausende im Jahr verdienen, um sehen zu können. Jeder kann sehen, sogar ein Kind kann sehen. Aber dann sagt der Text: ›Schaut auf mich‹. Nun!«, fuhr der Mann in seinem breiten Essexer Dialekt fort, »viele von euch schauen auf sich selbst, aber es hat keinen Sinn, dahin zu blicken. In euch werdet ihr nie irgendeinen Trost finden. Einige schauen auf Gott, den Vater. Nein, schaut immer mehr auf ihn! Jesus Christus sagt: ›Schaut auf mich.‹ Einige unter euch sagen: ›Wir müssen warten, bis der Geist an uns arbeitet.‹ Kümmere dich jetzt nicht darum. Schau auf Christus. Der Text sagt, ›Schaut auf mich.‹ Auf diese Art und Weise ging es weiter: »Schaut auf mich, ich schwitze große Blutstropfen. Schaut auf mich, ich hänge an dem Kreuz. Schaut auf mich, ich bin tot und begraben. Schaut auf mich, ich stehe wieder auf. Schaut auf mich, ich fahre auf zum Himmel. Schaut auf mich, ich sitze zur Rechten des Vaters. O, du armer Sünder, schau auf mich! Schau auf mich!«

Als er bis hierher gekommen war und es geschafft hatte, etwa zehn Minuten zu füllen, war er am Ende mit seinem Latein. Dann sah er mich, wie ich unter der Galerie saß. Sicher wußte er bei so wenigen Anwesenden, daß ich ein Fremder war. Er richtete sein Auge auf mich, als würde er mein ganzes Herz kennen, und sagte:

»Junger Mann, Sie sehen sehr elend aus . . .« Ja, das tat ich, aber ich war es nicht gewohnt, von der Kanzel her direkt auf mein persönliches Aussehen angesprochen zu werden. Wie dem auch sei, es war ein Volltreffer. Er fuhr fort: ». . . und Sie werden immer elend sein – elend im Leben und elend im Tode – wenn Sie meinem Text nicht gehorchen. Aber wenn Sie jetzt, in diesem Moment, gehorsam werden, dann werden Sie gerettet.« Dann, mit hoch erhobenen Händen, rief er, wie dies vielleicht nur ein einfacher Methodist tun kann: »Junger Mann, schau auf Jesus Christus. Schau! Schau! Schau! Du mußt nichts tun, als nur schauen, und du wirst leben.« Plötzlich und auf einmal sah ich den Weg der Erlösung. Ich weiß nicht mehr, was er noch sagte – ich habe nicht so sehr darauf geachtet –, ich war ganz und gar erfüllt von diesem einen Gedanken. Genauso war es doch mit der ehernen Schlange gewesen; als sie erhöht worden war, mußten die Leute nur auf sie schauen, und sie wurden gerettet. So war es auch mit mir. Ich hatte erwartet, fünfzig Dinge tun zu müssen, aber als ich dieses Wort hörte: »Schau«, da schien es für mich das schönste Wort der Welt zu sein! Ach, ich hätte mir die Augen aus dem Kopf schauen können. An diesem Ort und in diesem Augenblick

wich der Schleier, die Dunkelheit verschwand, und im gleichen Moment sah ich die Sonne. Ich hätte aufstehen können und mit den enthusiastischsten Methodisten von dem kostbaren Blut Christi und dem einfachen Glauben singen können, der nur auf ihn schaut. Wenn mir das doch nur schon vorher jemand gesagt hätte: »Verlaß dich auf Christus, und du sollst gerettet werden.« Ich konnte jetzt John Bunyan verstehen, der sagte, er habe den Krähen auf dem Acker alles über seine Bekehrung erzählen wollen. Er war zu voll davon, um es für sich zu behalten.

Nicht jeder Mensch kann sich an den Tag seiner Erlösung erinnern. Aber, wie Richard Knill sagte: »In diesem Augenblick an jenem Tag erklang jede Harfe im Himmel«, denn Richard Knill war wiedergeboren. Ich auch. Was für eine Veränderung hatte zwischen halb elf, als ich in die Kapelle kam, und halb eins, als ich wieder zu Hause war, in mir stattgefunden! Ich war aus der Dunkelheit in ein wunderbares Licht getreten, aus dem Tod in das Leben, einfach indem ich auf Jesus geschaut hatte. Ich war aus der Verzweiflung erlöst und so glücklich geworden, daß die, die mich zu Hause sahen, sagten: »Irgend etwas Wunderbares ist mit dir geschehen.« Ich konnte es kaum abwarten, ihnen davon zu erzählen.

Der Heilige Geist, der mich befähigte zu glauben, gab mir durch den Glauben Frieden. Ich wußte so sicher, daß ich Vergebung empfangen hatte, wie ich früher sicher gewußt hatte, daß ich verdammt war. Ich war meiner Verdammung sicher gewesen, weil das Wort Gottes sie erklärte und weil mein Gewissen es bestätigte. Aber als der Herr mich gerechtfertigt hatte, war ich mir aufgrund derselben Zeugen ebenso sicher. Das Wort des Herrn in der Heiligen Schrift sagt: »Wer an ihn glaubt, wird nicht verdammt«, und mein Gewissen bezeugte, daß ich glaubte und daß Gott, als er mir vergab, gerecht war. So hatte ich das Zeugnis des Heiligen Geistes und ebenso das meines eigenen Gewissens, die beide miteinander übereinstimmten.

Wie kann ein Mensch wissen, daß er Vergebung hat? Es gibt einen Text, der sagt: »Glaube an den Herrn Jesus Christus, und du wirst gerettet werden«; ich glaube, ist es dann unlogisch, daß ich errettet bin? »Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben«, sagt Jesus im Johannes-Evangelium. Ich glaube an Christus; ist es absurd zu glauben, daß ich ewiges Leben habe? Paulus sagt: »Es gibt keine Verdammnis für die, die in Christus Jesus sind. Gerechtfertigt durch Glauben, haben wir Frieden mit Gott.« Wenn ich mein Vertrauen allein auf Jesus richte und an ihn glaube, wäre es dann nicht zehntausendmal absurder, keinen Frieden zu haben, als mit unaussprechlicher Freude erfüllt zu sein? Die Seele nimmt nur Gott beim Wort, wenn sie weiß, daß ihre Errettung die notwendige Konsequenz des Glaubens ist.

Zu meiner eigenen Schande muß ich sagen, daß ich Jesus als meinen Heiland annahm, weil ich nicht anders konnte; ich war am Ende. Das strenge Gesetz hatte mich so fertiggemacht, daß ich auf diesen Einen zu-steuerte, auch wenn man mir fünfzig andere angeboten hätte. Mich ver-langte nach einem göttlichen Erlöser, nach einem, der meine Schuld auf sich nahm, sich für mich zum Fluch machen ließ; der den Tod gestorben ist, den ich verdient hatte; der auferstanden war und mir mit seinem Le-ben Leben gab. Ich wollte genau den Erlöser, der im Wort vor mir stand, ihn und keinen andern.

Laßt mich hier mein persönliches Zeugnis von dem geben, was ich ge-sehen, was meine Ohren gehört und mein eigenes Herz erlebt hat: Chri-stus ist der eingeborene Sohn des Vaters. Er ist Gott, denn er tat für mich, was nur ein Gott tun kann: Er unterwarf sich meinen störrischen Willen, er schmolz mein Herz aus Diamant, er brach die stählerne Ket-te, er öffnete Gefängnistore und eiserne Riegel. Er hat mein Weinen in Lachen verwandelt und meine Verzweiflung in Freude; er hat meine Gefangenschaft gefangen geführt und erfüllte mein Herz mit unbeschreib-licher Freude. Mögen andere denken, was sie wollen – für mich bleibt er der eingeborene Sohn des Vaters – gesegnet sei sein heiliger Name!

Dann bezeuge ich, daß er voller Gnade ist. Wäre er nicht gewesen – ich hätte nie von seiner Herrlichkeit erfahren. Ich war voller Sünde, ver-dammt, weil ich nicht an ihn glaubte. Er zog mich, als ich nicht kommen wollte; obwohl ich mich aufs äußerste wehrte, zog er mich; und als ich am Ende – zitternd wie ein verurteilter Verbrecher – vor seinem Gna-denstuhl stand, sagte er: »Alle deine Sünden sind dir vergeben, sei guten Mutes!« Laßt andere ihn verachten – ich bezeuge: Er ist voller Gnade.

Schließlich bezeuge ich: Er ist voller Wahrheit. Seine Verheißungen sind wahr. Er hat keine fallen lassen. Mit Scham bekenne ich, daß ich oft an ihm zweifelte; aber er hat mich nie im Stich gelassen. Seine Verhei-ßungen sind Ja und Amen. Ich bezeuge, daß kein Knecht einen solchen Herrn hat wie ich; kein Bruder einen Verwandten, wie er es mir ist; kei-nen Geliebten wie er meiner Seele. Kein Sünder hat einen besseren Erlö-ser, kein Kämpfer einen besseren Trainer, kein Trauernder einen besse-ren Tröster, als es Christus meinem Geist ist. Im Leben ist er mein Leben, und im Tod der Tod des Todes. In der Armut ist er mein Reichtum, in Krankheit mein Lager, in Finsternis mein Stern, am Tag meine Sonne. Im Glauben verstehe ich, daß der Sohn Gottes mich mit seinem eigenen Blut rettete, und ich erlebte es, daß er mich aus dem Dunkel der Ver-zweiflung hob und auf Felsengrund stellte. Er starb für mich. Das ist die Wurzel aller Befriedung. Er reinigte mich mit seinem kostbaren Blut; er bedeckte mich mit seiner vollkommenen Gerechtigkeit; er hüllte mich in seine eigenen Tugenden ein. Hier in der Welt schützt er mich vor ih-

ren Versuchungen und Fallstricken, und dort im Himmel bereitet er mir schon jetzt eine Wohnung und eine Krone bleibender Freude. Wüßte ich doch mehr von ihm und könnte ich es noch besser sagen!

Ich war immer wie Luther und Calvin der Ansicht, daß die Summe und das Eigentliche des Evangeliums in dem Wort *Stellvertretung* liegt – Christus, der an der Stelle des Menschen steht. Wenn ich das Evangelium richtig verstehe, dann ist es dies: Ich habe es verdient, für immer verloren zu sein. Der einzige Grund, warum ich nicht verdämmt werden muß, ist, daß Christus an meiner Stelle bestraft worden ist, und es gibt keinen Grund, eine Strafe zweimal auszuführen. Auf der anderen Seite weiß ich, daß ich nicht in den Himmel kommen kann, wenn ich nicht völlig gerecht bin. Ganz sicher werde ich eine solche Gerechtigkeit nie und nimmer aus mir selber hervorbringen, denn ich stelle ja fest, wie ich jeden Tag sündige. Aber da ist Christus mit seiner vollkommenen Gerechtigkeit, und er sagt: »Da, armer Sünder, da, nimm mein Kleid und zieh es an! Du sollst vor Gott stehen, als wärest du Christus, und ich will vor Gott stehen, als wäre ich der Sünder. Ich will an der Stelle des Sünders leiden, und du sollst belohnt werden für Werke, die nicht du getan hast, sondern die ich für dich getan habe.«

Ich halte es für sehr angebracht, jeden Tag zu Christus zu kommen als ein Sünder, so wie ich das erste Mal kam. »Du bist kein Heiliger«, sagt der Teufel. Stimmt, ich bin es nicht, ich bin ein Sünder, und Christus kam in diese Welt, um Sünder zu retten. Deshalb – auf Biegen oder Brechen, ich gehe zu ihm. Eine andere Hoffnung habe ich nicht. Indem ich auf ihn schaute, erhielt ich all den Glauben, der mich mit dem Vertrauen auf seine Gnade erfüllt. Das Wort, das als erstes meine Seele bewegte – »Schaut auf mich« – das klingt immer noch wie ein heller Trompetenton in meinen Ohren. Dort fand ich einmal zur Umkehr, und dort werde ich auch immer wieder Erfrischung und Erneuerung finden.

8. Erfahrungen nach der Bekehrung

Als ich gerade zum Herrn gekommen war, bestand eine meiner größten Betrübnisse darin, daß ich an Menschen denken mußte, mit denen ich ungöttliche Gespräche geführt, und an mehrere andere, die ich zum Sündigen verführt hatte. Eins meiner häufigsten Gebete war deshalb, daß keiner von ihnen verloren gehen möge. Ich erlebte dies wie George Whitefield, der nie vergessen hat, mit wem er vor seiner Bekehrung Karten zu spielen pflegte. Er hatte die Freude, jeden einzelnen von ihnen zum Heiland zu führen.

Ich denke, es war etwa fünf Tage, nachdem ich Christus gefunden hatte. Meine Freude war so groß, ich hätte vor lauter Fröhlichkeit tanzen können, einfach bei dem Gedanken, daß Christus mein war. Da, ganz plötzlich, fiel ich in ein tiefes Loch der Verzweiflung. Heute weiß ich auch, warum. Als ich so ganz neu im Glauben an Christus war, hatte ich das Gefühl, als sei der Teufel zumindestens tödlich verwundet, wenn nicht gar tot, jedenfalls könne er mir nichts anhaben. Auch glaubte ich, die Verdorbenheit meiner Natur habe jetzt ihren Todesstoß erhalten. Ich sang mit Begeisterung die Lieder des Dichters Cowper und dachte wirklich, er wisse, was er sagt, wenn er den Herrn dafür preist, daß er in der Stunde der Bekehrung alle Torheit des Herzens mit der Wurzel ausreißt. Und doch hat wohl kaum je einer einen solchen Schnitzer gemacht wie Cowper mit diesem Vers. Denn kein Mensch kann behaupten, mit seiner Bekehrung sei alle seine Torheit von Grund auf abgeschnitten. Aber ich träumte es; ich war der Überzeugung, sie würde nie wieder sprossen. Ich habe allen Ernstes damit gerechnet, jetzt vollkommen zu sein – aber, ach, ich fand einen Störenfried, mit dem ich nicht gerechnet hatte: das böse Herz des Unglaubens im Abfall von dem lebendigen Gott. So ging ich zu derselben Methodist-Kapelle, in der ich das erste Mal Frieden mit Gott durch das einfältig gepredigte Wort Gottes gefunden hatte. Als der Predigttext verlesen wurde – »Ich elender Mensch; wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?« – dachte ich: »Das ist ein Text für mich.« Genau an diesen Punkt war ich in dieser einen Woche gekommen. Ich hatte mein Vertrauen auf Christus gesetzt; mein Glaube war einzig und allein auf die Versöhnung durch den Erlöser gerichtet. Aber ich konnte nicht so heilig sein, wie ich wollte; ich konnte nicht ohne Sünde leben. Wenn ich morgens aufstand, dachte ich, ich würde mich von jedem harten Wort, von jedem bösen Gedanken und Blick fernhalten, und jetzt kam ich seufzend zu dieser Kapelle, weil sich das Böse nicht abschütteln ließ. Es ging überall hin mit.

Der Prediger begann mit den Worten: »Paulus war nicht gläubig, als er dies sagte.« Nun, ich wußte, daß ich ein Gläubiger war, und vom Zusammenhang her schien mir, daß auch Paulus ein Gläubiger gewesen sein mußte. (Heute bin ich mir sicher, daß er es war.) Der Mann sagte weiter, kein Kind Gottes habe je einen solchen Konflikt in sich gefühlt. Also nahm ich meinen Hut und verließ die Kapelle. Ich habe seitdem sehr selten solche Orte wieder aufgesucht. Sie sind sehr gut für Unbekehrte, haben aber wenig Wert für Kinder Gottes.

Was für eine Abscheu vor der Sünde habe ich seit jenem Tag, an dem ich ihre Macht über meine Seele entdeckte. Ich dachte, die Sünden, die ich bisher kennengelernt hatte, seien, obwohl sie grausame Befehlsha-

ber waren, nicht halb so furchtbar gewesen wie diese Soldaten-Sünden, die, mit Speeren und Äxten bewaffnet, mit Sensen über ihren Schultern, auf eisernen Streitwagen nun hinter mir her waren, um mich zu überfallen. Wohl kamen sie mir nie so nahe wie die früheren Sünden, doch jetzt riefen sie bei mir mehr Furcht hervor als damals, als ich ihr Sklave war.

Was für eine Freude muß in den Herzen der Israeliten gewohnt haben, als sie wußten, daß alle ihre Feinde vernichtet waren! Auch ich habe diese Freude erlebt, denn nach meiner Bekehrung, als ich wieder von der Sünde angegriffen wurde, sah ich den mächtigen Strom der vergebenden Liebe über alle meine Sünden strömen, und ich konnte zu meinem Lied machen, was Mose singt: »Die Tiefe bedeckte sie.« Wer kann irgendeine Anklage gegen die Auserwählten Gottes erheben? Gott ist es, der sie rechtfertigt. Wer kann sie verdammen? Christus ist es, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferstanden ist, der auch zur Rechten Gottes sitzt, der für uns eintritt.

In meinem eigenen geistlichen Leben habe ich festgestellt, daß ich um so mehr Sünden begehe, je mehr Regeln ich mir selber auferlege. Die Gewohnheit eines morgendlichen und abendlichen Gebetes ist für das Leben eines Gläubigen unerläßlich. Aber wenn man die Länge des Gebetes vorschreibt und verlangt, immer an viele Menschen und Dinge im Gebet zu denken, dann kann dies zu einem Zwang werden und das Gebet erdrücken, anstatt es zu unterstützen. Wenn ich mir vorschreibe, wo und wann ich mich demütigen und freuen will, dann ist das ebenso künstlich wie die Anweisungen jenes Predigers, der in seinen Aufzeichnungen für die Predigt schrieb: »Hier weinen«, »Hier lachen«. Wenn der Mann von Herzen gepredigt hätte, dann hätte er sicher sein können, an der richtigen Stelle zu weinen und an der richtigen Stelle zu lachen. Wenn das geistliche Leben gesund ist, dann bringt es zur richtigen Zeit Gebet hervor und die Demütigung der Seele, und auch die heilige Freude kommt von selber, ohne Regeln und Gelübde. Jene Art von Religion, die sich selbst nach dem Kalender ordnet und Gefühle hervorbringt, wie eine Maschine Backsteine produziert – weinen an Karfreitag, zwei Tage später Freude –, deren Gefühle sich nach dem jeweiligen Datum richten, ist zu künstlich, als daß sie Nachahmung wert wäre.

Die Selbstprüfung ist ein sehr großer Segen, aber ich weiß auch von einem Sich-selbst-Prüfen, das in völlig ungläubiger, gesetzlicher und selbstgerechter Weise durchgeführt wird, denn ich habe es selber getan. Ich hielt eine Zeitlang viel mehr als heute von Andeutungen und Zeichen und Beweisen meines geistlichen Lebens, um mich damit zu trösten. Aber ich habe entdeckt, daß ich kein echter Gegner für den Teufel sein kann, wenn es mir um so etwas geht. Ich muß Tag für Tag mit diesem Aufschrei leben:

»Ich, ich bin der größte Sünder,
doch Jesus starb für mich.«

Solange ich daran glauben kann, daß Gott hält, was er verspricht, weil es sein Versprechen und weil er Gott ist, und solange ich darauf vertrauen kann, daß mein Heiland rettet, weil er Gott und deshalb in der Lage ist zu retten – so lange geht alles gut. Aber ich habe auch festgestellt, daß alles Gute meines Lebens aus jeder Pore zu entweichen scheint, sobald ich wegen dieses oder jenes Problems mich selber unter die Lupe und dadurch mein Auge weg von Christus nehme. Jedes Verhalten, das vom Glauben wegführt, ist ein schlechtes Verhalten; und ganz besonders gilt dies von jener Art von Selbstprüfung, die uns vom Fuße des Kreuzes weg und damit in eine falsche Richtung führt.

Am Anfang meines Glaubenslebens hatte ich es mir angewöhnt, mich selbst auf eine bestimmte Art und Weise zu prüfen. Oft habe ich dadurch Stolpersteine auf meinen eigenen Weg geworfen. Ich kann also nur davor warnen, es ähnlich zu machen. Manchmal ging ich in mein Zimmer und fing an, mich selbst zu prüfen, indem ich mir die Frage vorlegte: »Habe ich Angst zu sterben? Wenn ich jetzt tot niederfiele – kann ich sagen, daß ich meine Augen fröhlich schließen würde?« Nun kam es oft vor, daß ich nicht ehrlich mit ja antworten konnte. Ich fühlte, daß der Tod eine sehr ernste Sache ist. »Also«, sagte ich, »dann habe ich wohl nie an Christus geglaubt, denn wenn ich mein Vertrauen auf Christus setzte, könnte ich nicht vor dem Sterben Angst haben, sondern wäre voller Vertrauen.« Ich zweifle nicht, daß viele Menschen sagen: »Ich kann Christus nicht folgen, weil ich Angst vor dem Sterben habe; ich kann nicht glauben, daß Christus mich rettet, weil der Gedanke an den Tod mich zum Zittern bringt.« Ach, arme Seele, es gibt viele unter den Gesegneten des Herrn, die einen großen Teil ihres Lebens durch die Furcht des Todes gebunden waren! Ich kenne auch jetzt viele Kinder Gottes, von denen ich glaube, daß sie, wenn sie sterben, siegreich sterben werden, von denen ich aber weiß, daß der Gedanke an den Tod ihnen nie gefällt. Und dies hat auch seinen guten Grund: Gott hat der Natur ein Gesetz auferlegt, das die Liebe zum Leben und zur Selbsterhaltung voll bejaht. Es ist nur natürlich, daß ein Mensch, der Kinder und Freunde hat, diese kaum gerne hinter sich zurück läßt. Ich weiß, daß er, wenn er mehr und mehr von der Gnade erlebt, auch bei dem Gedanken an den Tod sich freuen wird, aber ich kenne auch viele, die ganz sicher voller Freude in Christus sterben werden, auch wenn sie jetzt beim Gedanken an den Tod Furcht empfinden.

Mein alter Großvater hat einmal eine Predigt gehalten, die ich nicht mehr vergessen habe. Er predigte über den Text: »Der Gott aller Gnade«.

Er hielt das Interesse der Versammlung dadurch gespannt, daß er nach jeder Beschreibung der verschiedenen Aspekte der Gnade sagte: »Aber es gibt eine Art der Gnade, die ihr nicht wünschen werdet.« Schließlich endete er seine Predigt, indem er sagte: »Ihr werdet nicht die Gnade des Sterbens haben wollen in den Augenblicken des Lebens, aber ihr werdet Gnade zum Sterben haben, wenn ihr sie braucht. Wenn du in Umständen bist, die es nötig machen, dann sollst du Gnade genug haben, wenn du dein Vertrauen auf Christus setzt.«

Als wir einmal mit Freunden zusammen waren, besprachen wir die Frage, ob wir, wenn die Tage des Martyriums kommen sollten, für den Scheiterhaufen bereit wären. Ich sagte: »Ich muß euch frei und offen bekennen, daß ich, wenn es darum geht, wie ich mich heute fühle, nicht dafür bereit bin. Aber ich glaube fest: wenn in Smithfield ein Scheiterhaufen stünde, und ich wüßte, daß ich um ein Uhr dort verbrannt werden würde, dann hätte ich um ein Uhr genug Gnade für das Martyrium.«

Ich begann mein christliches Leben als fünfzehnjähriger Junge mit der fröhlichen Gewißheit: »Mein Geliebter ist mein.« Ich glaubte aus vollem Herzen und ohne Zögern an den Herrn Jesus Christus, so daß ich einer guten alten Christin gegenüber, einfältig wie ich war, sagte, daß ich an Christus glaube und daß er mein sei und daß er mich gerettet habe. Ich sagte dies sehr überzeugt von dem Wissen um die große Wahrheit, daß Gott sein Volk niemals verläßt, noch sein Werk unfertig aufgibt. Auf der Stelle wurde ich getadelt und belehrt, daß ich kein Recht hätte, so überzeugt zu reden. Dies sei anmaßend. Die gute Frau sagte zu mir: »Ach! Eine solche Sicherheit mag ich nicht«, und sie fügte hinzu: »Ich glaube schon, daß du an Christus glaubst – jedenfalls hoffe ich es; aber ich selbst bin nie weiter gegangen als zu hoffen und zu erwarten, und ich bin eine alte Frau.« Gott segne die alte Frau, aber sie war für uns, die wir wußten, an wen wir glauben, kein Vorbild.

Vor meiner Bekehrung las ich gewöhnlich die Heilige Schrift, um ihre Großartigkeit zu bewundern, Reiz und Spannung ihrer Geschichten zu empfinden und über die Majestät ihrer Sprache zu staunen. Aber dabei verpaßte ich das, was der Herr damit vorhatte. Als der Heilige Geist jedoch mit seinem göttlichen Leben kam und das ganze Buch meiner neuerleuchteten Seele lebendig machte, da zeigte sich mir die innere Bedeutung mit wundervoller Herrlichkeit. Ich hatte keine Neigung, das Wort Gottes zu kritisieren, sondern nahm es als Ganzes ohne Einwände an. Ich wagte nicht, über meinen Richter zu Gericht zu sitzen und der Zurechtweiser des irrtumslosen Gottes zu werden. Alles, was ich in seinem Wort fand, nahm ich mit ungeheurer Freude entgegen. Ich lobe Gott da-

für, daß ich von dieser Stunde an mich freuen kann und mich auch weiter freuen will, und daß ich unaussprechlich glücklich bin in meinem Vertrauen auf Jesus Christus, obwohl ich doch kein Leben ohne Schwierigkeiten und besonders nicht ohne eine Neigung zur Mutlosigkeit hatte. Ja, noch mehr, ich habe festgestellt, daß jene Stellen in meinem Charakter, die besonders schwach waren, gestärkt wurden, wohingegen starke Leidenschaften und böse Neigungen kontrolliert und neue Prinzipien eingepflanzt wurden. Ich bin verändert. Ich bin so verändert, daß mir manchmal ist, als wäre das Alte völlig ausgemerzt und ich neu geschaffen worden. Allerdings beanspruche ich keinerlei Verdienst an dieser Veränderung – weit entfernt. Gott hat große Dinge für mich getan, aber er hat dasselbe auch für andere getan und ist bereit, es für jede Seele zu tun, die sein Angesicht durch Jesus Christus und dessen großes veröhnendes Opfer sucht.

Viele Leute meinen, ein religiöser Mensch könne schwerlich ein kluger Mensch sein. Männer tiefer Gedanken und scharfen Intellekts finde man bei Ungläubigen, Atheisten und Deisten, und sie zittern für den kontrovers denkenden Christen, als wäre der schon seinen Gegnern preisgegeben. Aber das ist ein großer Irrtum. Das Evangelium ist die Summe der Weisheit und der Erkenntnis, ein Schatzhaus der Wahrheit und die Offenbarung tiefster Geheimnisse. Hier sind Gerechtigkeit und Gnade vereint; hier wird das unerbittliche Gesetz vollkommen erfüllt, und göttliche Liebe trägt den Sünder im Triumph aus dem Gericht. Unser Nachdenken über dies alles weitert das Gesichtsfeld, es öffnet unsere Seele durch immer neue Blicke in die Herrlichkeit, und wir stehen stauend vor der tiefen Weisheit, die sich in ihr offenbart.

Bevor ich das Evangelium kannte, sammelte ich die unterschiedlichsten Kenntnisse aller Arten von Wissenschaften – mal hiervon, mal davon, ein wenig Chemie, ein wenig Botanik, ein wenig Astronomie, ein wenig dies, ein wenig das. Es war ein chaotisches Durcheinander. Seit ich das Evangelium kenne, entsteht in meinem Gehirn Ordnung: Alles bekommt seinen Platz. Mir scheint, daß ich, als ich Christus entdeckte und ihn als gekreuzigt, den Mittelpunkt des Systems gefunden hatte, so daß ich nun jede wissenschaftliche Erkenntnis einordnen kann. Von der Erde aus gesehen, bewegen sich die Planeten völlig ungeordnet. Erst die Kenntnis des Sonnensystems gibt ihnen Konstanz und Ordnung. So ist es mit dem Wissen. Beginne mit welcher Disziplin du willst – du hast immer nur die halbe Wahrheit. Beginnst du mit dem Wissen von dem gekreuzigten Christus, dann hast du die Sonne, um die alle anderen Wissenschaften sich in vollkommener Harmonie bewegen. Christus ist für mich die Weisheit Gottes. Seit ich Christus, den Gekreuzigten kenne, kann ich alles lernen.

9. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe

»Erlöste Männer und Frauen beginnen, ihr Leben von da an zu zählen, wo es in Wahrheit begann, nicht von ihrem Geburtstag, sondern vom Tag ihrer Wiedergeburt an. Ihr Kalender wurde durch eine Tat göttlicher Gnade verändert.« – C. H. S.

»Manchmal habe ich gesagt, wenn ich die Beute zweifelnder Gedanken werden wollte: »Ich kann nicht daran zweifeln, daß es einen Gott gibt, denn ich kann in meinem Tagebuch nachsehen und sagen: An dem und dem Tag, in tiefer Not, habe ich meine Knie vor Gott gebeugt, und noch bevor ich mich von meinen Knien erhoben hatte, erhielt ich die Antwort.« – C. H. S.

Einführung von Mrs. C. H. Spurgeon zu den Aufzeichnungen von April bis Juni 1850:

Wir waren noch nicht lange verheiratet, da brachte mir mein Mann ein kleines Buch mit Schloß, legte es mit ernster Miene in meine Hand und sagte: »Dieses Buch, Liebste, enthält Aufzeichnungen über einige meiner geistlichen Erfahrungen. Verwahr es bitte, aber ich will es nie wieder sehen.« Er hat es nie wieder gesehen, aber auch für mich war es ein versiegeltes Buch, weil ich nicht wagte, es zu öffnen. So blieb es 40 Jahre. Aber jetzt nehme ich es mit ehrfürchtigen Händen aus seinem Versteck, und ich beginne die Gedanken meines lieben Mannes aus lange vergangenen Zeiten zu lesen. Wird mein Herz, das ihn so sehr liebte, fähig sein, Gott zu danken, daß die Vergangenheit nun *Vergangenheit* ist, und daß die Kämpfe und Sorgen des irdischen Lebens für immer vergessen sind in dem Glück der ewigen Herrlichkeit? Herr, stärke mich und hilf mir!

Das kleine Buch ist ein vollständiges Tagebuch vom 6. April bis zum 20. Juni 1850. Damit umfaßt es die Zeit der Taufe und die ersten Bemühungen des Jungbekehrten, dem Herrn zu dienen. Ich fühle, daß es recht ist, jetzt nach so langer Zeit das Geheimnis dieses Buches zu lüften, denn das Lesen seiner Bekenntnisse und heiligen Entschlüsse kann nur zur Ehre Gottes reichen und zeigen, wie er seinen jungen Diener einen Weg führte, den dieser nicht kannte. Ich glaube, daß Gott es so von mir will.

Die größte Kostbarkeit dieses kleinen Buches ist die tiefe persönliche Liebe des Verfassers zum Herrn Jesus, die es zeigt. Die liebevollen Ausdrücke, die er in dem Tagebuch benutzt (und sein ganzes Leben lang benutzt hat), waren keine leeren Worte. Sie entsprangen der überfließenden Liebe Gottes, die der Heilige Geist in sein Herz gegossen hatte. Eines der letzten Worte, die er mir in Mentone sagte, bevor die Bewußtlosigkeit

keit seine geliebten Lippen schloß, war dies: »O Liebste, ich hatte so eine gesegnete Zeit mit meinem Herrn!« So war es immer: der Heiland war ihm so wirklich, als könnte er ihn mit den Augen sehen, und seine Freude war es, jeden Tag, jede Stunde in der Gegenwart Gottes zu leben.

Das Tagebuch 1850:

Geboren	6. Januar 1850
In die Gemeinschaft aufgenommen	4. April
Getauft	3. Mai
Erstes Abendmahl	5. Mai
Erstmals Sonntagsschullehrer	5. Mai
Gemeindeglied in Cambridge	2. Oktober

O großer und unfaßbarer Gott, der Du mein Herz kennst und alle meine Wege prüfst, in demütigem Vertrauen auf die Hilfe Deines Heiligen Geistes weihe ich mich Dir. Als Dein eigenes vernünftiges Opfer gebe ich Dir zurück, was Dein ist. Ich will für immer ohne jede Einschränkung Dein sein. Solange ich auf Erden bin, will ich Dir dienen. Möge ich mich Deiner erfreuen und Dich für immer preisen! – Amen.

1. Februar 1850

Charles Haddon Spurgeon

6. April – Ich hatte einen gesegneten Tag der Erfrischung vom Herrn und aus der Herrlichkeit seines Angesichts. Ging durch meinen Distrikt und sprach mit verschiedenen Leuten. Ich vertraue, daß der Herr hier arbeitet. Dachte ernsthaft über die Taufe nach. »Der Herr ist meine Stärke und mein Psalm und ist mein Heil.«

7. April – Fühle mich nicht wohl. Der Körper drückt die Seele nieder. Hörte Mr. S. über 1. Mose 22,8. Konnte es nicht aufnehmen, zu starke Kopfschmerzen. Der Arminianismus paßt jetzt nicht zu mir. Wenn es mir lange so schlecht gehen würde, könnte ich kaum leben. Abends konnte ich nicht zur Predigt, ohne ging es mir besser. Aber ich nährte mich die ganze Zeit von

»Einst fahr' ich auf in ferne, fremde Welten
Und steh vor Dir, vor Deinem Richterthron,
Du Fels der Ewigkeiten,
Doch nun für mich gespalten,
Daß ich mich bergen kann in Dir
Du Gottessohn.«

Begreife nicht, daß Mr. S. sagen konnte, er vertraue darauf, daß Esau sich bekehrt habe, wo doch der Herr spricht: »Esau habe ich gehaßt.«

8. April – Ging nach dem Frühstück raus. Nie sah ich die Souveränität des göttlichen Willens klarer. Er hat mich gerufen. Ich bin sicher, daß er mich zur Herrlichkeit bringen will. Fühle mich nicht wohl. Gnädiger Gott, ruf mich heim, wenn es Dir gefällt! Es ist »Gnade, Gnade, Gnade« von Anfang bis Ende.

9. April – Heute wieder glücklich. Wenn es so weitergeht, sind Erd und Himmel eins – aber was habe ich da geschrieben? Ich weiß, daß ich heute gesündigt habe. Im Himmel kann ich das nicht. Oh, heilig sein, wie Gott sein! Eines Tages werde ich so sein. O herrliche Stunde, o gesegnete Ruhestatt, wenn ich nahe bin bei meinem Gott. Jesus, könnte ich dich je vergessen, Dich, die Freude meines Lebens? Halte Du mich durch Deinen freien Geist, und gieße auf mich aus mehr Liebe zu Dir! Ich kann kaum beten, doch, o mein Gott, gedenke an A.! Daß ich doch mehr für Gott tun könnte! »Aus Gnaden seid ihr gerettet.«

10. April – Gesundheitlich viel besser. Alles, was besser als Hölle ist, ist Gnade. Wie klein ist mein Bereich, und welch unendlich großes Wesen hat sich herabgelassen, für meinen Stand zu sorgen, bevor ich überhaupt Wesen hatte! Alles ist von Gott bestimmt. Gepriesen sei Sein Name; wenn er mich auch tötet, so vertraue ich ihm doch. Alle Sünde ist durch Jesu Blut gereinigt. Zweifel und Furcht werden bald kommen. »Sehnsucht meiner Seele«, bereite mich vor, ihnen zu begegnen. Des Herrn Gegenwart ist noch nicht von mir gewichen. Hätte ich die Zunge eines Erzengels, ich könnte ihn nicht genug dafür preisen. Ich hoffe, daß es zu Hause meiner lieben Mutter gut geht. Ich muß bald mit dem Kreuz rechnen. »Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist mein nicht wert.«

11. April – Hatte gute Gedanken über: »Ich bin der gute Hirte und erkenne die Meinen und bin bekannt den Meinen.« Wie kann eines Seiner Schafe verlorengelassen, wenn Er sie alle kennt?

Hörte heute von den Schlechtigkeiten einiger vornehmer Leute. Vater, vergib ihnen, und wirke, daß Dein Name durch sie nicht gelästert werde! O mein Freund, lieber will ich ewig verloren sein als Dir Unehre zu machen, Dir, der Du das einzige Sehnen meines Herzens bist. Hörte Mr. S. über Psalm 68,18–20. Ich liebe es zu hören, wie Er alle Ehre für unsere Erlösung Gott gibt. Hirte Israels, leite Deine Herde in alle Wahrheit! Erwecke mich, laß mich Dich mehr und mehr lieben!

12. April – Meine Gedanken haben sich heute zu viel mit irdischen Dingen beschäftigt. Ich konnte meine Aufmerksamkeit nicht völlig auf meinen Heiland konzentrieren. Trotzdem hat der Herr Sein Angesicht nicht vor mir verborgen. Zwar versucht, aber nicht niedergeworfen. Geprüft,

aber nicht überwunden; das ist die souveräne Gnade Gottes. Heute möchte ich erneut bitten, daß das sündenvergebende Blut Jesu meine Sünde wegspült. O Gott, halte mich niedrig, dann muß ich nicht fürchten zu fallen! Suche Zion heim und erhalte Deine Kirche, laß sie in Herrlichkeit strahlen! Heute gab es Aprilschauer; der Herr vergißt seine Verheißungen nicht. Jesus nahm mein Herz: »Ich wußte nicht, daß meine Seele mich gesetzt hatte zu den Wagen Ammi-Nadibs.« »Sage mir an, Du, den meine Seele liebt, wo Du weidest, wo Du ruhest im Mittage.« Ich möchte immer bei Dir sein, o mein schöner und lieblicher Freund! Besuche mich täglich, Deine Umarmung ist Himmel. Heilige mich, bereite mich, hilf mir Frucht tragen und für immer Dein zu sein!

13. April – Am Ende dieser Woche fühle ich mich nicht so müde. Ein Grund ist, daß für mich jeder Tag Sonntag gewesen ist. Jetzt möchte ich an ruhigen Wassern wandeln. Von was für Ereignissen hört man! Die anglikanische Kirche ist in einer ziemlichen Krise. Ich liebe meine bescheidene Arbeit. Herr, sei mit mir! »O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und Erkenntnis Gottes!« Vertraue Ihm, meine Seele, und folge Ihm treu.

14. April – Hörte heute morgen Mr. S. über 3. Johannes 4 – das große Thema der Rechtfertigung aus Glauben. Wenn Werke der Weg sind, wer käme da in den Himmel? Ich nicht. Es wäre, als würde man mir einen Schatz auf der Sonne anbieten, falls ich hinaufspringen könnte, um ihn zu holen! Nachmittags – ähnlich wie letzten Sonntag. Esau bringt uns keine interessanten Predigten. Das Thema des Abends war »Entscheidung«. Ich bin sehr ermutigt. Hoffe, daß ich von zu Hause bald Antwort wegen der Taufe bekomme.

15. April – Ganz gesund heute und ganz glücklich. Erster Tag der Rennen. O Gott, Du machst es, daß ich anders bin! Schöne Gebetsversammlung. »Denn bei dem Herrn ist die Gnade.« Heute abend besuchte mich Mr. P. und redete bis nach elf, so daß ich einen Teil der Zeit für meine Andacht verlor.

16. April – Heute abend versammeln sich die Freunde in Hythe. Gewähre Deinen gnädigen Segen! Las vom Land Beulah. Ich war dort, und zwar auch, bevor ich zu dem Riesen Verzweiflung kam. Bequem brauchen wir es nicht immer zu haben, ich fürchte, sonst würde ich einschlafen. Mein Geist wird schläfrig. Starker Befreier, halte meine Augen offen! Meine Seele scheint nach den Fleischtöpfen Ägyptens zu verlangen, und das, nachdem ich das himmlische Manna gegessen habe; hilf und vergib mir, o mein Erlöser!

17. April – Las in »Fuller upon Antinomianism«. Mein Gott, an was für einem Abgrund stehe ich! Ich glaube, ich kann sagen, daß ich diese Religion hasse. Ich wünsche mir, Gott zu lieben und so heilig zu sein wie Gott, mein Vater, selbst. Eine kleine Wolke ist zwischen mir und der Sonne der Gerechtigkeit, aber ich zweifle nicht, daß sie noch auf mich scheint. Er hat mich nicht verlassen. Ich bin ein lebendes Wunder, ein wandelndes Wunder der Gnade, daß ich überhaupt lebe. Mehr später. Möge ich von jetzt an näher bei Ihm leben und Seinem Namen mehr Ehre machen!

18. April – Ich bin überzeugt, die Wolke ist verschwunden. Heute habe ich einige Sonnenstrahlen gesehen. Ich will in Seiner Stärke weitergehen, durch Wolken oder nicht. Ging zur Kapelle, sehr wenige dort. Meine Kraft ist erneuert worden. Möge ich jetzt in den Wegen des Herrn laufen! Warum hat mein Vater nicht geschrieben. Sicher hat er einen guten Grund dafür. Herr, stärke Dein Volk und belebe Deine Kirche durch Deine lebendigmachende Gnade!

19. April – Heute war ich Gott nicht nahe genug. Ich muß meine Kälte beklagen und meine Gleichgültigkeit gegen die Wege des Herrn. O Gott der wiederherstellenden Gnade, suche Deinen Diener heim in der Mitte der Tage! Ich will Ihm vertrauen. Ich kann weder an Seiner Macht zweifeln noch an Seiner Liebe. Ja.

»Ich liebe Dich und bet Dich an,
Gib Gnade, daß ich täglich mehr,
o Herr, Dich lieben kann.«

Er wird mich wieder besuchen, und ich werde Sein lächelndes Angesicht sehen. »So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben.«

20. April – Ging Traktate verteilen, konnte den Geist des Herrn nicht auf mir spüren. Ich schien einen Klotz an den Füßen und an der Zunge zu haben. Das habe ich mehr als verdient, denn ich habe nicht gebetet und die Bibel gelesen, wie ich es sollte. Ich bekenne meine Missetat, und meine Sünde ist immer vor mir. Gnade! Es ist alles nur Gnade! O Erlöser, wasch mich erneut in Deinem Blut, das den Sünder gerecht macht!

Wenn Gott mich behütet, kann ich nicht verlorengelien. Ich kann nichts tun. Ich bin ein Wurm, schwach und sündig.

21. April – Heute morgen predigte Mr. S. über 2. Thessalonicher 3,3. Das ist die große Hoffnung des Christen, der größte Trost im Leben – der

Herr wird es tun. Nachmittags Matthäus 9,22. Das ist wieder des Heilands Tat, kein Arzt hätte das gekonnt. Sei gepriesen, o Gott, für diese großartige Erlösung! Am Abend 3. Johannes 4. Diese zweimal gehaltenen Predigten interessieren mich nicht sehr. Aber insgesamt hat mir der Tag gut gefallen. Ich hab's kaum verdient, nein gar nicht. In mir ist kein Verdienst, dessen bin ich sicher. Nichtswürdigster der Nichtswürdigen, daß ich so lange meine Augen vor dieser großartigen Erlösung und vor dem herrlichen Stand des Volkes Gottes verschlossen habe.

22. April – Der Herr hat mich nicht verlassen. Ging abends zur Gebetsstunde. Betete laut. Warum sollte ich mich fürchten, zu meinem einzigen Freund zu sprechen? Das nächste Mal werde ich nicht furchtsam sein, ich hoffe, darin hat mir der Herr geholfen. Er wird mir auch in anderen Dingen helfen. Der Geist ist frischer heute, er steigt höher, er ist begeisterter vom Heiland, der alle Freude meines Lebens ist. Der Glaube ist das kostbare Geschenk Gottes, und Liebe ist Sein Geschenk. Von Anfang bis Ende ist alles von Gott.

23. April – Mein Gebet ist in gewissem Maße erhört. Ich vertraue, das Werk Gottes in mir ist neu belebt. Es ist keine Wüste mehr in mir. Alles ist Gnade, das muß ich anerkennen. Ich fühle, daß ich in allem vom Herrn abhängig bin, für wachsende Gnade, für lebendige Gnade. Ich bekomme, was ich täglich brauche, aber nicht für zwei Tage auf einmal. Es ist Gnade, die Abhängigkeit zu spüren und dem Herrn in allem zu vertrauen. Sing, meine Seele, sing, der Herr hat dich erlöst, du bist sicher!

24. April – Brief von Mr. Cantlow. Taufe nächste Woche Donnerstag. Gott helfe mir, Ihm würdig zu leben, und daß mein öffentliches Bekenntnis mich ernsthafter mache! Brief von Mr. Leeding, besser als erwartet. Wahrlich, o Herr, mein Los ist mir gefallen aufs Liebliche; mir ist ein schön Erbteil geworden. Was die Taufe angeht, soll ich tun, was ich möchte. Durch Eifer für die Wahrheit und durch einen Wandel in der Nähe meines Erlösers verliere ich nichts, gewinne alles. Herr, Du bist mein Leben. Führe mich, gib mir auf dieser Erde mein Teil gemäß Deiner Weisheit und Liebe.

25. April – Ging nach Burwell. Hörte bei der Prüfung der Kinder zu. Erziehen ist eine Begabung vom Herrn. Was für eine Verantwortung liegt auf mir! Ich bin überzeugt, daß ich diese Begabung eines Tages mehr zu Seiner Ehre einsetzen werde. Brief von meinem Vater, er ist ziemlich hart zu mir. Wenn ich meinem Gewissen folgen und nicht anmaßend die Zäune durchbrechen wollte, die der Herr um Seine Kirche gezogen hat, hätte ich das erwarten können. Meine Sache ist es, meinem Erlöser zu

folgen und nicht, mir bequeme Wege zu suchen. Wenn ich irgendwie Ihm würdig zu leben vermag, möchte ich alle Ehre dem großen Urheber meiner Erlösung geben. Ich fühle mich jetzt mutig; wenn der Teufel mir Vorwürfe machen wollte, ich könnte ihm antworten. Herr, ich will es nur Dir zuschreiben, daß ich noch nicht abgefallen bin und daß noch keine Feinde mich vor Furcht erzittern lassen konnten! Ich dränge vorwärts, den Himmel im Blick, lege meine Erlösung völlig in die Hände meines Jesus, meines Lebens, meines Alles!

26. April – Wie beunruhigen die Befürchtungen meines Vaters, ich könnte der Taufe *vertrauen*, meine Seele. Mein Gott, Du weißt, daß ich solch einen Gedanken hasse! Nein, ich weiß das, selbst wenn ich von diesem Tag an so heilig leben könnte wie Gott selbst, so könnte ich doch für keine Sünde der Vergangenheit Genugtuung schaffen. Ich hatte einen sehr guten Tag. Furcht, Mißtrauen und Schüchternheit konnte ich auf Schwertlänge von mir fern halten. Möge ich ein Wahrheitskämpfer sein und leben und sterben im glorreichen Krieg meines Meisters!

27. April – Furcht, fort mit dir! Zweifel, verschwindet! Im Namen des Herrn der Heerscharen werde ich mein Banner aufrichten. Kommt nur heran, ihr Dämonen der Tiefe, mein Hauptmann ist stärker als ihr. In Seinem Namen, mit Seinen Waffen gerüstet, in Seiner Kraft wage ich es, euch allen Trotz zu bieten. Wie ruhmreich würde es sein, an der Seite eines solchen Führers zu sterben! Ich bin ein Wurm und kein Mensch, eitel, nichts. Aber wo er Seine Liebe auf mich gerichtet hat, warum sollte ich zittern oder mich fürchten? Ich ging Traktate verteilen, möge die gute Saat gedeihen und Wurzel schlagen! Ich muß wieder klagen, daß ich nicht so nahe bei Gott lebe wie ich sollte. Gepriesen sei der Name des Herrn für das Maß der Gnade, das Er mir gegeben hat. Und für das, was noch fehlt, kann ich ihm auch vertrauen.

28. April – Mr. S. sprach morgens und nachmittags zu uns über Johannes 1,5. Ich konnte mich nicht aufs Thema konzentrieren und seinen Gedankengang erkennen. Nachmittags: Wie habe ich mich gefreut, daß ein Mann mit mir zur Kapelle kam und ein Junge zur Sonntagsschule! Das ist vom Herrn! Durch diese Ermutigung verpflichtete ich mich, auf Deine Kraft vertrauend, noch mehr für Dich zu leben, besser zu kämpfen und härter zu arbeiten. Halte Du mich! Stütze mich, denn ich kann nichts tun. Der Herr war mit mir heute, wenn auch mein Herz nicht so entzückt war wie bisher. Ich will Ihm nachfolgen durch Schatten wie durch Sonnenschein. Erlöser, bleib bei mir. Dein bin ich, hilf mir, Dir zu dienen, Dich zu verehren von Ewigkeit zu Ewigkeit!

29. April – Ging zur Gebetsstunde. Dachte über Matthäus 8,20 nach. Wenn der Herr gegenwärtig ist, ist nichts zu hart für mich. Ich möchte bei meinem Meister wohnen und alles für Ihn erdulden. Laß meine erste Liebe nicht abkühlen. Ich habe kein Feuer in mir, um sie am Brennen zu halten. Nur Du kannst das tun, mein Herr und mein Gott. Dir will ich mich erneut weihen, Dein Kreuz und Deine Schmach sollen mir herrlich sein.

30. April – Wieder ist ein Monat vergangen; wie die Zeit vergeht. Ich bin der Heimat näher. Dieser Monat hat mir viel heilige Freude gebracht, viele Vorrechte, wie wenig habe ich getan im Vergleich zu dem, was Jesus für mich getan hat! Was für ein fauler Knecht eines wie guten Herrn bin ich! Kommt und geht, ihr Monate, bringt Freude oder Sorge, wie ihr wollt; wenn Gott mit mir ist, ist alles mein! So wie der Jahrmakel der Eitelkeiten an diesem Ort (Newmarket)! Jede Menge Besucher; ich sah zwei Loks, die benötigt wurden, um sie nach London zu bringen. Herr, gib mit Kraft, wie die Lok geradeaus zu fahren, von Dir gelenkt, mein großartiger Führer!

1. Mai – Ein neuer Monat bricht an. Einen Monat habe ich hinter mir, für ihn will ich den Herrn loben, für den neuen will ich Ihm vertrauen. Hilf mir, mehr zu Deinem Ruhm zu leben und Dich in allem, was ich tu und sage, zu ehren. Bald werde ich getauft. Möge ich der Welt sterben und nur Dir leben! Ich will Dir dienen, o Herr, aber ich fühle ein Gewicht auf mir, wie ein Gesetz, das gegen das Gesetz wirkt, das mich zum Teil in Knechtschaft hält. Laß Deine Gnade alle Fesseln zerbrechen, die mein Herz Dir vorenthalten!

2. Mai – Ging zur Stunde, schwach besucht, nicht genug für eine Gemeindeversammlung. Herr, belebe Deine Gemeinde in Newmarket! Ein viel glücklicherer Tag als ich es verdiene, ich konnte ein wenig aufsteigen und das Kanaan sehen, nach dem ich mich sehne – wenn auch mit schwachem Auge. Morgen wird ein feierlicher Tag sein. Ich konnte mein Herz mehr als sonst im Gebet ausschütten. Ich brauche jetzt Hilfe, und ich fühle, daß ich sie bekommen werde. Wie sicher sind alle, die zu Gott gehören! Selbst der Geringste unter ihnen kann nicht verlorengelassen, Schwur und Verheißung des Herrn können nicht gebrochen werden. Es ist Sünde zu denken, daß Gott, der Gott der Wahrheit, je Sein Volk verlassen könnte; es ist eine Schande, eine Gotteslästerung. »Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn ich bin dein Gott.« »Ich will dich nicht verlassen noch versäumen.«

3. *Mai* – Geburtstag meiner Mutter. Möge die Himmelssonne ihr scheinen und sie neu beleben, so wie die Sonne es heute mit der Natur getan hat. Ging mit Mr. Cantlow um elf los, kamen um ein Uhr in Isleham an. Am Nachmittag hatte ich das Vorrecht, meinem Herrn in die Taufe zu folgen und mit ihm begraben zu werden. Gesegnetes Taufwasser! Kostbares Zeichen, daß ich für die Welt gestorben bin! Möge ich von jetzt an nur für Jesus leben! Nimm Leib und Seele als ein armes Opfer an, binde mich an Dich. In Deiner Kraft weihe ich mich heute für immer Deinem Dienst. Möge ich nie davor zurückschrecken, daß ich Deinen Namen trage! – Menschen und Engel rufe ich zu Zeugen, wenn ich den Herrn verlassen wollte! – Ich gelobe, daß nur Jesus und Sein Kreuz mir Herrlichkeit sein soll. Ich weihe mein Leben der Förderung Seiner Sache in jeder Weise, die Ihm gefallen mag. Ich will dieses feierliche Gelübde ernst nehmen, nur das eine Ziel haben, Gott zu verherrlichen. Gelobt sei Dein Name, daß Du mich durch diesen Tag gebracht hast. Nur Deine Kraft konnte das tun. Du hast es getan – und Du wirst es tun. Du hast es mir ermöglicht, Dich zu bekennen, hilf mir, Dich zu ehren, mein Gelübde zu erfüllen und das Leben Christi auf Erden zu leben!

4. *Mai* – Kam um neun in Newmarket an. Fühle mich sehr wohl, verteilte Traktate. O mein Herr, hilf mir, Dir zu dienen! In der Gemeinde sagt man, daß Mr. S. und ich auf dem Jahrmarkt gewesen seien. Mr. H. will nicht am Abendmahl teilnehmen, weil so viele zu dem Rennen gegangen seien. Mein Meister weiß Bescheid, ich brauche ihm nicht zu sagen, daß ich unschuldig bin. Wenn mich auch Seine Jünger ablehnen, als Seinen Erwählten wird der Herr mich nicht ausstoßen. In diesen Sachen kann ich meine Hände in Unschuld waschen.

5. *Mai* – Eine dritte, aber sehr starke Predigt über Johannes 1,5. Wie sollte Gottes Volk doch besonders eifrig sein, zu guten Werken! Herr, hilf mir, Dich zu ehren! Heute nachmittag nahm ich am Mahl des Herrn teil. Ein königliches Fest für mich, würdig eines Königssohnes. Mr. S. sprach zu mir vor allen Leuten. Hielt erstmals Sonntagsschule und ging mit meinem Freund M. Besuche machen. Ich mag meine neue Arbeit. Gebetsversammlung der Sonntagsschullehrer nach dem Gottesdienst von acht bis neun. Fünf von uns beteten. Ging zu Mr. B. zum Abendessen, sprach mit dem jungen C., hörten mit Hausandacht auf, nach 10 Uhr! An so einem hektischen Tag bin ich viel zu erregt, um mich so zu fühlen, wie ich sollte. Enger Felsen, binde mich an Dich! Ich fühle, daß hier eine böse Gesetzmäßigkeit wirkt. Alles ist Gottes, Er wird Seine Verheißungen erfüllen.

Es ist Ihm eine Ehre, zu retten selbst Sein schwächstes Schaf.

6. *Mai* – Ging zur Gebetsstunde. Am Nachmittag Missionsversammlung über die Herrlichkeit des Reiches Christi. »Er muß herrschen.« Heiland, komm und breite Dein Reich aus über alle Welt, schwing Dein Zepter über alle Herzen! Mach mich zu Deinem Tempel, ehre mich, indem du mich zu einem Werkzeug des Guten in Deinen Händen machst! Herr, bewahre mich vor Stolz und Faulheit, meinen beiden großen Feinden. Halte mich, o halte und bewahre mich! Ich bin ein irrendes Schaf. Auf Deine Macht muß ich vertrauen, auf Deine Kraft mich verlassen. Ich bin weniger als nichts, halte mich an Deiner rechten Hand!

(Bis hierher ist das Tagebuch vollständig wiedergegeben. Die letzten beiden Monate sind gekürzt wiedergegeben, aber außer 12. Mai ist jeder Tag vollständig.)

8. *Mai* – Sonntagsschullehrtreffen. Zu viel Scherz und Leichtfertigkeit. Das paßt nicht zu dem, wie ich mir einen Sonntagsschullehrer vorstelle. Herr, bewahre mich vor den Übeln der Welt, daß ich nicht in die Irre geführt werde. Aber wenn dies die Deinen sind, hilf mir, Dir jeden Tag besser als sie zu dienen und mehr zu sein wie mein Meister! O mein Gott, halt mich in Deiner Nähe, hilf mir zu Deiner Ehre zu leben, Dich mehr zu ehren als bisher, nur für Dich zu leben, alles für Deinen Dienst einzusetzen! Bewahre, vervollkommne, halte und segne mich!

9. *Mai* – Gebetsstunde. Mr. S. hat gekündigt. Nun, wir haben einen besseren Hirten, der uns nicht verlassen kann und will. Ich bin tief gesunken, mein Leuchter scheint erlöschen zu wollen. Herr, laß mein Licht wieder leuchten und nicht erlöschen! Ich weiß, daß ich nicht verlorengelassen kann. Aber wenn es Dir, mein Gott, gefällt, suche mich wieder heim, belebe und erhalte mich, so daß ich Dich besser ehren kann. Mache mich zu Deinem hervorragenden Diener, segne mich mit der Vollmacht, Dir zu dienen wie Dein großer Diener Paulus.

11. *Mai* – Ging durch meinen Distrikt. Ich vertraue, daß der Herr an den Menschen arbeitet. Es ist Dein Werk, o Herr, tue es! Ich fühle mich ermutigt, in den Wegen des Herrn zu wandeln und meine freie Zeit für Seinen Dienst einzusetzen. Laß Du das Werk meiner Hände gedeihen! Meine Seele ist ermutigt, mein Leben erneuert, und ich hoffe, bald die Gegenwart des Herrn zu genießen.

12. *Mai* – Einer der Tage des Menschensohns – welch glücklicher Tag, wenn der Sabbat nie enden wird. Ging um 9 Uhr zur Sonntagsschule, blieb zum Gottesdienst um 10.30, zu Ende um 12.15. Sonntagsschule um 1.45, Gottesdienst von 3 bis 4, Besuche bis 5. So war der Tag völlig ausgefüllt (. . .).

13. *Mai* – Ein Tag großer, unverdienter Gnade. Glückseligkeit kann es hier nicht geben, ohne daß eine Übersättigung eintritt. Wie süß sind die Freuden des Glaubens, der Gemeinschaft mit Gott! Brief von zu Hause. Alle wohlauf. Ich danke Dir, Vater, für so gute Nachrichten. Segne mich, ja auch mich, o mein Vater! Ich will mich Dir weihen, es ist mein höchstes Vorrecht, mich Dir hinzugeben. Dein Dienst ist das größte Vergnügen, die nimmer ermüdende Freude. Mehr als je möchte ich Deine Uniform tragen, als Dein Diener bekannt sein, einer von Deinen besonderen Leuten sein.

14. *Mai* – Am Abend erlebte ich eine ekstatische Freude. Ich fühlte mich entrückt, fähig, weit hinaus über dieses arme Atom Erde zu fliegen. Geistliche Realitäten waren sichtbar da, während das Fleisch, wie Abrahams Knecht, am Fuße des Berges verharrete. Wieviel bin ich schuldig. Wie wenig Gutes verdiene ich, nein, gar nichts!

»Laß Deine Gnad' wie eine Fessel
An Dich mein irrend Herze binden.«

Dein Name sei gelobt immerdar! Lobe den Herrn, o meine Seele. Folge Ihm treu, liebe Ihn, diene Ihm!

17. *Mai* – Vor 14 Tagen wurde ich getauft. Wie feierlich habe ich mich Dir geweiht. Ich will jetzt meine Gelübde wiederholen und mich erneut feierlich Dir weihen.

Menschen und Engel rufe ich zu Zeugen, wenn ich den Herrn verlassen wollt!

In Seiner Kraft vermag ich alles. Du hast geschworen zu erretten, und Tod und Hölle können Deinen ewigen Plan nicht vereiteln. Halt mich fest! Du hast mich gesegnet, nur Du kannst es tun! Wenn du nicht rettest, muß ich verlorengehen. Du verläßt mich nicht, Du hast mir ein Stück der Herrlichkeit Deines Angesichts gezeigt.

19. *Mai* – Ging zur Sonntagsschule. Am Morgen predigte Mr. S. über 2. Korinther 3,6–8. Wie herrlich ist der Dienst des Geistes, wie schön sind die steinernen Tafeln in der Lade des Bundes! Nachmittags Hesekeil 26,27. Abends: »Was ist Wahrheit.« Wenn die Predigten Interesse wecken sollten, so waren sie ein Fehlschlag. Sprach zu den Kindern übers Gebet. Machte mit Mr. M. Besuche, sechs neue Kinder. Abends bei Mr. B. Betete bei der Familienandacht. Heute war ein sonniger Tag für mich. Der Herr hat mich aus der Höhe besucht. Jubele, o meine Seele, springe vor Freude, erneure deine Kraft. Lauf, lauf im Namen des Herrn! Er ist mit mir, wie Er mit mir war. Aus Schwäche hat Er Stärke gemacht! Du

mächtiger Erretter, Dir seien meine besten Lieder geweiht. Deine Gnade dringe mich, Dich zu lieben und für Dich zu leben. Ich bin begraben mit meinem Herrn und Heiland; möge ich der Welt gekreuzigt sein und täglich ihr sterben! Wie sicher ist es doch, daß Dein Joch sanft und Deine Last leicht ist! Ich vermag alles durch Christus Jesus.

22. *Mai* – Meine Schwäche ist meine größte Stärke, denn wenn ich meine Abhängigkeit fühle, dann verlasse ich mich allein auf Jesus. Ich bin ein irdenes Gefäß, ich war unter den Gefäßen der Unerlösten. Mach mich jetzt zu einem Gefäß, das Du gebrauchst. Ich verlasse mich auf Dein Blut, ich bin reingewaschen. Wer sollte mich jetzt schmutzig machen, daß ich am Ende nicht makellos sein sollte? Freude, unaussprechliche Freude, göttliches Entzücken, ich fliege hinaus über die Grenze der Erde, mein Geliebter hält mich in Seinen Armen, ich bin Sein, und Er ist mein, mein herrlicher Fürst, mein Erlöser, meine Liebe!

25. *Mai* – Freie Gnade, souveräne Liebe, ewige Sicherheit, darauf kann ich mich verlassen. Was soll mich abhalten, alles Dir zu weihen, selbst den letzten Tropfen meines Blutes? In meinem Distrikt Traktate verteilt. Eine Frau gab mir 24 neue. Ich fürchte, Mr. T. richtet eine Menge Schaden an, weil er den Leuten sagt, daß das Herrenmahl sie rette. Wirke, Herr, wirke! Du hast mich ermutigt, laß mich nicht enttäuscht werden! »Lobe den Herrn, o meine Seele.« Ich verlasse mich auf den Bund, die Übereinkunft zwischen meinem älteren Bruder und dem Allmächtigen ist unumstößlich. »Niemand soll sie aus Meiner Hand reißen.«

26. *Mai* – Ging Kinder besuchen. Am Morgen Sonntagsschule. Mr. S. predigte über: »All diese Dinge stehen gegen mich.« Blieb über Mittag in der Kapelle, hatte eine schöne Zeit des Gebets und der Gemeinschaft mit Gott. Nachmittags: Jakob weiht sich in Bethel Gott. Mein vielgeliebter König, genauso möchte ich mich Dir weihen. Abends: Das gewaltige Wirken des Paulus. O könnte ich solch einem Mann nacheifern, dann wäre ich der Größte auf dieser Erde!

30. *Mai* – Die innere Erregung ist etwas abgeklingen; die Sonne scheint noch, wenn auch mal eine Wolke vorüberzieht! Ich wünsche mir stetigere Gemeinschaft mit Gott. Ging zur Gemeindestunde, hatte eine schöne mutmachende Unterhaltung mit der alten Mrs. A. Zwei Personen zur Aufnahme in die Gemeinde vorgeschlagen. Am nächsten Sonntag wird kein Abendmahl sein. Der Herr kann und wird uns auch so nähren. Er hat mich gehalten und wird es tun. Der Kampf in meiner Seele ist jetzt abgeklingen, der Friede kehrt zurück wie ein Fluß im trockenen Land.

2. Juni – Hörte Mr. J. während des ersten Teils des Tages, 4. Mose 21,4. Interessant, aber etwas schwach. Nachmittags Offenbarung 19,12. Mein Herr verdient in der Tat viele Kronen; Kronen der Herrlichkeit sollen um Sein heiliges, gesegnetes Haupt sein. Abends 1. Johannes 5,4. Feste Speise, heute abend hat der Herr Sein Manna herabgesandt. »Überwindet die Welt.« Herrlicher Sieg, unfaßbare Überwindung, göttlicher Triumph; wie soll ich bei so einer Verheißung daran zu zweifeln wagen, daß Gott die Macht hat, mich so zu halten, zu führen und zu bewahren?

Hatte eine große Sonntagsschulklasse, sprach zu ihr über den Tod – dieses schreckliche Schwert, das nur von einem einzigen Haar gehalten über dem Kopfe der Gottlosen schwebt. Zum Tee bei Mr. B., kämpfte mit ihm um Dinge, die mir nur »Schall und Rauch« sind. Gebetsversammlung nach dem Abendgottesdienst. Sieben anwesend, sechs beteten laut. Großer König, segne die Sonntagsschule. Meine Seele, ehre Deinen Meister; leben für Ihn, leben in Ihm! Ich bin ein Königskind; sollte ich nicht ein guter Soldat sein und für meinen Herrn kämpfen? O Gott, verleihe mir ein Schwert und gib mir Kraft, es zu führen; und wenn meine und Deine Feinde so wild wie Löwen sind, so wird Dein Schwert sie doch vernichten!

3. Juni – Gebetsstunde, betete laut. Herr, wann wird Deine Zeit der Gnade für Zion kommen? Wann wirst Du Deine Erwählten sammeln? »Wer mag uns scheiden von der Liebe Christi?« Ewig sicher, ja, ewig. Jubele, jubele, o meine Seele, und laß deine Freude dich dringen, ernster und eifriger für Ihn zu wirken! Erlöst und erkaufte gehöre ich nicht mehr mir selbst! Brief von Großvater. Wie froh bin ich, daß er nicht anders denkt!

7. Juni – Wie vielfältig sind Deine Gnadenbeweise gegen mich, o Herr! Wenn ich an die großartige Erlösung denke, die für mich da ist, wenn ich daran denke, daß mir der Himmel sicher ist, erscheint mir das zu schön, um wahr zu sein. Aber jetzt glaube ich Deiner Verheißung. Möge ich ganz Dein sein, Deine Ehre mein einziges Ziel! Könnte ich doch wie Paulus sein, was für eine Ehre wäre das für mich! Glückselig der Mann, dessen Lehrer Du bist, o Herr! Ich bin glücklich. Wie könnte es auch anders sein, da mein Freund mich angeschaut hat und ich Sein herrliches Gesicht gesehen habe?

9. Juni – Mr. S. predigte. Apostelgeschichte 16,19. Hatte nichts davon. Nachmittags: »Wer ist die, die heraufsteigt von der Wüste und lehnt sich auf ihren Freund?« Hörte nicht genug über *den Freund*. Abends: »Bereite dich vor, deinem Gott zu begegnen.« O welche Gnade, bereit zu sein!

Fühlte mich verletzt durch Mr. C.; was er tut, ist nicht recht. Aber hiermit vergebe ich ihm. Ich will nur auf Jesus sehen und auf Seine Ehre. Ich bin zu stolz, ich bin in allem schwach. Halte mich, ich habe keine Kraft. Von Dir – dem Starken – erwarte ich Stärke. Ich bin Dein, halte mich!

10. Juni – Brief von meiner lieben Mutter. Mr. S. sprach über sie in der Gebetsstunde. Ich betete laut. Hatte heute wenig Gelegenheit zu persönlichem Gebet. Die Freude des Herrn hat mich aber nicht verlassen. Ich verlasse mich auf Gott, meinen Erlöser. Wenn ich Dich je vergäße, möge meine rechte Hand die Linke vergessen. Was? Er hat so viel für mich getan, wie sollte ich Ihn da vergessen? Nein!

Solange mein Atem geht und mein Puls schlägt, werde ich Deiner gedenken!

14. Juni – Prüfung. Mr. M. gab mir 1p Shilling für die Mission. Ich danke dem Herrn, daß er seine Hand geöffnet hat, um Gutes zu tun. Hielt eine Rede für die Mission. Herr, halte Deinen Diener bescheiden und demütig zu Deinen Füßen! Wie neige ich doch zu Stolz und Eitelkeit! Laß es mir immer klar sein, daß ich nichts habe, was ich nicht empfangen habe. Es ist Gnade, freie, souveräne Gnade, die mich anders gemacht hat. Warum sollte ich ein auserwähltes Gefäß sein? Es ist nicht Verdienst, das weiß ich, es ist reiche Liebe.

16. Juni – Der alte Mr. W. predigte. Er sprach so leise, daß ich ihn nicht verstehen konnte. Er und Mr. S. fielen über mich her, hilf mir, die Wahrheit festzuhalten und darin nie um einen Inch nachzugeben. Sprach zu den Sonntagsschulkindern. O daß ich demütig bleiben möge! In meinem Herzen wohnt Stolz. Ich werde jetzt Newmarket verlassen, vielleicht für immer. Welch Wandel in dieser Welt! Wie gesegnet ist es, ein Haus über den Wolken zu haben, ewig in den Himmeln!

17. Juni – Verließ Newmarket um 6. Erreichte Stambourne um 12. Großvater geht es recht gut. Ich hatte Reisegnade heute. Das Leben ist eine Reise. Ich weiß, daß ich eines Tages das gesegnete Ende erreichen werde in nie endender Glückseligkeit. Was kann ich schreiben, was dem Thema der souveränen Gnade gleich käme? Es ist ein Wunder, ein vollkommenes Wunder, daß Gott einen Menschen so liebt, daß Er für ihn stirbt und ihn vor Grundlegung der Welt erwählt.

19. Juni – Mein Geburtstag. Seit 16 Jahren lebe ich auf dieser Welt, und doch bin ich – nicht einmal sechs Monate alt! Ich bin sehr jung in der Gnade. Wieviel Zeit habe ich doch vertan, tot in Übertretungen und

Sünden, ohne Leben, ohne Gott in der Welt! Was für eine Gnade, daß ich nicht in meiner Sünde untergegangen bin! Wie herrlich ist meine Berufung, wie gewaltig meine Erwählung, vom Herrn geboren – wiedergeboren! Hilf mir mehr denn je, würdig zu wandeln, wie es sich für einen Heiligen geziemt!

20. Juni – Wahrlich, mein Los ist mir gefallen aufs Liebliche; mir ist ein schön Erbteil geworden. Jetzt im Sonnenschein kann ich den Glauben lieben. Möge ich ihn in allen Lebensumständen lieben und schätzen!

(Das regelmäßige Tagebuch endet hier abrupt. Es folgen noch wenige undatierte Eintragungen.)

Von den ersten Schritten seines geistlichen Lebens an teilte Spurgeon so seine Erfahrungen mit seinen Eltern. Die folgenden Briefe, die er ihnen nach seiner Rückkehr nach Newmarket im Alter von 15 Jahren schrieb, zeigen seine erste Liebe zum Herrn.

Mein lieber Vater!

Newmarket, 30. Januar 1850

Ich bin sehr glücklich, und mir geht es gut, besser könnte es mir hier auf Erden nicht gehen, »wo ich ein Pilger und Fremdling bin wie meine Vorfäter auch«. Es sind zur Zeit nur vier Internatsschüler hier und zwölf Tagesschüler. Ich habe eine schöne kleine Mathematikklasse, und zum Studieren habe ich genauso viel Zeit wie vorher. Mit Mr. Swindell kann ich mich gut über geistliche Dinge unterhalten, das brauche ich besonders. Wie wenig nützlich war mein bisheriges Leben! Daß ich den himmlischen Wundern, die ich jetzt in einem gewissen Maß erfassen kann, so lange blind gegenübergestanden habe! Wer kann es unterlassen, von der wunderbaren Liebe Jesu zu sprechen, die, wie ich hoffe, meine Augen geöffnet hat! Jetzt kann ich Ihn sehen, ich kann Ihm wegen meiner ewigen Erlösung vertrauen. Aber dann zweifle ich auch wieder, oder ich bin traurig. Und dann kommt der Glaube zurück, und ich weiß wieder, daß ich zu Ihm gehöre. Jetzt fühle ich mich, als könnte ich für Christus alles tun und alles aufgeben, und dann weiß ich, daß es nichts wäre im Vergleich zu Seiner Liebe. Ich weiß, daß ich gar nicht zu versuchen brauche, ihm etwas zurückzugeben. Wie köstlich ist das Gebet! Ich würde am liebsten immer beten. Wie köstlich ist die Bibel. Nie zuvor habe ich sie so geliebt. Sie scheint mir so nötig wie Brot. Ich fühle, daß an meinem geistlichen Leben nichts von mir ist, alles hat der Geist in mich gelegt. Ich fühle, daß ich nicht leben könnte, wenn Er mich verliese. Ich fürchte mich und zittere, daß ich Ihn betrüben könnte. Ich fürchte mich vor Faulheit und Stolz, so daß ich dem Evangelium durch Vernachlässigung des Gebets oder der Schrift oder durch Sünde gegen Gott Unehre ma-

chen könnte. Das wird in der Tat ein glücklicher Ort sein, wo es keine Sünde gibt und wir nicht mehr diese unsere verderbte Natur haben. Wenn ich den schrecklichen Abgrund anschau, aus dem ich gerettet bin, dann zittere ich, daß ich wieder hineinfallen könnte, aber ich freue mich auch, daß ich auf der Straße des Königs bin – verzeiht mir bitte, daß ich so viel über mich selbst schreibe, aber zur Zeit beschäftigt das doch sehr meine Gedanken.

!st es in der Schrift nicht deutlich, daß wir direkt nach der Annahme des Herrn Jesu Ihn öffentlich bekennen müssen? Ich glaube fest, daß die Taufe Christi Befehl ist, und ich werde mich nicht wohlfühlen, wenn ich sie nicht empfangen. Ich bin ihrer nicht würdig, aber auch der Liebe Jesu bin ich nicht würdig. Und wo ich den einen Segen empfangen habe, sollte ich auch den anderen nehmen. Dich und die liebe Mutter grüße ich ganz herzlich. Ich habe Euch scheint's noch lieber als früher, weil ich meinen Herrn Jesus liebe. Ich hoffe, daß es Dir, der lieben Mutter, Archer, Eliza, Emily, Louisa und Lottie gut geht. Grüß sie alle . . .

Möge Gott uns reichlich segnen!

Ich verbleibe Euer treuer und Euch liebender Sohn

Chas. H. Spurgeon

Meine liebe Mutter!

Newmarket, 19. Februar 1850

Ich hoffe, Du verzeihst mir den langen Abstand zwischen den Briefen; ich versichere Dir, ich bin voll beschäftigt. Mit Mr. Swindell lerne ich jeden Abend Französisch, Monsieur Perret kommt jede Woche für eine Stunde. Ich habe zur Zeit 33 Häuser, die ich mit Traktaten versorge – ich habe einen Distrikt übernommen, den früher Mrs. Andrews, die in diesem Haus wohnte, und Miss Anna Swindell versorgten. Nächsten Mittwoch – also morgen – gehe ich zu einem Treffen der Traktatverteiler. Sie waren nicht aktiv und wollen jetzt neu anfangen. Am Donnerstag will Mr. Simpson zu mir kommen, um mit mir über das wichtigste aller Themen zu sprechen. Wie gerne möchte ich doch etwas für Jesus tun! Traktatverteilen ist so schön und leicht, daß es gar keine Mühe ist – an sich schon nicht, aber ganz und gar nicht verglichen mit der enormen Dankbarkeit, die ich schulde.

Ich habe an Großvater geschrieben und einen lieben Brief als Antwort bekommen. Ich war in dem schlammigen Sumpf der Mutlosigkeit. Er schickt mir kräftigen Trost, aber ist es das, was ich will? Sollte ich nicht eher wegen meiner Erstarrung und Kälte zurechtgewiesen werden? Ich bete, als betete ich nicht, höre, als hörte ich nicht, lese, als läse ich nicht – so groß ist meine Erstarrung und Kälte. Am Samstag und Sonntag hatte ich eine herrliche Neubelebung. Wenn ich etwas tun kann, bin ich

nicht so erstarrt. Was für ein schrecklicher Zustand! Es scheint mir, daß kein wahres Gotteskind jemals so kalt auf die Liebe Jesu und Seine glorreiche Versöhnung blicken und so wenig an sie denken könnte. Warum ist mein Herz nicht immer warm? Nicht wegen meiner eigenen Sünden? Ich fürchte, diese Erstarrung könnte die Vorstufe des Todes sein – des geistlichen Todes. Ich fühle immer noch meine eigene Schwäche, daß ich nichts bin, daß ich unfähig bin, etwas in mir und aus mir selbst zu tun – ich bete zu Gott, daß ich diese Haltung nie verliere – ich bin sicher, auf mich allein gestellt würde ich sie verlieren. Und wenn ich dann von Ihm, der meine Stärke ist, abgeschnitten bin, dann werden mich die Philister meines sündigen Herzens bewegen und meine Augen auf ewig für alle geistlichen Dinge verschließen. Lieber Vater, liebe Mutter, betet für mich! O daß Jesus für mich beten möchte! Dann bin ich aus der Not befreit und ewig gerettet.

Ich würde so gerne immer die Bibel lesen und sie *durch die Hilfe des Geistes* stets besser verstehen. Aber ich finde nicht viel Zeit, da Mr. S. in Griechisch und Französisch viel von mir verlangt.

Ich bin zu dem Entschluß gekommen, daß ich, mit Gottes Hilfe, so bald wie möglich den Namen Jesu öffentlich bekennen und in Seine Kirche hier auf Erden aufgenommen werden möchte. Es ist eine Ehre – eine schwierige –, Großvater ermutigt mich dazu, und ich hoffe, es bald zu tun, es wird mir Pflicht und Vorrecht sein. Ich bin überzeugt, daß ich dann die Bande des Herrn an mir fühlen und noch stärker die Notwendigkeit spüren werde, entsprechend zu leben. Mein Gewissen hat mich überzeugt, daß es meine Pflicht ist, mit Christus in der Taufe begraben zu werden, obwohl ich sicher bin, daß die Taufe nicht heilsnotwendig ist. Ich freue mich sehr, daß Du nicht dagegen bist. Mr. Swindell ist Baptist.

Du mußt einen furchtbaren Schrecken bekommen haben, als der Kamin herunterfiel, welche Gnade, daß niemand verletzt wurde! Hier hat der Sturm viel Schaden angerichtet. Mit meiner Erkältung ist es so wie zu Hause, es war schon schlimmer. Ich werde so vorsichtig sein wie möglich, ich denke, sie wird bald vorübergehen. Wie geht es den Kleinen? Grüß sie von mir, auch Archer und Eliza. Wie kommt Archer vorwärts? Ich grüße Dich und Vater sehr lieb.

Ich hoffe, Euch geht es gut. Und verbleibe

Dein Dich liebender Sohn

Charles Haddon Spurgeon

Mein lieber Vater!

Newmarket, 12. März 1850

Hab vielen Dank für Deinen lieben, lehrreichen und unerwarteten Brief . . . Viele herzliche Grüsse der lieben Mutter, ich hoffe, daß es ihr bald besser geht.

In unserer letzten Gemeindestunde wurde ich zur Taufe vorgeschlagen. Noch ist aber keiner gekommen, um mit mir zu sprechen. Ich hoffe, daß ich jetzt doppelt vorsichtig sein werde und viel treuer im Gebet. Wie könnte ein Christ glücklich leben, oder überhaupt leben, wenn er nicht sicher wäre, daß sein Leben in Christus ist und daß es der Herr ist, der ihn erhält? Ich bin sicher, ich hätte es nicht gewagt, diesen so entscheidenden großen Schritt zu tun, wäre ich nicht sicher, daß die Allmacht meine Stärke und der Hirte Israels mein Beschützer ist. Das Gebet ist für mich jetzt das, was das Trinken an der Mutterbrust in meiner Kindheit für mich war. Obwohl es mir nicht immer gleich gut schmeckt, bin ich doch sicher, daß ich ohne es nicht leben kann.

Selbst der Sumpf der Mutlosigkeit kann mit Hilfe von Gebet und Glauben durchquert werden. Gelobt sei der Name des Herrn, meine Mutlosigkeit ist wie ein Nebel vor der Sonne der Gerechtigkeit verschwunden, die in mein Herz geschienen hat. »Wahrlich, Gott ist gut zu Israel.« In der tiefsten Dunkelheit entschloß ich mich, daß ich, selbst wenn ich keinen anderen Hoffnungsschimmer hätte, selbst wenn ich ewig verloren sein sollte, ich Jesus doch lieben und mich bemühen würde, nach Seinen Geboten zu leben. Als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, verflogen alle Wolken. Wenn sie wiederkommen, fürchte ich sie nicht, weil mein Freund Macht hat.

Ein Problem für mich ist dies: Ich habe nichts, was ich um Jesu willen aufgeben könnte, nichts, worin ich meine Liebe zu ihm zeigen könnte. Was ich tun *kann*, ist *wenig*. Und was ich *tue*, ist noch weniger. Der Versucher sagt: »Du gibst nichts auf um Christi willen; du folgst ihm nur, um gerettet zu werden. Was für Beweise hast du?« Dann sage ich ihm, daß ich meine Selbstgerechtigkeit aufgegeben habe, und er sagt: »Ja, aber erst als du sahst, daß sie nichts war als schmutzige Lumpen!« Dann brauche ich nur zu antworten, daß mein Genüge nicht aus mir selbst ist.

(Donnerstagnachmittag)

Gerade habe ich einen freundlichen Brief von meiner lieben Mutter bekommen. Dir vielen Dank für die Postanweisung. Ich weiß nicht, welche finanziellen Verpflichtungen ein Mitglied hat. Ich muß tun, was Du mir sagst.

(Hier ist ein Stück aus dem Brief herausgeschnitten.)

Ich bin froh, daß es Bruder und Schwester besser geht.

Noch einmal viele liebe Grüße an Euch alle.

Ich bin, lieber Vater, Dein Dich liebender Sohn

Charles

Es wird Dich freuen zu hören, daß ich letzten Donnerstag in die Gemeinde aufgenommen worden bin. O daß ich von nun an mehr dem zu Ehre leben möchte, der die Sicherheit meiner ewigen Erlösung ist! Wegen meiner Skrupel bezüglich der Taufe habe ich noch nicht am Mahl des Herrn teilgenommen, mein Gewissen erlaubt mir das erst, wenn ich getauft worden bin. Für jemand, der die Taufe nicht für nötig hält, ist es völlig recht, dieses gesegnete Vorrecht zu genießen. Aber wenn *ich* es täte, meine ich, würde ich zu weit gehen, denn ich bin überzeugt, daß die Taufe der von Christus gewollte Weg des Zeugnisses für ihn ist. Das ist, da bin ich sicher, das einzige, wovon ich bezüglich der Taufe überzeugt bin. Ich verabscheue den Gedanken, daß ich auch nur irgend etwas zu meiner Erlösung tun könnte. Das Verderbnis meines Herzens kenne ich gut genug, um zu wissen, daß ich meine Erlösung um kein Jota vorwärtsbringen könnte, sondern daß mein altes, verderbtes Herz es nur hindern würde, wenn mein Erlöser nicht so mächtig wäre und wirkte, wie Er es will.

Seit letzten Donnerstag habe ich mich körperlich nicht wohlgeföhlt, aber ich kann sagen, daß meine Seele fast im Himmel war. Ich konnte meinen Rechtsanspruch klar erkennen, und ich weiß und glaube, daß, ehe einer von Gottes Geringsten verlorengelht, Gott selbst *zu sein aufhören würde*, Satan den König der Könige besiegen und Jesus Christus nicht mehr der Erlöser der Erwählten sein würde. Vielleicht werden Furcht und Zweifel mich bald angreifen; ich werde sie nicht fürchten, da mein Vater es so eingerichtet hat. Er weiß es am besten. Wenn die Gnade mich auch nie wieder heimsuchen sollte, und wenn ich auch bis zum Tode zweifeln sollte, so gilt doch: »Der feste Grund Gottes besteht und hat dieses Siegel: Der Herr kennt die Seinen.« Ich verstehe jetzt das Geheimnis, warum es dir möglich war, die Prüfungen der letzten Zeit zu bestehen. Dieser Glaube ist weit mehr als irgend jemand von uns verdient. Alles, was nicht Hölle ist, ist Gnade. Wenn nicht die souveräne, erwählende und allmächtige Gnade wäre, ich jedenfalls könnte dann nie gerettet werden. Gott sagt: »*Du wirst*«, und selbst wenn alle Teufel der Hölle auf einen richtigen Christen losgelassen würden, sie könnten das Wirken der souveränen Gnade Gottes nicht hindern, denn irgendwann schreit der Christ: »*Ich will*.« Wie wenig Liebe habe ich doch für den Einen, der mir versprochen hat, mich durch eine so große Erlösung zu retten, und der mit Sicherheit sein Versprechen erfüllen will!

Ich vertraue darauf, daß der Herr unter denen wirkt, an die ich Traktate verteile. Der Herr segnet meinen kleinen Einsatz. Mit vielen hatte ich sehr interessante und ermutigende Unterhaltungen. O könnte ich es

doch erleben, daß auch nur *ein* Sünder zu Jesus käme! Wie sehne ich mich nach der Zeit, wo es Gott gefallen möchte, mich, so wie Dich, meinen Vater, zu einem erfolgreichen Prediger des Evangeliums zu machen! Ich beneide Dich fast um dieses Vorrecht. Mögen der Tau des Hermon und die fruchtschaffende Kraft des Heiligen Geistes auf Deinen Mühen liegen! Dein unwürdiger Sohn versucht, für Dich und seine Mutter zu beten, daß Gnade und Friede mit Euch seien. O daß der Gott der Gnade auch Archers Herz zu sich neigen möchte und ihn Seiner Gnade teilhaftig werden ließe! Frag ihn, ob er bereit ist, mir zu glauben, daß ein Tropfen des Vergnügens des Glaubens mehr wert ist als 10 000 Ozeane des Vergnügens der Unbekehrten, und dann frag ihn, ob er nicht bereit wäre, das auszuprobieren. Grüß meine liebe Mutter herzlich von mir . . .

Da Mr. Cantlow diesen Monat wieder taufen wird, bitte ich demütig um Deine Zustimmung, da ich nicht gegen Deinen Willen handeln möchte, aber doch sehr gerne nächsten Monat am Abendmahl teilnehmen würde. Ich zweifle nicht an Deiner Erlaubnis. Wir sind alle eins in Christus Jesus; Formen und Zeremonien werden uns nicht trennen . . .

In der Hoffnung, daß es Euch allen gut geht, verbleibe ich mit lieben Grüßen Dein Dich liebender *Sohn*, nicht nur nach dem Fleisch, sondern auch im Glauben

Charles Haddon Spurgeon.

Meine liebe Mutter!

Newmarket, 20. April

Jeden Morgen warte ich auf einen Brief von Vater, ich hätte so gerne eine Antwort. Seit einem Monat habe ich keinen Brief von ihm gekriegt. Gebt mir bitte entweder Eure Zustimmung zur Taufe oder lehnt ab. Die Ungewißheit ist mir schmerzlich. Heute ist der 20., und Mr. Cantlows Tauftermin ist Ende des Monats, ich denke, nächste Woche. Es täte mir so leid, noch einmal nicht am Abendmahl teilnehmen zu können. Und nach meiner jetzigen Überzeugung werde ich mein Gewissen nicht so verletzen, daß ich ungetauft am Mahl des Herrn teilnehmen würde. Auf eine entsprechende Frage in der Gemeindeversammlung habe ich geantwortet, daß ich das niemals tun würde.

Ich denke oft an Euch hungrige Geschöpfe, Mr. . . . gibt Euch doch nur knochige Rhetorik und leere Worte. Was für eine Gnade, daß Ihr für geistlichen Trost nicht von ihm abhängig seid. Ich hoffe, daß Ihr es bald aufgibt, dieser Wolke ohne Regen zu folgen, denn ich denke, er hat wenig Substanz. Meine liebe Mutter, warum gehst Du nicht und hörst meinen Freund Mr. Langford? Er ist ein offener Baptist, ich habe keinen Zweifel, daß er Dich auch ohne Taufe aufnimmt. Vielleicht mag sein Predigen Archer, Eliza und meinen Schwestern so zum Segen reichen wie mir. Wäre es nicht wert, deswegen auf kleine Unterschiede der Leh-

re nicht zu achten? Gott kann erretten, wen Er will und wo Er will, aber ich denke, Mr. . . 's Geschrei vom Berge Sinai wird es nach menschlichem Ermessen am wenigsten bewirken.

Ich denke, ich könnte diesen Brief an einem Ort im Verzauberten Grund geschrieben haben, aber wo doch die warme Luft von Beulah über mich streicht. Ein Tropfen der Freuden, die ich gefühlt habe, ist ein Leben der Schmerzen wert. Ich habe Angst davor, mit dieser Welt zu-frieden zu sein.

Viele liebe Grüße an Dich, den lieben Vater, Eliza, Archer, Emily, Louisa und Lottie. Ich hoffe, es geht Euch gut. Ich fühle mich sehr viel besser, danke für das Rezept.

Mit vielen lieben Grüßen verbleibe ich, liebe Mutter, Dein Dich lie-bender Sohn
Charles.

P. S. – Wenn ich getauft werde, wird es im offenen Fluß sein. Ich gehe ins Wasser, so wie ich bin, mit einigen anderen . . . Ich bin überzeugt, daß das gute Bekenntnis vor vielen Zeugen eine Klammer sein wird zwischen mir und meinem Meister, meinem Erlöser und meinem König.

Meine liebe Mutter!

Newmarket, 1. Mai 1850

Möge Dein Geburtstag noch viele Male glücklich wiederkehren! Dieser Wunsch wird mit Sicherheit gewährt werden, denn im Himmel ist Dir eine Ewigkeit glücklicher Tage sicher. Mögest Du in den kommenden Tagen unter dem liebevollen Wohlwollen des Gottes des Friedens leben. Mögen Freude und Gesang Deine Begleiter sein zum herrlichen Ort der himmlischen Ruhe! Dein Geburtstag wird jetzt doppelt bedeutsam sein, denn am 3. Mai wird der Junge, für den Du so oft gebetet hast, für den Du gehofft und um den Du gefürchtet hast, Dein Erstgeborener, Glied der sichtbaren Gemeinde der Erlösten auf Erden werden und sich durch öffentliches Bekenntnis doppelt an den Herrn, seinen Gott binden. Du, meine Mutter, warst in Gottes Hand das großartige Werkzeug, das mich zu dem gemacht hat, was ich hoffe, daß ich bin. Deine liebevollen und warnenden Sonntagabendansprachen drangen zu tief in mein Herz ein, als daß ich sie hätte vergessen können. Mit Gottes Segen bereitetest Du den Weg für das gepredigte Wort und für das heilige Buch, *die Pilgerreise*. Wenn ich überhaupt irgendwelchen Mut habe, dann bin ich bereit, meinem Erlöser nicht nur ins Wasser zu folgen, sondern, wenn Er mich rufen sollte, auch ins Feuer; ich liebe Dich, als die, die meinem Herzen solchen Mut gepredigt hat, ich liebe dich als meine betende und wachende Mutter. Ich denke, es ist unmöglich, daß ich je aufhören sollte, Dich zu lieben oder Du mich, und noch unmöglicher wäre es, wollte Gott unser Vater je aufhören, uns beide zu lieben, und wären wir noch

so zweifelnd oder noch so ungehorsam. Ich hoffe, daß Du eines Tages Anlaß haben wirst, Dich darüber zu freuen, daß ich, ein unwürdiges Werkzeug Gottes, anderen Menschen predige – habe ich doch in der Kraft dessen, der meine Stärke ist, im Namen des Geliebten, gelobt, mich für alle Zeit seiner Sache zu weihen.

Denkst Du nicht, daß es da ein schlechter Anfang wäre, wenn ich vor der Taufe zurückschrecken würde, wo ich doch weiß, daß es meine Pflicht ist? Wenn Du jetzt so glücklich bist wie ich, dann kann ich nur wünschen, daß es Dir weiter so gehen mag. Ich fühle mich als das glücklichste Geschöpf auf dem Erdball.

Ich hoffe, Dir hat Deine Reise gefallen, und ich hoffe, sie wird helfen, Deine Gesundheit zu bessern. Ich wage es nicht, Dich zu bitten, mir zu schreiben, denn ich weiß, daß Du so viel zu tun hast, daß es viel verlangt wäre. Ich hoffe, liebe Mutter, daß Dir mein Brief keinen Schmerz bereitet hat.

Dir viele liebe Grüße, ich würde nichts tun, was Dich schmerzen könnte, ich bleibe Dein Dich liebender Sohn

Charles Haddon.

Dir und dem lieben Vater Grüße von Mr. und Mrs. Swindell.

Meine liebe Mutter!

Newmarket Academy, 11. Juni 1850

Vielen Dank für Deinen wertvollen Brief. Du kannst nur so selten schreiben, da ist jeder Brief wirklich ein Schatz.

Ich habe wirklich viel, für das ich den Herrn preisen kann, wenn ich an Seine göttliche Souveränität denke und sehe, daß meine Erlösung nur auf Seiner freien erlösenden Liebe beruht. Er hat mich erwählt, ein Gefäß der Gnade zu sein, und trotz allem Widerstand von innen und außen wird Er Sein Werk vollenden. Es gibt mehr Grund als genug, daß ich mich ganz Ihm weihen sollte, Ihm, der mich mit einer ewigen Erlösung erworben hat. Ich darf mich jetzt auf Seine kostbaren Verheißungen verlassen, und ich fühle, daß ich so sicher, wenn auch nicht so heilig bin wie der größte Heilige im Himmel.

Ich hatte zwei Gelegenheiten, zu den Sonntagsschulkindern zu sprechen, und ich habe es zu tun versucht wie ein Sterbender zu Sterbenden. Heilige Bande verbinden mich mit Newmarket. Ich habe 70 Leute, die ich regelmäßig am Sonntag besuche. Ich gebe nicht nur ein Traktat ab und gehe weiter, ich setze mich hin und versuche, ihre Aufmerksamkeit auf geistliche Wirklichkeiten zu richten. Ich habe viel Grund anzunehmen, daß der Herr an der Arbeit ist – die Leute sind so nett und freuen sich so, mich zu sehen. Ich kann es nicht ertragen, sie zu verlassen. Wir sind so schwach hier, daß der Schwächste nicht entbehrt werden kann.

Die Gebetsversammlungen sind recht gut besucht, aber es sind so wenige Männer, die beten, daß ich dauernd aufgerufen werde . . .

Einer unserer Diakone, Mr. . . . , lädt mich immer wieder zu sich ein. Er ist eher ein Arminianer, aber das sind die meisten Christen in Newmarket. Großvater hat mir geschrieben. Er hat nichts dagegen, daß ich Baptist bin, er hofft nur, daß ich nicht zu der zugeschnürten Sorte gehören werde, die nur Getaufte zum Abendmahl zulassen. Da stimme ich mit ihm überein. Ich denke, solche Dinge sollten wir vergessen, wenn wir zum Tisch des Herrn kommen. Wenn ich auch denke, daß ungetaufte Christen sich irren, so kann ich trotzdem großzügig zu ihnen sein und hoffe, es auch zu bleiben. Das ist keine große Sache, Menschen denken unterschiedlich, jeder sollte seinem Gewissen folgen und das auch dem anderen gestatten. Ich denke, die Zeit ist besser verbracht in Gesprächen über wirklich gute Dinge als im Streit über Formen. Ich vertraue darauf, daß der Herr mich täglich von solcher Selbstüberschätzung entwöhnt und mich lehrt, mich als weniger als nichts anzusehen. Ich weiß, daß ich ohne Ihn völlig tot bin. Es ist Sein Wirken, und ich bin überzeugt, daß ich das Angesicht meines Geliebten im Hause Seiner Herrlichkeit sehen werde.

Ich habe viele Feinde, und ihr Haß ist grausam, aber wenn Jehova Jesus an meiner Seite ist, was sollte ich fürchten? In der Stärke Seiner Allmacht werde ich zu sicherem Sieg fortschreiten. Ich freue mich, daß Sarah auch berufen ist, daß zwei von uns im selben Haushalt zur selben Zeit offen den Namen des Erlösers bekennen. Wir sind Bruder und Schwester im Herrn, möge unser Vater uns oft in Seiner Gnade heimsuchen! Ich möchte gerne mit Paulus sagen: »Ich habe gewünscht, verbannt zu sein von Christo für meine Brüder nach dem Fleisch!« Was wäre es für eine Freude, wenn Gott zeigen würde, daß sie Erlöste sind, die in den Bund der Gnade eingeschlossen sind! Ich möchte Dich so gerne sehen. Möge mein Herz mit Deinem schlagen, wenn wir über die herrlichen Dinge des ewigen Lebens miteinander sprechen. Dir und Vater viele liebe Grüße. Möge der Bundesengel bei Dir bleiben und Dich durch die Vision Seiner Gnade verzaubern! Grüß Eliza, Archer (herzliche Glückwünsche zu seinem Geburtstag), Emily, Lottie und Louisa, mögen sie Glieder werden der Gemeinde in unserem Hause! Ich freue mich, daß es Dir so gut geht. Mir geht es auch gut, aber ich arbeite hart für die Prüfung, so erlaube mir zu verbleiben als

Dein Dich sehr liebender Sohn

Charles.

Um Mister H. will ich mich kümmern. Seid allzeit bereit zu jedem guten Werk. Ich habe keine Zeit, aber es soll getan werden.

10. Ein gutes Bekenntnis

Ich erinnere mich noch gut an die Schwierigkeiten, die ich hatte, als ich bekehrt war und mich der christlichen Gemeinde in Newmarket anschließen wollte. Vier Tage hintereinander ersuchte ich den Pastor um ein Gespräch; jedesmal kam etwas dazwischen. Da ich ihn so nicht antreffen konnte, schrieb ich ihm einen Brief und erklärte, daß ich zum nächsten Gemeindetreffen gehen und meine Mitgliedschaft beantragen werde. Ihm kam das seltsam vor, aber ich meinte, was ich sagte, denn ich fühlte, daß ich nicht glücklich sein konnte ohne Gemeinschaft mit dem Volk Gottes. Ich wollte sein, wo sie waren, und wenn irgend jemand sich über sie lächerlich machte, dann wollte ich mit dazu gehören; wenn die Menschen für sie einen häßlichen Namen hatten, dann wollte ich auch mit diesem häßlichen Namen gerufen werden; denn ich wußte, daß ich nicht erwarten konnte, mit Christus in seiner Herrlichkeit zu regieren, wenn ich nicht auch bereit war, mit ihm in seiner Demütigung zu leiden.

Nachdem man mich als Mitglied der Gemeinde der Kongregationalisten in Newmarket aufgenommen hatte, wurde ich auch zum Abendmahl eingeladen, obwohl ich noch nicht getauft worden war. Ich lehnte dies ab, denn es schien mir nicht mit der Ordnung des Neuen Testaments übereinzustimmen: »Die nun sein Wort annahmen, ließen sich taufen; und wurden hinzugetan an dem Tage bei dreitausend Seelen. Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet« (Apg. 2,41.42). Ich wartete also so lange, bis ich zum Tisch des Herrn gehen konnte als einer, der gläubig geworden und der getauft worden war. Ich war mit meinem Vater und meinem Großvater in das Haus Gottes gegangen, aber ich dachte, daß ich nun, da ich die Heilige Schrift selber las, auch selber für mich verantwortlich sei. Ich wußte, daß mein Vater und mein Großvater kleine Kinder auf ihren Arm nahmen, ein paar Tropfen Wasser auf ihr Gesicht träufelten und sagten, sie seien damit getauft. Aber ich konnte in meiner Bibel nichts finden über Babys, die getauft wurden. Ich habe ein wenig Griechisch gelernt, aber ich konnte nicht herausfinden, daß das Wort »taufen« soviel wie »besprengen« bedeutet. Also sagte ich zu mir selbst: »Sie sind gute Menschen, doch hier mögen sie falsch liegen. Auch wenn ich sie liebe und verehere, ist dies noch kein Grund, ihnen alles nachzumachen.« Und sie erkannten es an, als sie hörten, daß es meine ehrliche Überzeugung war; sie wußten, daß ich meinem Gewissen nach handle.

Ich halte die »Taufe« eines unmündigen Babys für genauso töricht wie die »Taufe« eines Schiffes oder einer Glocke. Für beides gibt es gleich viel biblische Begründung. Deshalb scherte ich aus meiner Verwandtschaft aus und wurde, was ich heute bin, ein Baptist, so wenigstens werde ich

genannt. Ich hoffe allerdings, daß ich vielmehr ein Christ bin, als ein Baptist. Manch einer geht vielleicht zu seiner Kirche, weil er einfach nicht gerne die Kirche seiner Väter verläßt. Auch ich halte nicht viel von solchem Wechsel. Ich würde lieber derselben Denomination angehören wie mein Vater, ich würde mich lieber nicht willentlich von irgendeinem meiner Freunde unterscheiden oder eine bestimmte Gruppe oder Denomination verlassen. Aber auch für mich muß Gott über meinen Eltern stehen. Selbst wenn unsere Eltern in unseren Herzen ihren Platz ganz oben haben und wir sie lieben und ehren und ihnen in allen anderen Fragen gehorsam sind, sogar wenn es um religiöse Fragen geht, so behaupten wir doch, das Recht zu haben, für uns selbst ein Urteil zu fällen und dann auch diesem Urteil, dieser unserer Überzeugung, zu folgen.

Einmal traf ich einen Mann, der schon vierzig Jahre Christ war. Er glaubte, daß er sich noch taufen lassen solle. Als ich mit ihm sprach, sagte er: »Wer glaubt, soll nicht eilen.« Nachdem er die Sache vierzig Jahre hinausgezogen hatte, sagte er das immer noch. Ich zitierte ihm eine andere Bibelstelle: »Ich eile und säume nicht, zu halten deine Gebote.«

Die Taufe ist die Trennungsmarke zwischen der Gemeinde und der Welt. Sehr schön macht sie den Tod des getauften Menschen deutlich. Nach seinem eigenen Zeugnis ist er nun nicht mehr länger von der Welt. Der Getaufte ist für sie begraben, und er steht auf zu einem neuen Leben. Kein anderes Symbol könnte dies deutlicher machen. Die Taufe ist der Schritt über den Rubicon. Als Caesar den Rubicon überquerte, war nie mehr Friede zwischen ihm und dem Senat in Rom. Er zog sein Schwert und warf die Scheide weg. Die gleiche Bedeutung hat die Taufe für den Gläubigen. Mit der Taufe bricht er alle Brücken hinter sich ab. Er sagt damit zur Welt: »Ich kann nicht mehr zurück, ich bin für dich tot. Um dir dies zu beweisen, werde ich für dich völlig begraben. Ich habe mit dir, der Welt, nichts mehr zu tun. Ich gehöre Christus, und ich werde ihm immer gehören.« Darauf folgt dann das Abendmahl des Herrn. Wie schön zeigt diese Einrichtung die Entfernung des Gläubigen von der Welt und wovon sein Leben nun ernährt wird.

Dies ist der Heilsweg: Anbetung, Gebet, Glaube, Bekenntnis – und wenn die Menschen gehorsam sein wollen, wenn sie der Bibel folgen wollen, dann muß dieses Bekenntnis in der Art und Weise Christi geschehen: durch eine Taufe im Wasser auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Gott verlangt dies; und auch wenn Menschen ohne die Taufe gerettet werden, auch wenn große Menschenmengen zum Himmel gelangen, die nie im Wasser untergetaucht wurden, auch wenn die Taufe nicht selig macht – auch dann darf man nicht ungehorsam sein. Ich muß dies betonen, weil Gott den Befehl dazu gibt. Jesus sagt zu seinen Jüngern: »Geht hin in alle Welt und predigt das

Evangelium aller Kreatur. Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden.« Das Gebetbuch der Kirche von England bestätigt das Untertauchen. Es sagt nur, daß Kinder, die schwach sind, besprengt werden sollen. Es ist doch erstaunlich, wie viele schwache Kinder in der letzten Zeit geboren werden!

Ich wünschte, alle Kirchenleute wären bessere Kirchenleute. Würden sie sich mehr nach ihren eigenen Glaubensartikeln richten, dann würden sie sich mehr nach der Bibel richten, und wenn sie sich ein wenig mehr mit den Ordnungen ihrer eigenen Kirchen identifizierten, wären sie auch mehr mit sich selbst im reinen. Ich bin Baptist geworden, indem ich das Neue Testament gelesen habe – besonders im Griechischen –, und wurde in meinen Entschluß durch einen Abschnitt aus dem Katechismus der Kirche von England unterstützt, der es zur Voraussetzung für die Taufe erklärt, daß man vorher umgekehrt ist und die Vergebung seiner Sünden erlangt hat. Nach dem, was ich in der Heiligen Schrift las, soll der an Christus Gläubige mit ihm in der Taufe begraben werden und so öffentlich ein Leben als Christ beginnen. Also sah ich mich nach einem baptistischen Pastor um. Ich konnte aber keinen finden, der näher an Newmarket war als der in Isleham in der Grafschaft Fen. Dort arbeitete ein gewisser W. W. Cantlow als Pastor einer Baptistengemeinde. Meine Eltern wünschten, daß ich meinen eigenen Überzeugungen folgte. Pastor Cantlow organisierte die Taufe, und mein Arbeitgeber gab mir zu diesem Zwecke einen Tag Urlaub.

Den 3. Mai 1850 kann ich nicht vergessen. Es war der Geburtstag meiner Mutter, und ich selbst stand wenige Wochen vor meinem sechzehnten Geburtstag. Ich stand sehr früh auf, um ein paar Stunden Zeit zu haben zum stillen Gebet und zur erneuten Hingabe an Gott. Dann mußte ich etwa 12 Kilometer Fußmarsch hinter mich bringen, um an den Ort zu kommen, wo ich entsprechend dem heiligen Befehl auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft werden sollte. Was für ein Gang war das! Welche Gedanken und Gebete erfüllten mich während dieser Morgenwanderung! Es war ein kühler Tag, bestens geeignet für die zwei bis drei Stunden Fußweg.

Der Anblick von Pastor Cantlows lächelndem Gesicht entschädigte mich voll und ganz für diesen Marsch übers Land. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit mir vor der weißen Asche des Torffeuers stand und über die feierliche Handlung sprach. Zusammen gingen wir zum Fährhaus, denn die Freunde in Isleham waren noch nicht so degeneriert, daß sie die Taufe nach innen verlegt und in einer Badewanne vollzogen hätten. Sie benutzten das weit größere Baptisterium des Flusses. Das Fährhaus von Isleham an dem Fluß Lark ist ein sehr stiller, ruhiger Ort. Er liegt etwa einen guten halben Kilometer außerhalb von der Stadt, und selten wird

man dort durch irgendwelchen Verkehr gestört, unabhängig davon, welche Jahreszeit gerade ist. Der Fluß selbst ist ein wunderschönes Gewässer, das Cambridgeshire von Suffolk trennt.

Das Fährhaus stand dem Pastor und den Täuflingen zum Umkleiden zur Verfügung. Wo sonst das Schiff überholt wird, standen an Werktagen der Pastor und ein paar Zuschauer. Aber wenn sonntags getauft wurde, stand der Prediger in einem Kahn, fuhr auf die Mitte des schmalen Flusses und predigte für die Zuhörer an beiden Ufern.

Dort, wo drei Personen im Wasser stehen können, geht man hinein. Ich glaube, ich trug während des Gottesdienstes, der der Taufe vorausging, eine Jacke mit einem bei Jungen üblichen Umlegekragen; aber alle Erinnerung an den Gottesdienst ist weg. Meine Gedanken waren im Wasser, manchmal mit meinem Herrn in Freude und manchmal mit mir selbst in zitternder Furcht vor einem solchen öffentlichen Bekenntnis. Zuerst wurden zwei Frauen getauft – Diana Wilkinson und Eunice Fuller –, und ich wurde gebeten, sie durch das Wasser zum Pastor zu führen. Aber das lehnte ich ängstlich ab. Für mich war das alles eine neue Erfahrung. Ich hatte noch nie einer solchen Taufe beigewohnt und fürchtete, einen Fehler zu machen. Als ich an der Reihe war, blies gerade der Wind über den Fluß mit einer steifen Brise. Aber nachdem ich ein paar Schritte hinein in das Wasser getan hatte und all die Menschen in dem Fährschiff und in anderen Booten und auch an beiden Seiten des Flusses sah, hatte ich ein Gefühl, als ob Himmel und Erde und Hölle auf mich starteten; aber ich schämte mich nicht. Ich gab mich als ein Nachfolger des Lammes hin in den Tod. Meine Ängstlichkeit war wie weggeblasen, sie floß mit dem Strom weg ins Meer. Sie muß von den Fischen gefressen worden sein, denn seither habe ich nichts dergleichen mehr gefühlt. Auch löste die Taufe meine Zunge. Von diesem Tag an konnte ich nicht mehr still schweigen. Dort im Lark-Fluß verlor ich tausend Ängste und stellte fest, daß es stimmt: »Wer deine Gebote hält, der hat großen Lohn.« Das äußere Zeichen hat oft dazu gedient, die geistliche Bedeutung ganz lebendig vor das Denken und das Herz zu bringen. Deshalb soll man es lieben um seinetwillen, der sowohl die Anordnung dazu gab, als auch sich selbst ihm unterordnete.

Wenn ich gefragt werde, warum ich mich auf diese Art taufen ließ, so antworte ich: Weil ich glaube, daß dies eine Anordnung Christi ist, die er sehr deutlich mit dem Glauben an seinen Namen gekoppelt hat. »Wer da glaubt und getauft wird, der wird gerettet werden.« Ich hatte nicht die abergläubische Vorstellung, daß die Taufe mich retten würde, denn ich war ja gerettet. Ich wollte auch nicht erreichen, daß meine Sünden durch das Wasser weggewaschen wurden, denn ich glaube, daß sie mir schon durch meinen Glauben an Jesus Christus vergeben worden waren.

Ich verstand die Taufe als ein dem Gläubigen gegebenes äußeres Zeichen der Reinigung, das Sinnbild seines Begraben-seins mit dem Herrn und die äußere Bestätigung seiner Neugeburt. Ich habe nicht auf die Taufe vertraut, sondern ich vertraute auf Jesus als meinen Retter und folgte dem Beispiel, das er im Jordan mit seiner Taufe gesetzt hat. Auch habe ich nicht diese äußere Anordnung befolgt, um ein Baptist zu werden, sondern um ein Christ zu sein nach der Art der Apostel, denn sie wurden ja getauft, als sie gläubig waren.

Wenn ich es falsch finden würde, ein Baptist zu sein, dann müßte ich dort austreten und das tun, was ich für richtig halte. Die besondere Lehre der Baptisten ist, daß sie keine Autorität anerkennen, die nicht aus dem Wort Gottes kommt. Sie legen keinen Wert auf die Autorität ihrer Väter, sie kümmern sich nicht um die Autorität ihrer Mütter, wenn das, was diese sagen, nicht mit der Lehre der Evangelisten, Apostel und Propheten und ganz besonders mit der Lehre des Herrn selber übereinstimmt. Wenn wir die Kindertaufe in dem Wort Gottes finden könnten, dann würden wir sie übernehmen. Es würde uns aus vielen Schwierigkeiten heraushelfen; es würde uns den Vorwurf ersparen, wir seien wunderbarlich, da wir nicht wie die anderen Menschen um uns herum handeln. Aber wir haben die Bibel sehr genau durchgesehen und können darin die Kindertaufe nicht finden, auch glauben wir, daß sie nicht darin ist. Und wir glauben auch nicht, daß andere sie in der Heiligen Schrift finden können, es sei denn, sie legen sie vorher hinein.

Unsere Vorväter wurden *Wieder-Täufer (ana-baptisten)* genannt, weil ihre Gegner behaupteten, sie würden bereits Getaufte noch einmal taufen. Natürlich taten sie nichts dergleichen. Sie taufte diejenigen aufgrund ihres Glaubens, die vorher als unwissende Säuglinge besprengt worden waren. Dies ist weder eine Wieder-Taufe noch eine erneute Taufe, sondern etwas völlig anderes. Ich könnte manche Geschichten über diese Art Wieder-Taufe erzählen. Einer der Ältesten in der Tabernakel-Gemeinde war – nach dem gewöhnlichen Verständnis des Wortes »Taufe« – viermal »getauft«. Das erste Mal wurde das Baby besprengt, aber es war so kränklich und schwach, daß nur etwa die Hälfte des im Gebetbuch vorgesehenen Rituals durchgeführt werden konnte. Als es ihm dann besser ging, wurde er wieder zur Kirche gebracht, um die Taufe richtig zu beenden, aber der Pfarrer gab dem Kind versehentlich einen Mädchennamen. Die Eltern des Kindes wollten es nicht riskieren, daß ihr Sohn mit dem falschen Namen gerufen würde, und brachten ihn zum dritten Mal hin. Als er dann groß wurde und sich bekehrte, habe ich ihn nach der Ordnung der Heiligen Schrift getauft. Die Kirche von England hatte vorher drei Versuche unternommen, ihn zu taufen, und jedesmal war es ihr mißlungen.

11. Erste Dienste für den Herrn

Ich kann mir kein Einssein mit Christus vorstellen ohne die Erlaubnis, für ihn zu arbeiten. Wenn es Ihm gefallen hat, uns durch Sein kostbares Blut zu retten, und er entließe uns dann ohne irgend etwas, was für ihn zu tun wäre, dann würden wir nur bis zu einem gewissen Punkt mit ihm Gemeinschaft haben, aber – ich rede aus Erfahrung! – es gibt keine Gemeinschaft mit Christus, die so lebendig, so real für die Seele ist wie die, wenn ich versuche, eine Seele für ihn zu gewinnen. Oh, wenn ich mit den Schwierigkeiten dieser Seele zu kämpfen habe, wenn ich wegen ihrer Härte weinen muß, wenn ich ihr die Argumente göttlicher Gnade vorzulegen beginne und ich selbst dabei völlig in den Hintergrund trete, wenn ich in totaler geistiger Erschöpfung meine, ich würde eher sterben, als daß die Seele verlorengehen könnte, dann öffnet sich mir, so daß ich darin lesen kann, das Herz dessen, der mit Tränen und blutigem Schweiß und tödlichen Wunden gezeigt hat, wie sehr er den armen gefallenen Menschen liebt. Ich glaube, ich habe niemals so ernstlich die Seelen meiner Mitmenschen gesucht wie damals, als ich begann, den Namen meines Heilandes zu lieben; ich konnte nicht predigen und dachte mit keinem Gedanken daran, vor einer Menge Zeugnis abzulegen, aber ich schrieb kleine Texte auf Papierschnippel und warf sie irgendwohin in der Hoffnung, daß die eine oder andere arme Kreatur sie auflesen und sie als eine Gnadenbotschaft für die Seele verstehen würde. Ich konnte keine fünf Minuten leben, ohne irgend etwas für Christus zu tun. Auf der Straße verteilte ich Traktate; saß ich im Zug, warf ich Traktate aus dem Fenster; hatte ich Zeit, saß ich über der Bibel, oder ich lag auf den Knien; bei Unterhaltungen versuchte ich, das Thema auf meinen Herrn zu bringen. Es kann gut sein, daß ich während dieser frühen Zeit meines christlichen Lebens manches Unreife tat und sagte, um der Sache Christi zu dienen. Und doch wünschte ich mir diese Zeit mit all ihren Unausgereiftheiten und Voreiligkeiten zurück, allein wegen der Liebe zum Herrn, dem überwältigenden Einfluß auf meinen Geist, als ich den Geboten meines Herrn gehorchte, weil es das reinste Vergnügen war, meinem Gott zu dienen. Wie gern säße ich dann wieder in jenem Speicherrzimmer, wo man durch die Lücken im Ziegeldach die Sterne sehen konnte, und lauschte den himmlischen Worten, die ein einfältiger Heiliger des Herrn an mich richtete – begleitet vom Rascheln der vom Wind bewegten losen Tapeten. Mir ging es um die kostbare Perle; da war es mir gleich, ob die Muschel zerbrochen war und wie weit ich gehen mußte, um sie zu finden. Die Speichertreppe bog sich unter meinem Gewicht, der schadhafte Stuhl bot wenig Bequemlichkeit, die Hitze und die

stickige Luft dort oben verjagten meinen Begleiter – ich fühlte mich doppelt entlohnt, als mir jener Jesusfreund Seine Liebe, Seine Treue, Seine Gnade vor Augen malte. Er war ein lebendiges Beispiel für die Tatsache, daß die verachtetsten Diener des Herrn die erwählten Instrumente sind, verwirrte Seelen zu trösten und sie im Glauben aufzubauen.

Ich bin immer dankbar, wenn sich Menschen für die Sonntagsschule interessieren, die auch einen gewissen Status in der Gesellschaft haben. In vielen unserer Gemeinden beobachte ich den großen Fehler, daß man jungen Leuten die Kinder überläßt. Ältere Gemeindeglieder mit größerer Weisheit nehmen kaum Notiz von der Sonntagsschule, und die wohl situierten Gemeindeglieder tun so, als wäre das Unterrichten der Armen nicht Sache der Reichen, was es aber in Wirklichkeit ist. Ich hoffe auf den Tag, da auch der mächtige Mann in Gottes Israel sich an diesem großen Kampf gegen den Feind beteiligt. In Amerika hörten wir von Präsidenten, Richtern, Mitgliedern des Kongresses und anderen Personen in höchsten Stellungen, denen es eine Ehre war – und keine Herablassung! –, die Kleinen in der Sonntagsschule zu unterrichten. Wer in der Sonntagsschule Mitarbeiter ist, wird geachtet. Dazu gehörten Inhaber höchster akademischer Grade. Ich erinnere mich an die Freude, die mir der bescheidene Dienst für Gott nach meiner Bekehrung machte. Ich hatte die Woche über Schule, aber Samstagnachmittags war ich frei, und obwohl ich selbst noch jung war und diese Nachmittage für anderes hätte gebrauchen können, verteilte ich Traktate und besuchte die Armen mit meinem Reichtum. Der Sonntag gehörte der Sonntagsschule. Als ich zu unterrichten begann, sagte ich zu den Jungen in meiner Klasse, daß Jesus Christus alle rettet, die an ihn glauben.

»Lehrer«, fragte da einer, »glauben Sie an Ihn?«

»Ja«, antwortete ich, »ich hoffe jedenfalls.«

»Aber Sie sind nicht sicher?«

Ich dachte nach. Der Junge war mit meiner Antwort nicht zufrieden. Wer an Christus glaubt, ist gerettet – plötzlich merkte ich, daß ich nicht weiter unterrichten konnte, solange ich nicht positiv sagen konnte: »Ich weiß, daß es so ist.« Ich muß von dem reden können, was ich gesehen, gehört, betastet habe, das Wort des Lebens. Der Junge hatte recht. Nur der kann ein wahres Zeugnis ablegen, der von der eigenen Errettung sicher überzeugt ist und die Freude im Herrn kennt.

Sobald ich meine Schüler etwas langweilte, begannen ihre Gedanken zu wandern. Das brachte mich dazu, den Unterricht mit Anekdoten und Beispielen aufzulockern. Bestätigt darin wurde ich von einem Jungen, der den Unterricht mit der von mir zunächst als frech empfundenen Bitte störte: »Könnten Sie nicht eine Geschichte erzählen? Sonst schlafe ich ein.« Ich tat ihm den Gefallen und hatte wieder aufmerksame Schüler.

Wir trafen uns wöchentlich zur Vorbereitung der nächsten Sonntagschullektion. Zum Schluß sollte immer einer der männlichen Lehrer im Wechsel mit dem Superintendenten ein paar Worte zum Text sagen. Natürlich kam ich auch dran. Danach forderte mich der Superintendent auf, an seiner Stelle am Sonntag vor der Sonntagsschule zu sprechen, und als das geschehen war, sollte ich's an jedem Sonntag tun. Doch ich fand, das sei nicht fair den anderen Lehrern gegenüber. So wechselten wir uns ab. Es kamen auch ältere Gemeindeglieder zur Sonntagsschule, und so füllte sich der Raum langsam, und das Ganze sah bald mehr nach Predigtgottesdienst als Sonntagsschule aus, was dem alten Pastor nicht so sehr gefiel. Ich sprach, so gut ich konnte, und bereitete mich immer sehr gut vor. So jung ich war – ich sagte mir, ich müsse mich ganz geben, also studieren, lesen, beten und den Geist nicht durch Herzenergüsse dämpfen, und es dauerte nicht lange, da spürte ich, daß meine Hörer aufnahmen, was ich sagte. Aber mit welchem Ernst tat ich dies alles! Oft denke ich, ich hätte damals besser als in späteren Jahren gesprochen, denn ich sprach mit Zittern; in allem lag mein Herz. Wenn ich sonntags da und dort ein wenig in den Dörfern sprach und später täglich abends, da kam alles frisch aus dem Herzen. Ich hatte wenig Zeit zum Lesen, meine Hauptlektüre waren Gottes Wort und mein Erleben, aber alles kam aus dem Herzen, zweifellos ungeschickt und schwach und mit viel jugendlicher Torheit, aber doch mit dem intensiven Wunsch, Menschen zu Christus zu bringen. Einen armen alten Mann oder einen Jugendlichen in meinem Alter zu des Heilands Füßen bringen zu dürfen – dafür hätte ich mit Wonne mein Leben hingeben mögen. Deshalb bedeutete für mich der Ruf in die Arbeit für meinen Herrn in jenen frühen Jahren meines Lebens eine große Freude, und ich denke, mein Herr wird diese Freude auch seinem alten Knecht erhalten. Wenn ich alt bin und die Menschen meiner überdrüssig werden – Er nicht! Er wird mein Gebet erhören: »Entlasse mich nicht aus Deinem Dienst, Herr!«

Ich kann ehrlich sagen, daß ich niemals etwas für meine Mitmenschen Segensreiches tat ohne das Gefühl, es tun zu müssen. Bevor ich in der Sonntagsschule mitarbeitete, rief man, bat, ja bettelte man mich, eine Klasse zu übernehmen. Ich konnte mich nicht entziehen. Dann bat man mich, vor den Kindern zu sprechen; ich glaubte das nicht zu können, aber ich stand auf und stammelte ein paar Worte. Ich bin sicher, daß ich nicht predigen wollte – aber als man mich aufforderte, weil keiner da war, der es hätte können, tat ich es, und die kleine Gemeinde ging ohne ein einziges Wort der Warnung oder Einladung auseinander. Wie das kam? Man forderte mich auf, und ich gab, was ich hatte. Ich fühlte immer eine Art Impuls, dem ich nicht widerstehen konnte; aber ich fühlte mich vielmehr von Gott in solche Situationen gestellt, die ich eigentlich

ganz gut fand und denen ich mich – selbst wenn ich es gewünscht hätte – nicht entziehen konnte.

Ich kann nicht vergessen, wie ich eines Tages am Bett eines Jungen aus meiner Sonntagsschulklasse stand. Er hatte von zu Hause wenig mitbekommen und war mit seinen kaum siebzehn Jahren schon Alkoholiker. Er hatte sich zu Tode getrunken. Ich sah ihn und sprach zu ihm und versuchte, ihm den Heiland zu zeigen und hörte dabei das Todesgerassel in seiner Kehle. Als ich die Treppen wieder hinunterstieg, hielt ich die Menschen für Narren, die zu allem fähig sind, nur nicht dazu, sich aufs Sterben vorzubereiten. Ich sah unterwegs die Droschkenfahrer, die Geschäftsleute, die Verkäufer und dachte: Welche Narren: Sie rackern sich ab, ohne sich auch nur mit einem Gedanken mit dem zu beschäftigen, was sie einmal in der Ewigkeit tun werden. Und am närrischsten fand ich mich selbst, wenn ich nicht sterbende Sünder auf den lebendigen Christus hinweisen und sie einladen würde, auf sein kostbares Blut zu vertrauen.

12. Plädoyer für den Calvinismus

Die alte Wahrheit, die Calvin gepredigt hat, die Wahrheit, die Augustin gepredigt hat, sie ist auch die Wahrheit, die ich heute predigen muß, sonst würde ich gegenüber meinem Gewissen und gegenüber Gott schuldig. Ich darf die Wahrheit nicht verändern; es ist mir fremd, die rauhen Kanten einer biblischen Lehre abzuglätten. Ich habe das gleiche Evangelium, wie John Knox es hatte. Das, was durch Schottland gerauscht ist, muß auch wieder durch England rauschen.

Es ist großartig, wenn man sein Leben als Christ beginnt, indem man an gute und solide biblische Lehren glaubt. Manche Menschen haben in zwanzig Jahren zwanzig verschiedene Arten von »Evangelium« angenommen, und es ist nicht vorauszusagen, wie viele sie noch glauben werden, bevor sie an das Ende ihrer Reise kommen. Ich danke Gott, daß er mich früh das eine Evangelium gelehrt hat, mit dem ich so zufrieden bin, daß ich nichts anderes kennenlernen will. Beständiger Wechsel des Glaubensbekenntnisses bedeutet nur Verluste. Wenn ein Baum zweibis dreimal im Jahr von seinem Platz versetzt wird, dann muß du keinen großen Speicher bauen, um die Äpfel lagern zu können.

Es ist gut, wenn junge Gläubige ihr Glaubensleben mit dem festen Vertrauen auf die großen grundlegenden Glaubenslehren beginnen, die der Herr in seinem Wort festgelegt hat. Hätte ich geglaubt, was manche

predigen, daß es nur eine zeitweilige, eigentlich belanglose Errettung gäbe, wäre ich dafür kaum dankbar gewesen. Aber als ich wußte, daß Gott seine Erlösten mit einer ewigen Erlösung rettet, als ich wußte, daß er ihnen eine ewige Gerechtigkeit gibt, als ich wußte, daß er sie auf ein ewiges Fundament der ewigen Liebe stellt und sie in sein ewiges Königreich bringen wird, ja, da habe ich gestaunt, daß eine solche Segnung gerade mir zuteil geworden war!

Ich denke, nun werden einige Leute die Lehre vom freien Willen ins Spiel bringen. Ich kann nur sagen, daß mir die Lehre von der unumschränkten Gnade genügt.

Ich kann nicht verstehen, warum ich gerettet wurde. Nur einen Grund dafür gibt es: Gott wollte es so. Ich kann selbst bei genauestem Hinschauen nicht entdecken, daß es da in mir selbst irgendeine Andeutung eines Grundes gibt, warum ich an der göttlichen Gnade Teilhaber werden durfte. Wenn ich jetzt in diesem Augenblick nicht ohne Christus bin, dann hat dies seine Ursache nur darin, daß Christus Jesus mit mir seinen Plan hat. Dieser Plan war, daß ich da sein sollte, wo er ist, und daß ich an seiner Herrlichkeit teilhaben sollte. Ich kann die Krone nirgendwohin legen als auf sein Haupt, das Haupt dessen, der mich gerettet hat von meinem Weg, der in die Hölle führte. Wenn ich so auf mein Leben zurückschaue, kann ich sehen, daß hinter allem Gott stand, Gott allein. Ich habe keine Fackel benutzt, um die Sonne zu erleuchten, sondern die Sonne hat mich erleuchtet. Ich habe mein geistliches Leben nicht ins Dasein gebracht – nein, ich habe vielmehr gegen die Dinge des Geistes getreten und gekämpft; als er mich zog, bin ich ihm eine Zeitlang nicht gefolgt; in meiner Seele war ein natürlicher Haß gegen alles Heilige und Gute. Wehrufe über mich waren vergeblich, Warnungen wurden in den Wind geschlagen, Donnerschläge wurden mißachtet; und was das Flüstern seiner Liebe angeht, es wurde zurückgewiesen als etwas, das weniger ist als nichts. Und so bin ich mir heute sicher, daß ich es sagen kann: »Er allein ist meine Errettung.« Er war es, der mein Herz herumwendete und mich auf meine Knie brachte vor ihm.

Gut kann ich mich daran erinnern, wie ich die Lehren der Gnade in einem einzigen Augenblick gelernt habe. Wie wir es alle von Natur aus sind, wurde ich als ein Arminianer geboren. Ich glaubte fest daran, was ich immer wieder von der Kanzel herunter gehört hatte, und sah die Gnade Gottes nicht. Als ich auf dem Weg zu Christus war, dachte ich, ich würde es ganz allein tun, und obwohl ich den Herrn ernstlich suchte, hatte ich keine Ahnung, daß er mich suchte. Ich glaube nicht, daß ein Jung-Bekehrter sich dessen bewußt ist. Ich kann noch den Tag und die Stunde nennen, als ich zum ersten Mal diese Wahrheiten in mir selbst begriff – als sie, wie John Bunyan es sagt, in mein Herz eingebrannt wur-

den wie mit einem heißen Eisen, und ich erinnere mich, daß ich den Eindruck hatte, in einem Augenblick vom Baby zum erwachsenen Mann gewachsen zu sein. Ich hatte einen Fortschritt im biblischen Wissen gemacht, als ich ein für allemal herausgefunden hatte, was der Schlüssel für die Wahrheit Gottes ist.

An einem Wochentag saß ich abends im Haus Gottes. Ich dachte nicht sehr viel nach über das, was der Prediger sagte, denn ich glaubte es nicht. Der Gedanke traf mich: »Wie bist du ein Christ geworden?« Ich habe den Herrn gesucht. »Aber wie bist du darauf gekommen, den Herrn zu suchen?« In diesem einzigen Augenblick leuchtete die Wahrheit in mir auf – ich hätte ihn nicht gesucht, wenn er nicht schon vorher meine Gedanken beeinflußt hätte, indem er mich dazu brachte, ihn zu suchen. Ich betete, so dachte ich, aber dann fragte ich mich: Wie kam ich dazu, zu beten? Ich wurde durch die Heilige Schrift zum Beten ermuntert. Wie kam ich dazu, die Heilige Schrift zu lesen? Ich las sie, aber was hatte mich dazu gebracht?

Da, in einem Augenblick, sah ich, daß Gott der Urgrund aller Dinge ist, daß er der Urheber meines Glaubens war, und so öffnete sich die ganze Lehre der Gnade vor mir. Von dieser Zeit an habe ich nicht von ihr gelassen, und ich möchte, daß dies immer mein beständiges Bekenntnis ist: »Ich verdanke meine ganze Veränderung nur Gott.«

Als erstes möchte ich fragen: Müssen wir nicht alle zugeben, daß es Gottes Vorhersehung und seine Hand war, die uns in diese Welt gebracht haben? Auch jene Menschen, die der Meinung sind, daß wir später unseren eigenen freien Willen haben, um unsere Füße in diese oder jene Richtung zu lenken, müssen doch zugeben, daß wir nicht durch unseren eigenen Willen in diese Welt gekommen sind, sondern daß Gott dies für uns entschieden hat. Welche der Umstände haben wir denn in unserer Hand gehabt, die es uns erlaubt hätten, bestimmte Menschen als unsere Eltern auszuwählen? Hatten wir damit irgend etwas zu tun? Hat nicht Gott selbst unsere Eltern bestimmt, wie auch unseren Geburtsort und unsere Freunde? War es nicht in seiner Hand, mich mit der Haut eines Hottentotten geboren werden zu lassen, zur Welt gebracht von einer Mutter, die mich in ihrem »Kraal« großzieht und mich lehrt, vor heidnischen Göttern die Knie zu beugen? Und konnte er mir nicht genauso leicht eine fromme Mutter geben, die jeden Morgen und jeden Abend ihre Knie beugt, um für mich zu beten?

John Newton erzählte gerne eine wunderliche Geschichte, über die er dann auch immer selber lachen mußte: Eine gute Frau sagte, um die Lehre der Erwählung zu beweisen: »Ach, wissen Sie, der Herr muß mich geliebt haben, bevor ich geboren war; hinterher hätte er an mir nichts

Liebenswertes mehr gesehen.« Ich bin sicher, daß dies auch in meinem Fall so ist. Ich glaube an die Lehre der Erwählung, denn ich bin mir ganz sicher, daß, wenn Gott mich nicht erwählt hätte, ich niemals ihn erwählt hätte. Und ich bin mir sicher, daß er mich erwählt hat, bevor ich geboren war, hinterher hätte er mich nicht mehr erwählt. Und er muß mich aus Gründen erwählt haben, die mir unbekannt sind, denn ich konnte in mir selbst nie einen Grund finden, warum er mich mit besonderer Liebe hätte anschauen sollen. So bin ich also gezwungen, diese große biblische Lehre anzunehmen.

Ich erinnere mich an einen arminianischen Bruder, der mir sagte, er habe die Bibel zwanzigmal oder mehr durchgelesen und die Lehre der Erwählung in ihr nicht gefunden. Dann fügte er hinzu, daß er sie sicher gefunden hätte, wenn sie da wäre, denn er habe die Bibel auf seinen Knien gelesen. Ich sagte zu ihm:

»Ich denke, du hast die Bibel in einer sehr unkomfortablen Lage gelesen. Hättest du sie in deinem Sessel gelesen, dann hättest du sie auch vielleicht besser verstanden. Bete so, und je mehr, je besser. Aber es ist ein Stück Hochmut zu denken, es hätte irgendeine Bedeutung, in welcher Körperhaltung ein Mensch die Bibel liest. Und was das zwanzigfache Durchlesen der Bibel betrifft, ohne etwas über die Lehre der Erwählung gefunden zu haben: Es ist ein Wunder, daß du überhaupt etwas gefunden hast. Du mußt mit einer solchen Geschwindigkeit hindurchgaloppiert sein, daß es nicht zu erwarten war, überhaupt einen vernünftigen Gedanken über die Bedeutung der Heiligen Schrift zu bekommen.«

Wenn es schon wunderbar ist, einen Fluß zu sehen, wie er ausgewachsen aus der Erde entspringt, wie wäre es dann, eine riesige Quelle zu sehen, aus der all die Ströme der Erde zugleich herausfließen würden, eine Million, alle in einer Geburt geboren? Was für eine Schau wäre dies! Wer kann sich so etwas vorstellen? Und doch ist die Liebe Gottes diese Quelle, in der all die Ströme der Güte, die jemals die Menschheit erfreut haben – all die Ströme der Gnade zu jeder Zeit und der Herrlichkeit später – ihren Ursprung haben. Meine Seele, steh du an diesem heiligen Quellgrund und lobe und verherrliche Gott für immer und ewig; Gott, der sogar unser Vater ist, der uns geliebt hat! Vom Anfang an, als dieses große Universum noch in Gott verborgen lag wie ungeborene Wälder in dem Eichen-Samen, lange bevor ein Echo die Einöde aufweckte, bevor die Berge geboren wurden und lange bevor das Licht durch den Himmel strahlte, liebte Gott seine Geschöpfe. Bevor es irgendein erschaffenes Wesen gab – als der Äther noch nicht durch Engelsflügel bewegt wurde, als der Weltraum selbst noch nicht existierte, als es nichts gab als Gott allein – selbst da, in jener Einsamkeit der Gottheit und in dieser tiefen Stille und Tiefgründigkeit wurde sein Innerstes von der Liebe für seine

Erwählten bewegt. Ihre Namen waren in sein Herz geschrieben und seiner Seele lieb. Jesus liebte sein Volk vor Grundlegung der Welt – ja, von Ewigkeit her! Und als er mich in seiner Gnade rief, sagte er zu mir: »Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.«

Dann, als die Zeit erfüllt war, reinigte er mich mit seinem Blut. Er ließ sein Herz in einem großen Stoß für mich verbluten, sein Herz, das schon lange, bevor ich ihn liebte, für mich verwundet worden war. Als er das erstmal zu mir kam, habe ich ihn da nicht verschmäht und abgewiesen? Als er an meine Tür klopfte und um Einlaß bat, habe ich ihn nicht weggeschickt und seine Gnade abgelehnt? Ach! Ich weiß noch genau, daß ich dies jedesmal und immer wieder getan habe, solange, bis er schließlich durch die Macht seiner wirksamen Gnade sagte: »Ich muß, ich werde hineinkommen.« Dann kehrte er mein Herz um und brachte mich dazu, ihn zu lieben. Ist mein Heiland für mich gestorben, weil ich an ihn geglaubt habe? Nein, ich lebte damals noch gar nicht. »Aber«, sagt vielleicht jemand, »er sah voraus, daß du Glauben haben würdest und deshalb liebte er dich.« Was sah er denn voraus in bezug auf meinen Glauben? Sah er voraus, daß ich von mir selbst aus Glauben haben würde und ihm von mir selbst aus vertrauen würde? Nein, Christus konnte dies nicht voraussehen, denn kein Christ kann jemals sagen, daß der Glaube von ihm selber komme ohne die Gabe und ohne das Werk des Heiligen Geistes. Ich habe sehr viele Gläubige getroffen und mit ihnen über diese Frage gesprochen. Aber ich kenne nicht einen einzigen, der seine Hand auf sein Herz legen würde und sagen: »Ich glaubte an Jesus ohne den Beistand des Heiligen Geistes.«

Ich muß die Lehre der Verdorbenheit des menschlichen Herzen glauben, denn ich finde, daß ich selbst in meinem Herzen verdorben bin, und habe täglich Beweise dafür, daß in meinem Fleische nichts Gutes wohnt. Wenn Gott einen Bund mit dem noch nicht gefallenem Menschen schließen würde, dann wäre der Mensch noch immer eine Kreatur von so unbedeutendem Wert, daß es ein Akt der gnädigen Herablassung Gottes wäre, wenn er sich mit ihm verbände. Aber wenn Gott einen Bund mit dem sündigen Menschen macht, einer so widerspenstigen Kreatur, ist ein solcher Bund für Gott ein Akt der reinen, freien, reichen und souveränen Gnade.

Ein kürzlich verstorbener Mann hat unter ein Porträt von sich den höchst bemerkenswerten Text gesetzt: »Die Rettung ist des Herrn«. Dies ist soviel wie ein Synonym für Calvinismus. Wenn mich jemand fragen würde, was ich unter einem Calvinisten verstehe, dann würde ich antworten: »Das ist einer, der sagt: *Die Rettung ist des Herrn.*« Ich kann in der Heiligen Schrift keine andere Lehre finden. Sie ist die Essenz der Bi-

bel. »Er allein ist mein Fels und meine Rettung.« Sage mir irgend etwas, was dieser Wahrheit widerspricht, und es wird eine Irrlehre sein. Sage mir eine Irrlehre, und ich werde ihren Ursprung hierin finden, daß sie sich entfernt hat von dieser großen, dieser fundamentalen, dieser felsensicheren Wahrheit: »Gott ist mein Fels und meine Rettung.« Was ist die Irrlehre Roms anderes, als daß man zu dem vollkommenen Verdienst Jesu Christi etwas hinzugefügt hat – daß man die Werke des Fleisches mit hineingebracht hat, um uns in unserer Rechtfertigung beizustehen? Und was ist die Irrlehre der Arminianer anderes als die Hinzufügung von etwas zu dem Werk des Erlösers? Jede Irrlehre, wenn man ihren eigentlichen Ansatzpunkt nimmt, läßt sich hierauf zurückführen. Ich meine, daß man nicht Christus und ihn als den Gekreuzigten predigen kann, wenn man nicht das predigt, was man heute gemeinhin Calvinismus nennt. Der Name »Calvinismus« ist eigentlich ein Spitzname. Calvinismus ist Evangelium, nichts anderes.

Wenn einer der Heiligen Gottes verlorenggeht, dann können alle verlorenggehen. Wenn ein Teilhaber am Bund verlorenggeht, dann können alle verlorenggehen, und dann gibt es keine Verheißung des Evangeliums mehr, die wahr ist. Dann ist die Bibel eine Lüge, und es ist in ihr nichts, was meiner Annahme wert wäre. Gott ändert seinen Plan nicht, warum sollte er? Er ist der Allmächtige und kann deshalb tun, was immer er will. Warum sollte er nicht? Gott ist allweise und kann daher nichts falsch planen. Warum sollte er? Er ist der ewige Gott und kann daher nicht sterben, ohne daß sein Plan vollendet wäre. Warum sollte er sich ändern? Ihr wertlosen Atome der Erde, Strohfeuer eines einzigen Tages, ihr kriechenden Insekten auf dem Lorbeerblatt der Existenz, ihr mögt eure Pläne ändern, aber er niemals. Hat er mir gesagt, daß es sein Plan ist, mich zu retten? Dann bin ich für immer gerettet.

Ich weiß nicht, wie manche Leute, die denken, daß ein Christ aus der Gnade fallen kann, es fertig bringen, glücklich zu sein. Wenn ich nicht an die Lehre der endgültigen Bewahrung der Heiligen glaubte, wäre ich der Elendeste unter allen Menschen, denn dann hätte ich keine Ursache des Trostes mehr. Ich glaube, daß die glücklichsten und echtsten Christen jene sind, die es niemals wagen, an Gott zu zweifeln, sondern die sein Wort einfach so, wie es dasteht, annehmen, es glauben und nicht in Frage stellen, weil sie wissen, daß, wenn Gott es so sagt, es auch so ist. Ich bezeuge, daß ich keinen Grund habe, an meinem Herrn zu zweifeln. Ich fordere Himmel und Erde und Hölle auf, einen Beweis dafür zu erbringen, daß Gott unwahrhaftig wäre. Er ist ein Gott, der seine Versprechen hält. Dies wird sich an jedem einzelnen aus seinem Volk zeigen.

Ich weiß wohl, daß es einige gibt, die es für ihr System der Theologie für unerläßlich halten, den Wert des Blutes Jesu zu begrenzen. Wenn

mein theologisches System eine solche Begrenzung nötig hätte, dann würde ich es in den Wind schlagen. Ich kann und wage nicht, diesen Gedanken in meinem Denken zuzulassen, es scheint mir zu nahe an einer Lästerung zu liegen. Der Wert des vollendeten Werkes Jesu Christi füllt ein weites Meer. Mein Senkblei findet keinen Grund und mein Auge erblickt kein Ufer. Es muß im Blut Christi genügend Wirkungskraft liegen, daß Gott, wenn er es gewollt hätte, nicht nur alle in dieser Welt, sondern auch alle in zehntausend anderen Welten hätte retten können, wenn sie das Gesetz ihres Schöpfers übertreten hätten. Wenn man ihm erst einmal die Unendlichkeit zugesteht, dann ist eine Begrenzung nicht mehr denkbar. Wenn man eine göttliche Person als Opfer hat, ist es unmöglich, noch an einen begrenzten Wert zu denken. Die Begriffe »Grenze« und »Einschränkung« sind Begriffe, die sich nicht auf das göttliche Opfer anwenden lassen. Die Absicht des göttlichen Vorhabens bestimmt zwar die Anwendung des unendlichen Opfers, macht es aber nicht zu einem endlichen Werk.

»Eine große Menge, die kein Mensch zählen kann«, wird im Himmel sein. Ich denke, mehr als in der Hölle, weil Christus »in allem den Vorrang« hat, und ich kann mir nicht vorstellen, daß mehr unter Satans Herrschaft sind als unter der Christi. Außerdem habe ich nirgends gelesen, daß es in der Hölle so große Mengen gäbe, die niemand zählen kann.

Dann gibt es einige, die lieben die Lehre der Allversöhnung, weil sie sagen: »Sie ist so wundervoll. Es ist eine liebenswerte Idee, daß Christus für alle Menschen gestorben ist; sie empfiehlt sich von selbst dem Gefühl des Menschen. Es liegt etwas von Freude und Schönheit darin.« Ich gebe zu, daß das stimmt, aber sehr oft ist Schönheit mit Falschheit gepaart. Vieles an dieser Idee der Allversöhnung könnte ich bewundern, aber ich will hier einfach nur zeigen, was diese Annahme notwendig mit sich bringt.

Wenn Christus an seinem Kreuz starb, um alle Menschen zu retten, dann war es auch sein Vorsatz, jene zu retten, die vor ihm gestorben und verloren gegangen sind. Wenn diese Lehre stimmt, dann starb er also für einige, die schon in der Hölle waren, bevor er in diese Welt kam, denn ohne Zweifel gab es schon damals unzählig viele, die wegen ihrer Sünden verworfen worden waren. Noch einmal: Wenn Christus vorhatte, alle Menschen zu retten, wie kläglich ist er dann enttäuscht worden, denn wir haben doch sein eigenes Zeugnis, daß es einen See gibt, der mit Feuer und Schwefel brennt, und in eben diesen See sind nun welche von denen geworfen worden, für die er, der Allversöhnung zufolge, mit seinem Blut bezahlt hat. Dies aber scheint mir ein Gedanke zu sein, der tausendmal mehr verwerflich ist als alle Folgerungen, denen man nach-

sagt, sie kämen aus der calvinistischen und christlichen Lehre von der besonderen und individuellen Erlösung. Zu denken, daß mein Erlöser für Menschen starb, die in der Hölle waren oder sind, scheint mir eine Vorstellung zu sein, die zu schrecklich ist, um sie aufrecht zu erhalten.

Es gibt niemand, der mehr an den Lehren der Gnade festhält als ich. Wenn mich jemand fragte, ob ich mich schäme, ein Calvinist genannt zu werden, dann würde ich antworten: Ich möchte nichts anderes heißen, als Christ. Aber wenn du fragst, ob ich die lehrmäßigen Anschauungen von Johannes Calvin für richtig halte, dann antworte ich, daß ich sie im großen und ganzen für richtig halte. Ich bekenne dies gerne. Aber es liegt mir fern zu denken, daß Zion nur calvinistische Christen enthält, oder daß niemand gerettet würde, der nicht an diese Lehren glaubt. Es sind schon ganz furchtbare Dinge gesagt worden über den angeblichen Charakter und die geistliche Art von John Wesley, den modernen Vertreter des Arminianismus. Ich kann nur sagen, daß ich – auch wenn ich manche der Lehren, die er verkündigt hat, ablehne – für ihn persönlich eine Hochachtung empfinde, die keinem seiner Anhänger nachsteht. Wenn man noch zwei Apostel zu den Zwölfen hinzufügen müßte, dann glaube ich, könnte man niemand finden, der dafür mehr geeignet wäre als George Whitefield und John Wesley.

Ich glaube nicht, daß ich mich von meinen hypercalvinistischen Brüdern in irgendeinem Punkt dessen, was sie glauben, unterscheide; aber ich unterscheide mich von ihnen in bezug auf das, was sie nicht glauben. Ich halte nicht an weniger fest, als sie es tun, aber ich halte an ein klein wenig mehr fest, ein klein wenig mehr – wie ich denke – von der Wahrheit der Heiligen Schrift. Das System der Wahrheit, das in der Heiligen Schrift offenbart ist, ist nicht eine gerade Linie; es sind zwei. Und niemand wird jemals eine richtige Sicht des Evangeliums erhalten, bevor er nicht gelernt hat, beide Linien zugleich zu sehen. Zum Beispiel lese ich in einem Buch der Bibel: »Der Geist und die Braut sagen: »Komm.« Und wer es hört, der sage: »Komm.« Und wen dürstet, der komme und nehme das Wasser des Lebens umsonst.« Und doch lerne ich an einer anderen Stelle desselben inspirierten Wortes Gottes, daß es nicht »an jemandes Willen oder Laufen« liegt, »sondern an Gottes Erbarmen«. An der einen Stelle sehe ich, wie Gott in seiner Vorhersehung über allem steht, und doch sehe ich auch, und ich kann nicht daran vorbei, daß der Mensch handelt, wie er will, und daß Gott sein Handeln in einem großen Maße ihm selbst überlassen hat und seinem eigenen freien Willen. Wenn ich nun auf der einen Seite behaupten würde, daß der Mensch so frei ist in seinem Handeln, daß es keine Kontrolle Gottes über sein Tun gäbe, dann wäre ich sehr gefährlich nahe an den Atheismus herangekommen. Wenn ich auf der anderen Seite erklären würde, daß Gott alle Dinge so sehr über-

wacht, daß der Mensch nicht frei genug ist, um selbst verantwortlich zu sein, dann wäre ich sofort beim Antinomismus oder Fatalismus. Daß Gott vorherbestimmt und daß der Mensch doch selbst verantwortlich ist, sind zwei Tatsachen, die nur wenige klar sehen. Man hält sie für unvereinbar miteinander und für Widersprüche, aber sie sind es nicht. Der Fehler liegt in unserem schwachen Beurteilungsvermögen. Zwei Wahrheiten können sich nicht gegenseitig ausschließen. Wenn ich also an einer Stelle der Bibel finde, daß alles von oben her bestimmt ist, dann ist das wahr. Wenn ich dann an einer anderen Stelle finde, daß der Mensch für alle seine Taten verantwortlich ist, *dann ist auch das wahr*. Es ist einzig und allein meine Dummheit, die mich dazu bringt, zu denken, diese beiden Wahrheiten könnten sich jemals widersprechen. Ich glaube nicht, daß sie je auf irgendeinem irdischen Amboß zu einer einzigen Wahrheit zusammengeschmiedet werden können, aber sie werden sicher in der Ewigkeit eins sein. Sie sind zwei Linien, die so parallel sind, daß der menschliche Verstand ihnen so weit, wie es geht, folgen kann, ohne zu sehen, daß sie sich jemals treffen. Aber sie treffen sich und werden eins, irgendwo in der Ewigkeit, nahe bei dem Thron Gottes, wo alle Wahrheit entspringt.

Oft wird gesagt, die Glaubenslehren, die wir glauben, hätten eine Tendenz, uns zur Sünde zu verführen. Ich habe schon die Behauptung gehört, diese hohen Lehren, die wir lieben und die wir in der Heiligen Schrift finden, seien unsittliche Lehren. Ich möchte wissen, wer sich noch traut, eine solche Behauptung zu machen, wenn er weiß, daß die heiligsten Männer an diese Lehren geglaubt haben. Ich frage denjenigen, der es wagt zu sagen, daß Calvinismus eine unsittliche Religion sei, was er denn über den Charakter von Augustin, Calvin oder Whitefield denkt, die in verschiedenen Jahrhunderten die großen Vertreter des Systems der Gnade waren. Oder was will er über die Puritaner sagen, deren Bücher voll davon sind? Wäre in jenen Tagen einer Arminianer gewesen, dann hätte man ihn als abscheulichsten Irrlehrer, der auf dieser Erde atmet, angesehen. Heute sieht man uns als Irrlehrer an, sie sind die Orthodoxen. Aber wir haben den Glauben der alten Schule, wir können uns auf die Apostel zurückführen. Es ist diese Ader der freien Gnade, die durch die Verkündigung der Baptisten läuft, die uns als Denomination gerettet hat. Wäre dies nicht gewesen, gäbe es uns heute überhaupt nicht. Wir können eine goldene Linie bis hin zu Jesus Christus ziehen, eine heilige Folge von mächtigen Vätern, die alle diese wunderbaren Wahrheiten festhielten, und fragen: »Wo findet man bessere und heiligere Menschen auf der Erde?« Keine Lehre eignet sich so gut dazu, Menschen vor der Sünde zu bewahren, wie die Lehre der Gnade Gottes. Wer sie eine »unsittliche Lehre« genannt hat, wußte nichts von ihr.

13. Der junge Prediger im Marschland

Als Spurgeon die Schule in Colchester verließ, um nach Maidstone zu gehen, ging Mr. Leeding, der ihn drei Jahre unterrichtet hatte, nach Cambridge, um dort eine eigene kleine Schule zu eröffnen. Am 6. August erhielt Mr. Leeding einen Brief von John Spurgeon, in dem er vorschlug, daß sein ältester Sohn für ihn arbeiten solle, damit er seine Ausbildung bei seinem bisherigen Lehrer fortsetzen könne. Der Brief wurde noch am selben Tag beantwortet: »Ich habe mehr als einmal gewünscht«, schrieb der Schulmeister von Cambridge, »daß eine Vereinbarung über die Dienste Ihres Sohnes getroffen werden könnte, falls meine Schule wächst. Aber mein teilweiser Erfolg schien mir seine Anstellung zu verwehren, denn ich schätze ihn so hoch, daß ich niemals hätte die Regelung anstreben können, die Sie jetzt vorgeschlagen haben. Ich bin gerne bereit, ihm in jeder Weise bei seinen Studien zu helfen, und Unterkunft, Verpflegung und Wäsche soll er frei haben für seine Hilfe bei meiner Arbeit . . . Ihr Angebot, das mich in diesem besonderen Augenblick erreicht, ist ein erstaunlicher Eingriff der Vorsehung Gottes zu meinen Gunsten.«

Auch der 16jährige Hilfslehrer, der so nach Cambridge kam, war sich der göttlichen Vorsehung bewußt. »Ich sehe«, schrieb er später, »tausend Zufälle, wie man so sagt, die alle zusammenwirken wie die Räder in einer großen Maschine, um mich genau an den Platz zu bringen, an dem ich bin.« In den folgenden drei Jahren bereitete ihn die Hand Gottes weiter zu für die lebenslange Aufgabe, das Evangelium jeder Kreatur zu predigen, die seine Stimme oder seine Feder erreichen konnten. Aber erst einmal profitierten die Jungen der Academy in der Union Road und die ländlichen Kapellenbesucher in der Marsch von seiner Anwesenheit.

In Cambridge wohnte ich bei einer Familie, die um acht Uhr jedem, vom Diener bis zum Hausherrn, eine halbe Stunde für Stille Zeit einräumte, die man betend und meditierend im eigenen Zimmer verbrachte. Würde diese Regel in allen Haushalten eingehalten, wäre das ein großer Segen.

Ich schloß mich hier der Baptistengemeinde an, einer der ehrwürdigsten, großzügigsten, gescheitesten Gemeinden in der Welt. Als ich zum erstenmal hinging, sprach mich niemand an. Während des Abendmahlsgottesdienstes am Sonntag setzte ich mich neben einen Herrn, von dem ich mich am Schluß des Gottesdienstes kurz verabschiedete.

»Geht es Ihnen gut?« fragte ich.

»Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen«, war die kühle Antwort.

»Nun, als ich soeben Brot und Wein nahm, dachte ich daran, daß wir ja eins sind in Christus – Sie nicht?«

Inzwischen waren wir draußen auf der Straße, als er mir – ich war gerade sechzehn Jahre alt – beide Hände auf die Schultern legte und sagte:

»O süße Einfalt! Du hast ganz recht, mein lieber Bruder; ja, du hast recht. Komm mit mir zum Tee; ich fürchte, ich hätte kein Wort zu dir gesagt, wenn du mich nicht angesprochen hättest!«

Dieser gute Freund begleitete mich später in die Dörfer, wo ich zu predigen hatte. Er ist noch heute einer meiner besten Freunde.

Meine erste Predigt

Wenn Gott gleich nach meiner Bekehrung zu mir gesagt hätte: »Ich habe dich in mein Haus geholt und will dich jetzt nützlich machen. Du sollst der Abtreter werden, an dem sich die Heiligen die Füße abputzen«, hätte ich wahrscheinlich geantwortet: »Oh, ich will glücklich sein, wenn ich den Staub von ihren gesegneten Füßen entfernen darf, denn ich liebe Gottes Volk; wenn ich ihm als der Niedrigste dienen darf, soll das meine Freude sein.« Es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, ein Führer in Gottes Israel zu werden. Als ich mich meinem Heiland übergab, gab ich ihm meinen Leib, meine Seele, meinen Geist, alles, was ich hatte und je haben würde in Zeit und Ewigkeit. Ich gab ihm meine Begabungen, meine Kräfte, meine Fähigkeiten, meine Augen und Ohren, meine Gefühle, meine Urteile, mein ganzes Menschsein und alles, was sich daraus ergeben könnte, auch welche neuen Eigenschaften und Fähigkeiten mir darüber geschenkt würden. War ich in jener guten Stunde auch zur Trauer fähig, dann nur, um Zeiten und Umstände zu beklagen, in denen ich nicht treu genug gewesen bin, wie ich es meinem Herrn versprochen habe.

Mein erster Dienst, mit dem mein junges Herz Christus dankte, bestand u. a. im Versand von Traktaten, die ich sorgfältig auswählte, an mir bekannte Personen. Dann machte ich mich auf und verteilte Traktate in Newmarket von Haus zu Haus und sprach mit den Leuten über die Dinge des Reiches Gottes. Ich hätte nichts für Christus getan, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß ich auch ein wenig fähig dafür wäre. Dann tat ich mehr und wieder etwas mehr, und ich bin sicher, daß viele Diener Gottes zu größeren Diensten für ihren Herrn geführt würden, wenn sie in der richtigen Art und Weise angefangen hätten. Wer nicht mit dem ersten Schritt anfängt – und die Weitergabe eines Traktats ist solch ein erster Schritt –, könnte es zum zweiten nicht mehr bringen. Gelingt jedoch der erste, werden wir ermutigt und mit Gottes Hilfe immer nützlicher.

Sehr gut erinnere ich mich noch an den ersten Ort, an dem ich zu einer Versammlung erwachsener Menschen sprach. Es war zwar nicht meine erste öffentliche Ansprache, denn in Newmarket und Cambridge, wie

auch an anderen Orten, hatte mir die Sonntagsschule viel Gelegenheit gegeben, das Evangelium zu verkündigen. Aber bis zu diesem ereignisreichen Sonntagabend hatte ich noch keine regulär anberaumte Predigt vor einer Versammlung, die sich zum Gottesdienst versammelt hatte, gehalten. Dies alles ereignete sich in einem kleinen Landhäuschen bei Teversham, wo sich eine kleine Schar einfacher Dorfbewohner traf. Die ganze Geschichte ist zwar nicht mehr neu, aber sie ist es doch wert, noch einmal erzählt zu werden.

In Cambridge gibt es eine Prediger-Vereinigung, die mit der Kirche in der St. Andrew-Straße verbunden ist. Früher einmal predigten in dieser Kirche Männer wie Robert Robinson und Robert Hall. Einige würdige Brüder verkündigen das Evangelium in den vielen Dörfern um Cambridge herum, eingeteilt nach einem Predigtplan. Zu meiner Zeit führte der ehrenwerte James Vinter den Vorsitz. Wir nannten ihn gewöhnlich »Bischof Vinter«. Seine herzliche Seele, sein warmes Herz und seine freundliche Art stärkten die Bruderschaft in der Liebe. Also war es auch eine wirklich brauchbare Truppe von eifrigen Arbeitern, die zu der Prediger-Vereinigung gehörten.

Eines Samstagmorgens, die Schule war gerade aus und die Jungen gingen nach Hause in ihren freien Nachmittag, kam der »Bischof« herein. Er bat mich, am nächsten Abend mit nach Teversham zu gehen, denn ein junger Mann, der das Predigen noch nicht gewohnt sei, würde dort predigen müssen, und er sei sicher froh über Gesellschaft. Hätte er mich gebeten, hinzugehen und zu predigen, hätte ich sicher mit einem eindeutigen »Nein« geantwortet. Aber einfach als Begleiter mit einem jungen Mann mitzugehen, der nicht gerne allein sein wollte, und der mich vielleicht bitten würde, ein Lied anzustimmen oder zu beten, das war keine schwierige Sache. Also stimmte ich der so verstandenen Bitte gerne zu. Nichts wußte der Knabe davon, was Jonathan und David taten, als er nach dem Pfeil lief. Genauso wenig wußte ich, als ich mich überreden ließ, einen jungen Mann nach Teversham zu begleiten.

Meine Sonntagsschule war vorüber, Tee hatte ich auch getrunken, und los ging es durch Barnwell hindurch und entlang der Newmarket-Straße, zusammen mit einem jungen Mann, der nur wenige Jahre älter war als ich. Wir sprachen über manche guten Dinge, und schließlich drückte ich meine Hoffnung aus, daß er die Gegenwart Gottes fühlen möge, wenn er predigte. Er schien überrascht und erklärte mir, daß er noch nie gepredigt habe und das sicher auch nicht könne. Vielmehr denke er, daß sein junger Freund, Herr Spurgeon, dies tun werde. So hatte ich die ganze Sache noch nicht gesehen. Ich konnte lediglich antworten, daß ich kein Prediger sei und daß – selbst wenn ich es wäre – ich völlig unvorbereitet sei. Mein Begleiter erwiderte, diesmal in noch bestimmte-

rem Ton, daß er jedenfalls nicht der Prediger sei, und er erklärte, daß er mir in jedem anderen Teil des Gottesdienstes gerne helfen werde, daß es aber keine Predigt gäbe, wenn ich sie nicht hielte. Dann sagte er, ich müsse einfach nur eine Sonntagsschul-Lektion wiederholen. Dies würde den einfachen Leuten wahrscheinlich mehr geben und für sie besser zugeschnitten sein als die gelehrte Predigt eines ausgebildeten Pastors. Ich fühlte, daß mir nichts anderes übrig blieb, als mein Bestes zu tun. Während ich still weiterging, erhob ich meine Seele zu Gott, und mir schien, ich könne ein paar einfachen Dorfbewohnern sicher etwas von der Größe und Liebe Jesu weitergeben, denn ich fühlte sie in meiner Seele. Ich betete um göttliche Hilfe, dann entschloß ich mich, den Versuch zu wagen. Mein Text sollte sein: »Für euch aber, die ihr glaubt, ist er köstlich.« Ich wollte dem Herrn vertrauen, daß er mir meinen Mund öffnete, wenn ich seinen lieben Sohn verherrlichen würde. Es schien mir ein großes Wagnis und eine ernste Prüfung zu sein, aber in der Abhängigkeit vom Heiligen Geist würde ich zumindest die Geschichte des Kreuzes erzählen. Ich würde es nicht zulassen, daß die Leute ohne ein Wort Gottes nach Hause gingen.

Wir kamen in den niedrigen Raum des strohgedeckten Landhauses, wo sich einige Bauern und ihre Frauen versammelt hatten. Wir sangen und beteten und lasen die Heilige Schrift. Dann kam meine erste Predigt. Wie lang oder wie kurz sie war, kann ich heute nicht mehr sagen. Obwohl es nicht halb so schlimm war, wie ich befürchtet hatte, war ich doch froh, als ich alles zu einem guten Ende gebracht hatte und das letzte Lied ansagen konnte. Zu meiner eigenen Freude hatte ich nicht abbrechen oder mitten in der Predigt aufhören müssen, auch waren mir nicht die Gedanken ausgegangen, und nun war der ersehnte Hafen da. Ich schloß ab und nahm das Liederbuch, aber zu meinem eigenen Erstaunen rief eine ältere Stimme:

»Gott segne dich, lieber Junge. Wie alt bist du?«

Ich antwortete sehr ernst: »Sie müssen bis nach dem Gottesdienst warten, bevor Sie solche Fragen stellen können. Laßt uns nun singen.«

Wir sangen, und der junge Prediger sprach den Segen; dann begann in diesem Raum ein Gespräch, das warm und freundlich geführt wurde und an dem jeder teilzunehmen schien.

»Wie alt bist du?« war die erste Frage, die gestellt wurde.

»Ich bin unter sechzig«, war meine Antwort.

»Jawohl, und auch unter sechzehn«, war die Erwiderung der alten Dame.

Ich versprach, wiederzukommen, falls die Herren in Cambridge mich dazu für geeignet hielten. Damals war meine Ehrfurcht vor »den Herren in Cambridge« sehr groß.

Gibt es nicht noch viele andere junge Männer, die in einer ebenso einfachen Art anfangen könnten, von Jesus zu reden? Junge Männer, die bisher so stumm wie Fische waren? Unsere Dörfer und Weiler sind hervorragende Gelegenheiten für jugendliche Redner. Keine einsame Häusergruppe sollte ohne Predigtraum bleiben, kein Weiler ohne seinen Gottesdienst. Dies ist die Lehre des strohgedeckten Landhauses in Teversham.

Man sollte dem Urteil von Männern und Frauen, die nahe bei Gott leben, viel Gewicht beimessen. In den meisten Fällen wird ihr Rat gut sein. Und doch ist er weder abschließend noch unfehlbar und muß abgeschätzt werden unter Berücksichtigung der Intelligenz und Frömmigkeit des Ratgebers. Sehr gut erinnere ich mich, wie mir einmal von einer christlichen Hausmutter, die sicher zu den besten Hausmüttern gehörte, die jemals gelebt haben, sehr ernstlich davon abgeraten wurde, zu predigen. Mit Aufrichtigkeit und Geduld bemühte ich mich, den Wert ihrer Meinung abzuschätzen, aber sie wurde aufgewogen durch das Urteil von Menschen mit größerer Erfahrung. Wenn ein Mann wirklich von Gott in den Dienst gerufen wird, kann er nicht mehr anders – er muß predigen. Wie Feuer in seinen Knochen, so wird dieser Drang sein, bis er durchbricht. Freunde mögen ihm abraten, Gegner ihn kritisieren oder verächtlich über ihn spötteln, dieser Mann ist unbezwingbar. Wenn er den Ruf des Himmels hat, dann muß er predigen. Die ganze Erde könnte ihn aufgeben – er würde den kahlen Gipfeln der Berge predigen. Wenn er den Ruf des Himmels hat, hätte aber keine Gemeinde, würde er den tosenden Wasserfällen und den stillen Bächen predigen. Er könnte nicht still sein. Er würde eine Stimme eines Predigers in der Wüste werden: »Bereitet den Weg des Herrn.« Wenn ein solcher Mann ausspricht, was ihm der Heilige Geist eingibt, dann wird er eine heilige Freude spüren, eine Freude, die der des Himmels verwandt ist. Und wenn es vorüber ist, wird er wünschen, wieder mit seinem Werk anfangen zu können. Ist nicht Gottes Wort ein Feuer, das in mir brennt? Muß ich es nicht aussprechen, wenn Gott es in mich hineingelegt hat?

Drei Jahre lang war ich ein Cambridge-Mann, auch wenn ich nie in der Universität war. Ich hätte keinen Abschluß dort machen können, weil ich ein Nonkonformist war. Außerdem war es für mich besser, unter meinem großartigen Lehrer und lieben Freund zu lernen und gleichzeitig selbst zu predigen: Früh morgens stand ich auf, betete und las die Bibel; dann lehrte ich entweder meine Schüler oder studierte selbst so viel ich konnte Theologie. Dann, um fünf Uhr nachmittags, wurde ich zum Reiseprediger und ging in die Dörfer in der Umgebung von Cambridge. Dort gab ich dann weiter, was ich gelernt hatte. Die Zeit der Stille, die ich auf meinen Wanderungen hatte, half mir dabei, das, was ich

gelesen hatte, zu verdauen. Indem ich dann durch die öffentliche Predigt das, was ich gelernt hatte, weitergab, prägte es sich meinem Gedächtnis ein.

Ich muß ein seltsam aussehender Jugendlicher gewesen sein, wenn es regnerisch war. Denn ich mußte drei, fünf, manchmal sogar acht Meilen zu Fuß laufen, um hinzukommen, und den gleichen Weg wieder zurück. Deshalb zog ich mir, wenn es regnete, wasserdichte Hosen an, darüber einen Regenmantel und schließlich einen Hut mit einer wasserdichten Oberfläche. Dazu trug ich eine schwarze Laterne, die mir den Weg durch die Felder ausleuchten sollte.

Ganz bestimmt habe ich durch diese frühen Dienste für meinen Herrn einen großen Nutzen gezogen. Wie oft hatte ich das Vorrecht, das Evangelium in einer Bauernküche, einem Landhäuschen oder in einer Scheune zu verkündigen! Vielleicht kamen viele Leute damals, weil ich noch ein so junger Kerl war. Auch fürchte ich, daß ich damals manche dummen Sachen gesagt und manchen Schnitzer gemacht habe, aber meine Zuhörer waren nicht überkritisch, und kein Reporter hing mir an den Fersen. So hatte ich eine fröhliche Ausbildung, in der ich durch die ständige Praxis jenes Maß an Schlagfertigkeit erhalten habe, das ich heute besitze.

Ich erlebte viele Abenteuer und machte in dieser Arbeit als reisender Prediger die unterschiedlichsten Erfahrungen.

An einen Sommerabend erinnere ich mich, an dem ich in einem Dorf in der Nähe von Waterbeach predigen sollte. Unterwegs wurde der Himmel dunkel, und ein starkes Gewitter entlud sich über mir. Einige Menschen haben Angst vor Gewittern, aber seit der Zeit, als ich anfing, an den Herrn Jesus zu glauben, habe ich mich nicht mehr gefürchtet, wie schlimm der Sturm auch war. Ich liebe es, die Stimme meines himmlischen Vaters im Sturm zu hören.

An diesem Abend freute ich mich an dem Gewitter. Aber als ich an einem Farmhaus vorbeiging, das nahe an der Straße lag, sah ich eine Frau, die wegen des Unwetters aufgeregt und irgendwie besorgt zu sein schien. Ich wollte nicht vorbeigehen und einen Mitmenschen mit seinen Sorgen allein lassen; so ging ich in das Haus, las ein paar Verse aus der Bibel, betete mit der Frau und tröstete sie dadurch. Dann ging ich weiter. Als ich in das Dorf kam, zog ich meinen Regenmantel aus, denn ich fürchtete, dessen glänzende Oberfläche könnte die ständigen Blitze reflektieren und dadurch Ängstliche erschrecken. Ich stellte fest, daß aufgrund des schlimmen Unwetters niemand erwartet hatte, daß ein Gottesdienst sein werde. So ging ich von Haus zu Haus und lud die Leute ein. Diese unübliche Methode, eine Versammlung zusammenzubringen, brachte viele Hörer in den Gottesdienst.

Manchmal, wenn ich so in einem niedrigen, überfüllten Raum in einer ländlichen Gegend predigte, habe ich bemerkt, wie die Kerzen anfangen, aus Mangel an Sauerstoff zu flackern – ein deutliches Anzeichen dafür, daß wir gerade dabei waren, uns selber umzubringen, indem wir eine Luft atmeten, aus der das lebenswichtige Element beinahe völlig verschwunden war. Ich fürchtete dann, daß die Lichter ganz ausgehen könnten, und habe lieber die ganze Versammlung früher als üblich entlassen.

Als junger Anfänger las ich in einem Lehrbuch für Homiletik, was alarmierend auf mich wirkte: »Wenn jemand Schwierigkeiten hat, einen Text zu wählen, der sollte sich besser gleich eine Stelle als Verkäufer oder in der Landwirtschaft suchen; er hat offensichtlich nicht die Voraussetzungen zum Pfarramt erhalten.«

Da gerade dies mein Kreuz und Elend war, stand ich vor der Frage, ob ich einen weltlichen Beruf aufnehmen und das Predigtamt aufgeben sollte. Doch ich tat es nicht, und ich bin heute noch überzeugt, daß ich trotz bleibender Unsicherheit bei der Wahl der Texte dem Ruf folgte, den Gott offensichtlich bestätigt hat. Die zitierte Bemerkung hatte mich so unsicher gemacht, daß ich meinen Großvater fragte, ob er in den fünfzig Jahren seines Pfarramtes jemals Mühe mit der Wahl eines Textes hatte. Er sagte mir offen, daß dies zu allen Zeiten sein größtes Problem sei, mit dem verglichen das Predigen selbst ihm kaum Mühe gemacht habe. »Die Schwierigkeit besteht ja nicht darin, daß es zu wenig gute Texte gäbe«, sagte er, »sondern zu viele, so daß die Wahl so schwerfällt.« Das ist ähnlich wie bei der Wahl von Blumen in einem blühenden Garten. So ist für mich die Wahl des Textes eine große Verlegenheit – »l'embarras de richesse«, wie die Franzosen sagen, die Verlegenheit des Reichtums. Ich bekenne, daß ich häufig Stunde um Stunde bete und auf ein Thema warte, und daß dies die meiste Zeit meiner Predigtvorbereitungen ausmacht.

Ich habe harte Arbeit in die Bearbeitung der Themen investiert, ich habe Lehraussagen eingearbeitet, ein Skelett aus Schriftstellen geschaffen und dann jeden Knochen in den Katakomben des Vergessens begraben, habe sie in die rauhe See hinausgetrieben, bis ich die roten Lichter sah und den ersehnten Hafen erreichte. Ich glaube, daß ich fast an allen Samstagen meines Lebens so viele Predigt-dispositionen ausarbeitete, daß ich einen Monat lang damit auskäme, wenn ich mich frei genug fühlte, sie auch zu predigen. Aber ich habe dann nicht den Mut, sie zu benutzen, wie ein ehrlicher Seefahrer, wenn er eine Ladung Schmuggelware ausladen soll.

Es waren immer die glücklichsten Tage, wenn mir mein Meister schon

am Morgen einen guten Text gab. Hatte ich zwei oder drei Predigten an einem Tag zu halten, bat ich ihn um das Morgenthema und predigte darüber. Und ich bat ihn um das Nachmittagsthema oder den Text für den Abend und predigte darüber, nachdem er mir zum Trost meiner eigenen Seele geworden war. Ich meditierte nicht berufsmäßig darüber, sondern indem ich den Text voll auf mich anwandte und mich daran erfreute. Diese einfache Speise ist dem Volk dann besser bekommen als die im Verlauf einer Woche vorgefertigte Predigt, denn sie kam warm aus dem Herzen, nachdem sie gerade erst in meiner eigenen Seele empfangen worden war. Und deshalb wird gut gesprochen, was gut gekannt, gut gekostet und als gut empfunden worden ist.

Manchmal kam ich auf sonderbare Weise zu meinem Text. Als ich in Cambridge wohnte, mußte ich gewöhnlich abends in einem Nachbardorf predigen, wohin ich zu Fuß ging. Obwohl ich den ganzen Tag gelesen und meditiert hatte, fand ich keinen brauchbaren Text. Es kam keine Erleuchtung, obwohl ich betete und in der Bibel von einem Vers zum andern ging; aber mein Verstand hielt bei keinem Text inne. Ich schlug, wie John Bunyan sagen würde, mit meinen Gedanken Purzelbäume. Ich ging dann ans Fenster und sah hinaus. Auf der anderen Seite der Straße fiel mir ein armer einzelner Kanarienvogel auf, über den ein Schwarm Spatzen hergefallen war, um ihn, wie es schien, in Stücke zu reißen. Da kam mir der Vers in den Sinn: »Mein Erbe ist wie der bunte Vogel, um den sich Vögel sammeln.« Ich machte mich mit der größten Ruhe auf den langen, einsamen Weg und dachte über diese Stelle nach und predigte über Außenseiter, die wir als »bunte Vögel« bezeichnen, und die Angriffe, die sie von ihren Feinden erleiden; ich predigte frei und leicht und, wie ich glaube, auch zum Trost meiner Hörer. Der Text wurde mir gesandt – nicht durch Raben, sondern diesmal durch Spatzen.

14. Der junge Seelengewinner in Waterbeach

Bist du schon einmal durch ein Dorf gegangen, das für seine Trunksucht und Gottlosigkeit bekannt ist? Hast du schon einmal arme, unglückselige Wesen gesehen, die einmal Menschen waren – wie sie gegen die Pfosten der Kneipe gelehnt standen oder durch die Straßen stolperten? Hast du schon einmal in die Häuser dieser Menschen geschaut und gesehen, was es für Räuberhöhlen sind, bei deren Anblick sich deine Seele sträubt? Hast du schon einmal die Armut, die Erniedrigung und das Elend ihrer Bewohner gesehen und darüber geseufzt?

»Ja«, sagst du, »das habe ich.« Aber hast du auch schon einmal das Vorrecht gehabt, nach einigen Jahren noch einmal durch dieses Dorf zu gehen, nachdem es vom Evangelium erreicht worden war?

Ich hatte dieses Vorrecht. Ich kannte einmal ein solches Dorf, wie ich es oben geschildert habe – vielleicht war es in mancherlei Hinsicht eins der schlimmsten Dörfer Englands, wo manch einer seinen illegal gebrauten Schnaps an einen Industriellen lieferte, ohne die Steuern dafür an den Staat zu zahlen, und wo – in Verbindung mit diesem Übel – alle Arten von Aufruhr und Schlechtigkeit grassierten.

In dieses Dorf ging ein junger Mann, der keine große Ausbildung hatte, aber der ernstlich die Seelen der Menschen dort suchte. Er begann dort zu predigen, und es gefiel Gott, diesen ganzen Ort auf den Kopf zu stellen. Innerhalb kurzer Zeit war die kleine, strohgedeckte Kapelle überfüllt, die größten Taugenichtse des Dorfes fingen an, über sich zu weinen, und jene, die bisher der Fluch der Ortsgemeinde gewesen waren, wurden jetzt für sie zum Segen. Wo es bisher Raub und Schurkereien im ganzen Ort gegeben hatte, verschwanden diese, weil die Menschen, die dieses Unheil anrichteten, nun selber in das Haus Gottes kamen und sich freuten, als sie hörten, daß Jesus für sie gekreuzigt worden ist. Ich übertreibe diese Geschichte nicht, auch spreche ich nicht von etwas, was ich selber nicht so genau kenne, denn ich war es, der die Freude hatte, in diesem Dorf arbeiten zu dürfen.

Es war eine herrliche Sache, durch die Straßen zu gehen, nachdem die Trunksucht fast völlig aufgehört hatte; als die Ausschweifungen bei den meisten zu Ende waren, als Männer und Frauen mit fröhlichen Herzen an ihre Arbeit gingen und Loblieder für den ewig lebendigen Gott sangen; als bei Sonnenaufgang der einfache Landarbeiter seine Kinder zusammenrief, ihnen etwas vorlas aus dem Buch der Wahrheit und sie dann gemeinsam ihre Knie beugten zum Gebet zu Gott. Ich kann es fröhlich und freudig sagen, daß man fast von einem Ende des Dorfes bis zum anderen, wenn es Abend geworden war, Lieder hören konnte, wie sie aus beinahe jeder Behausung erklangen und aus fast jedem Herzen zurückhallten. Zur Ehre Gottes bestätige ich, daß es dem Herrn gefiel, in unserer Mitte zu arbeiten. Er zeigte die Macht des Namens Jesu und machte mich zu einem Zeugen dieses Evangeliums, das Seelen gewinnen, widerspenstige Herzen zu sich ziehen und das Leben und Verhalten sündiger Männer und Frauen neu formen kann.

(Das Dorf, um das es hier geht, ist natürlich Waterbeach, wo Spurgeon zum ersten Mal im Oktober 1851 predigte. Der Text seiner *ersten* Predigt in Waterbeach war Matthäus 1,21. Diese Stelle lag auch seiner *letzten* Predigt, die er als Pastor dort gehalten hat, zugrunde, ebenso wie seiner *ersten Predigt als Pastor in der New Park Street*, auch wenn die Pre-

digst selber jedesmal anders war. Es ist großartig festzustellen, daß JESUS der Hauptgedanke seines Dienstes, sowohl in Waterbeach als auch in London war, und daß jede seiner vielen tausend Predigten in Übereinstimmung mit dieser ersten Predigt in Waterbeach steht.)

Die größte Freude hat ein Sterblicher, wenn er seinem Mitmenschen Gutes tut. Einen Menschen vom Tode zu erretten, schenkt uns fast den Himmel auf Erden. Es gibt Menschen, die stolz darauf sind, daß sie viele Seelen zur Verdammnis geschickt, viele ihrer Mitmenschen aus dieser Welt befördert haben. Immer wieder einmal trifft man einen Soldaten, der sich damit brüstet, daß er im Kampf viele Feinde getötet hat, daß sein schnelles und grausames Schwert das Herz unzähliger Gegner getroffen hat. Aber ich sehe dies nicht als etwas Herrliches an. Wenn ich auch nur denken müßte, einen einzigen Menschen zum Tode gebracht zu haben, könnte ich wohl kaum noch eine Nacht ruhig schlafen. Ich würde meinen, vom Geist dieses Ermordeten immerzu angestarrt zu werden. Ich würde ständig daran denken müssen, daß ich ihn erschlagen und seine Seele vielleicht ohne Buße und Reinigung in die Gegenwart ihres Schöpfers geschickt hätte. Ich finde es großartig, daß Männer sich dazu bereitfinden, Soldaten zu sein; ich sage nicht, daß das richtig oder falsch ist. Aber doch wundere ich mich, daß sie eine solche Einstellung haben können. Ich weiß nicht, wie sie es fertig bringen, nach dem Kampf das Blut von ihren Händen zu waschen, ihre Schwerter zu reinigen, sie wieder einzustecken, sich dann zum Schlaf niederlegen und schließlich auch noch ungestört träumen zu können. Wenn ich an ihrer Stelle wäre, würden mir die Tränen in der Nacht heiß und salzig über die Wangen rollen, und die Schreie der Sterbenden und die Wehrufe derjenigen, die in die Ewigkeit gehen, würden meine Ohren quälen. Ich kann es mir nicht vorstellen, wie andere das ertragen können. Für mich wären es die Pforten der Hölle, wenn ich wüßte, daß ich einen meiner Mitmenschen vernichtet hätte.

Aber was für ein Segen ist es, wenn man das Instrument für die Rettung von Menschen aus dem Tod ist! Jene Mönche vom St. Bernhard in der Schweiz müssen sicher große Freude spüren, wenn sie Menschen vor dem Tod retten. Aber trotzdem: der Leib, der heute vor dem Tod bewahrt wurde, kann schon morgen sterben; nicht aber die Seele eines Menschen, die vom Tod errettet worden ist. Sie ist für immer und ewig gerettet. Wenn also Freude ist in einem Menschen, der den Leib vom Tod bewahrt hat, wieviel mehr muß der gesegnet sein, der das Werkzeug in der Hand Gottes für die Rettung »einer Seele vor dem Tod« und die Vergebung einer Menge von Sünden ist!

Als ich in dieser kleinen, strohgedeckten Kapelle in Waterbeach zu predigen anfang, war es mein höchster Wunsch, daß Gott durch mich ir-

gendeine Seele rettete. Ich dachte: »Dieses Evangelium hat mich gerettet, aber da hat es jemand anderes gepredigt. Ob es wohl auch einen anderen Menschen rettet, nun, da ich es predige?«

Einige Sonntage vergingen, und immer wieder fragte ich die Diakone: »Wißt ihr von irgend jemand, der unter meinem Dienst den Herrn gefunden hat? Habt ihr von einem gehört, der durch meine Predigt zu Christus gefunden hat?«

Mein guter alter Freund und Diakon sagte: »Ich bin sicher, daß jemand den Herrn angenommen haben wird. Ich bin mir sicher!«

»Oh!« antwortete ich, »aber ich möchte es wissen, ich möchte es sicher wissen, daß es so ist.«

Wie jubelte mein Herz, als ich von meinem ersten Bekehrten Nachricht bekam! Niemals konnte ich mich zufrieden geben mit einer vollen Gemeindeversammlung oder den wohlwollenden Reaktionen meiner Freunde. Mich verlangte danach zu hören, daß Herzen aufgebrochen worden, daß Tränen aus den Augen der Überführten geflossen waren. Ich freute mich wie einer, der eine große Beute macht, als eines Sonntagnachmittags mein guter Diakon zu mir sagte: »Gott hat sein Siegel auf Ihren Dienst an diesem Ort gesetzt.« Hätte jemand gesagt: »Da hat einer zwanzigtausend Pfund für Sie hinterlassen« – ich hätte dafür nicht einmal mit dem Finger geschnippt, verglichen mit der Freude, die ich fühlte, als man mir sagte, daß Gott durch meinen Dienst eine Seele gerettet hatte!

»Wer ist es?«, wollte ich wissen.

»Es ist die Frau eines armen Arbeiters! Sie ging vor zwei oder drei Sonntagen betrübten Herzens, getroffen durch die Predigt, nach Hause und hatte seither große Sorgen um ihre Seele. Aber sie hat Frieden gefunden, und sie sagt, daß sie gerne mit Ihnen sprechen möchte.«

»Würden Sie mich bitte dorthin fahren? Ich muß nach ihr schauen.«

Am frühen Montagmorgen wurde ich in das Dorf gefahren, zu meinem ersten geistlichen Kind. Ich sehe noch die Kate vor mir, in der sie wohnte. Ich fühlte mich wie ein kleiner Junge, der sein erstes Taschengeld bekommen hat, oder wie ein Taucher, der eine seltene Perle hochbringt. Ich freue mich über jeden einzelnen, den Gott mir gegeben hat, aber über diese Frau freue ich mich noch immer am meisten. Ich habe viele geistliche Kinder, die aufgrund des gepredigten Wortes geboren wurden, aber ich denke, diese Frau wäre die beste von allen. Schließlich lebte sie nicht lang genug, daß ich große Fehler an ihr hätte finden können. Nach einem oder zwei Jahren ging sie heim, als erste einer großen Schar, die ihr folgten. Ich erinnere mich, wie sie in die Gemeinde aufgenommen wurde, wie sie starb und in den Himmel ging. Sie war für mich eine solche Kostbarkeit! Keine Mutter hätte über ihr Erstgeborenes

glücklicher sein können. Ich konnte in den Lobgesang der Maria einstimmen, denn meine Seele erhob den Herrn, der sich meiner Niedrigkeit erbarmt und mich gewürdigt hatte, etwas zu tun, wofür mich alle Geschlechter preisen würden – so bewertete und bewerte ich noch die Umkehr einer Seele. Ich gehe so weit und sage, daß die Errettung einer Seele vom Tode das größte Werk auf Erden ist. Ich möchte lieber die ärmste Frau der Welt zu den Füßen Jesu bringen als Erzbischof von Canterbury sein.

Ich erinnere mich an eine ältere Frau, die durch meinen jugendlichen Dienst Frieden mit Gott fand. Was sie über ihr unglückliches Leben ohne Gott erzählte und über die gottlose Erziehung ihrer Kinder, gebe ich hier wieder für alle jene Mütter, die zwar alles tun, um ihren Kindern das Leben zu erleichtern, an das zweite Leben jedoch nicht denken: »Ach«, sagte sie, »ich könnte jetzt wohl glücklich sein, wenn mich da nicht eine große Sorge niederdrückte. Ich bin so traurig über meine Kinder. Ich habe acht, und es war harte Arbeit, als Waschfrau und durch andere Dienste morgens, nachmittags und abends das tägliche Brot zu beschaffen. Ich habe sie ernährt und gekleidet, aber ich weiß nicht, wie. Ich habe mich für sie abgerackert. Ihren Körpern hat nichts gefehlt, aber ihre Seelen – ich habe an meine nicht gedacht und natürlich dachte ich nie an ihre. Zwei von ihnen starben. Ich darf nicht daran denken. Gott hat mir vergeben, aber ich kann meine Sünde gegenüber meinen armen Kindern nicht vergessen. Ich lehrte sie nichts, was ihnen hätte helfen können. Die andern leben, aber religiös ist keiner. Wie könnte das bei meinem Leben auch anders sein!«

In Waterbeach gab es eine Frau, die unter ihrer Nachbarschaft den Ruf hatte, ein richtiger Zankteufel zu sein. Man sagte mir, früher oder später würde auch ich eine Kostprobe ihrer Zungenfertigkeit bekommen. »Na gut«, antwortete ich, »aber dieses Spiel kann man auch zu zweit spielen.« Ich weiß nicht, ob ihr jemand diese Antwort zugetragen hat, jedenfalls stand sie eines Morgens, als ich an ihrem Hofstor vorbeiging, höchstpersönlich vor mir. Ich muß bekennen, daß ihre energische Art zu reden dem Ruf, der ihr vorausgegangen war, voll entsprach. Ein Billingsgater Fischweib wäre dagegen nichts gewesen. Ich überlegte, wie ich reagieren sollte, lächelte und sagte:

»Ja, vielen Dank. Mir geht es recht gut. Ich hoffe, Ihnen auch.« Und wieder kam ein neuer Ausbruch von Beschimpfungen, diesmal in noch höherem Tonfall, auf den ich, immer noch lächelnd, antwortete:

»Ja, es sieht tatsächlich so aus, als würde es bald regnen. Ich glaube, ich sehe besser zu, daß ich nach Hause komme.«

»Ach du meine Güte!«, stieß sie hervor, »der Mann ist ja stocktaub! Was für einen Sinn hat es also, auf ihn einzustürmen!«

Ich wünschte ihr einen guten Morgen und ging weiter. Ich weiß nicht, ob sie jemals in die Kapelle kam, um den »tauben« Prediger zu hören, der wußte, daß es sinnlos war, ihrem irren Gerede Gehör zu schenken.

Ein Mann hat mich manche bittere Träne gekostet. Als ich ihn kennenlernte, war er der Anführer von allem, was schlecht und böse war. Er war ein großer, gut gebauter, starker Mann, und zudem einer, der wahrscheinlich mehr Alkohol vertragen konnte als jeder andere im Umkreis von vielen Kilometern. Er fluchte und verwünschte und kannte keine Furcht; er war der Schrecken seiner Nachbarschaft. Es gab damals eine Reihe von Brandstiftungen in dieser Gegend, und die meisten Menschen machten ihn dafür verantwortlich. Manchmal war er zwei oder drei Wochen lang an einem Stück betrunken, dann raste und wütete er wie ein Wahnsinniger. Und dieser Mann kam, um mich zu hören. Ich erinnere mich noch an die Aufregung, die sein Erscheinen in der kleinen Kapelle verursachte. Er saß da und fing an, mich zu lieben. Ich glaube, daß das die einzige »Bekehrung« war, die er durchmachte, aber er behauptete, bekehrt zu sein. Er schien tatsächlich eine gründliche Umkehr durchgemacht zu haben, nach außen hin wurde er ein völlig anderer Mensch. Er gab sein Trinken und auch sein Fluchen auf und wurde in mancherlei Hinsicht ein vorbildhafter Mensch. Der ganze Gemeindebezirk war erstaunt darüber. Da saß der alte Tom und weinte, und das Gerücht ging um, er habe sich geändert. Er begann regelmäßig zum Gottesdienst zu kommen und war, nach dem, was man sehen konnte, ein anderer Mensch.

Nach einer Weile kam er sogar zu den Gebetsversammlungen. Er redete über das, was er erlebt, was er gefühlt und kennengelernt hatte. Ich hörte ihn beten. Es war eine rauhe, kantige Sprache, aber es lag sehr viel leidenschaftliche Ehrlichkeit darin, so daß ich ihn zu den Juwelen in der Krone des Erlösers zählte. Er hielt sechs, ja sogar neun Monate in unserer Mitte aus. Wenn es irgendeine harte Arbeit zu tun gab – er tat sie. Wenn irgendwo auf dem Land sechs oder sieben Meilen weit weg eine Sonntagsschule gehalten werden mußte, er ging hin. Um jeden Preis wollte er in dem Werk des Herrn nützlich sein. Wenn er dem geringsten Gemeindemitglied irgendwie helfen konnte, dann freute er sich mächtig. Doch schließlich wurden das Gelächter, der Hohn und der Spott seiner alten Kameraden zu viel für ihn – auch wenn er es am Anfang wie ein Mann ertrug. Er begann zu denken, daß er ein klein wenig zu fanatisch gewesen sei, ein wenig zu ernst. Er schlich sich heimlich in die Gottesdienste, anstatt frei und offen hineinzugehen. Nach und nach versäumte er immer häufiger die Wochenstunden, schließlich kam er auch nicht mehr am Sonntag. Obwohl er immer wieder ermahnt und zu-

rechtgewiesen wurde, kehrte er zu seinen alten Angewohnheiten zurück, und alle Gedanken an Gott oder ein göttliches Leben, die er jemals gehabt hatte, schienen für ihn gestorben zu sein. Er konnte wieder gotteslästerlich fluchen und gottlos handeln. Und er – von dem wir in unseren Gebetsversammlungen oft gerühmt und gesagt hatten: »Wie groß ist Gott durch diese Bekehrung verherrlicht! Was kann die Gnade Gottes nicht alles tun!« – er zog jetzt zu unserer aller Verwirrung wieder betrunken durch unsere Straßen. Damals wurde uns ins Gesicht geschleudert: »Das ist also einer von euch Christen, nicht wahr?« Nachdem ich aus dieser Gegend weggezogen war, habe ich noch einmal nach ihm gefragt. Aber ich konnte nichts Gutes über ihn hören. Er war schlimmer geworden als vorher, wenn das möglich war, und schien völlig unerreichbar.

Unter den ersten Zuhörern in Waterbeach war eine gute alte Frau, die ich »Frau Großfurcht« nannte. Ich bin mir ziemlich sicher, daß sie nun schon viele Jahre im Himmel ist, aber sie fürchtete sich immer, sie werde niemals die Tore der Herrlichkeit durchschreiten dürfen. Sie kam regelmäßig zu den Gottesdiensten und war ein wundervoller Zuhörer. Sie nahm das Evangelium begierig auf, aber doch war sie immer am Zweifeln und in Furcht. Sie zitterte, wenn sie an ihren eigenen geistlichen Zustand dachte, war besorgt und ängstlich, obwohl sie, wie ich glaube, schon mindestens fünfzig Jahre lang an Christus gläubig war. Sie war eine liebe, alte Seele, immer bereit, ihren Nachbarn zu helfen und mit einem Unbekehrten zu sprechen. Sie hatte Glauben für zwei, aber ihrer eigenen Meinung nach hatte sie nicht einmal halb so viel, wie für einen nötig wäre.

Eines Tages, als ich mit ihr unterwegs war, sagte sie mir, daß sie keinerlei Hoffnung habe. Sie habe keinen Glauben. Sie meinte, sie sei ein Heuchler.

»Dann kommen Sie auch bitte nicht mehr zur Kapelle, wir wollen dort keine Heuchler haben. Warum gehen Sie dorthin?«

»Ich komme, weil ich nicht anders kann. Ich liebe das Volk Gottes, ich liebe das Haus Gottes, und ich liebe es, Gott zu dienen und zu loben.«

»Nun gut«, sagte ich, »dann sind Sie aber eine seltsame Sorte von Heuchler. Sie sind eine wunderliche Art von unbekehrter Frau.«

»Sagen Sie, was Sie wollen«, warf sie ein, »ich habe keinerlei Hoffnung, gerettet zu werden.«

»Dann werde ich Sie am nächsten Sonntag nach vorne auf die Kanzel bitten, damit Sie den Leuten sagen können, daß Jesus Christus ein Lügner ist und daß Sie ihm nicht vertrauen können.«

»Oh«, rief sie da, »ich möchte lieber in Stücke gerissen werden, als so etwas zu sagen. Er kann doch nicht lügen! Jedes Wort ist wahr!«

»Warum glauben Sie ihm dann nicht?«

»Ich glaube ihm ja, aber irgendwie glaube ich es nicht für mich. Ich fürchte, daß es nicht für mich gilt.«

»Haben Sie keinerlei Hoffnung mehr?«

»Nein«, antwortete sie.

So nahm ich meinen Geldbeutel aus der Tasche und sagte zu ihr: »Hier habe ich fünf Pfund. Mehr Geld habe ich nicht, aber ich will Ihnen diese fünf Pfund geben für den Rest an Hoffnung, den Sie noch haben, wenn Sie ihn mir verkaufen wollen.«

Sie sah mich an und wußte nicht so recht, was ich meinte. »Warum sollte ich das tun? Ich würde die Hoffnung nicht für tausend Welten verkaufen.«

Gerade eben hatte sie mir gesagt, sie habe keine Hoffnung auf die Erlösung mehr, und doch wollte sie ihre Hoffnung nicht einmal für tausend Welten verkaufen!

Ich denke, wenn ich in den Himmel komme, wird diese gute alte Seele zu mir sagen: »Oh, wie dumm war ich, als ich dort unten in Waterbeach lebte! Den ganzen Weg in die Herrlichkeit ging ich traurig, und ich hätte doch genauso gut singend gehen können. Ich war immer besorgt und ängstlich, aber mein lieber Herr hat mich in seiner Gnade gehalten und mich sicher hierher gebracht.«

Sie starb sehr sanft. Unser Herr macht es oft sanft und friedevoll, oder sogar fröhlich und triumphal für seine Ängstlichen, wenn die Zeit der Trennung kommt. Einige seiner größten Heiligen legt er in der Finsternis zu Bett und sie wachen auf in dem ewigen Licht. Aber manchmal hält er auch die Kerze, damit sie für Herrn Kleinglaube, Herrn Geisteschwäche, Herrn Verzagtheit und Frau Großfurcht leuchte. Sie gehen im Licht schlafen, und sie wachen auf in dem Land, wo die ganze Herrlichkeit für immer und ewig das Lamm ist.

Der verhinderte College-Besuch

Bald nachdem ich in Waterbeach das Wort zu predigen begonnen hatte, wurde ich ernstlich aufgefordert, in das Baptist College in Stepney einzutreten, um mich besser für den Dienst vorzubereiten. Wissend, daß eine solide Ausbildung niemals ein Hindernis ist und häufig sehr nützlich, war ich geneigt, die Gelegenheit zu ergreifen. Obwohl ich hoffte, auch ohne Collegeausbildung nützlich zu sein, stimmte ich aber der Meinung von Freunden zu, daß ich mit ihr noch nützlicher sein könne. Dr. Angus, der Studienleiter des Colleges, besuchte Cambridge, und es wurde vereinbart, daß wir im Haus von Mr. Macmillan zusammentreffen sollten . . .

(Die folgenden Briefe schildern den weiteren Verlauf in dieser Frage.)

»Mein lieber Vater!

Cambridge, 24. Februar 1852

Mr. Angus, Tutor am Stepney College, predigte bei uns am Sonntag, den 1. Februar. Da ich an meinem eigenen Ort war, hatte ich keine Gelegenheit, ihn zu treffen, und war dann am Montag sehr überrascht zu hören, daß er mich zu treffen wünschte. Ich versichere Dir, ich habe mich weder ihm noch jemand anderem gegenüber in Erwähnung gebracht. So war ich völlig überrascht. Ich vermute, daß die Diakone unserer Gemeinde, die von dem gehört hatten, was ich in Waterbeach tue, es für recht hielten, mich ihm gegenüber zu erwähnen.

Ich ging also dahin, wo er mich treffen wollte, aber auf sehr eigenartige Weise verpaßten wir einander. Er wartete im Wohnzimmer, ich wurde in den Salon gebeten, und das Dienstmädchen vergaß, ihm Bescheid zu sagen. Da er nach London mußte und nicht warten konnte, schrieb er beigefügten Brief.

Ich habe so lange gewartet, weil ich (1) etwas mehr haben wollte, was ich Dir schreiben könnte; (2) nicht den Eindruck erwecken will, daß ich auf Deine Kosten zum College gehen möchte. Ich möchte erst gehen, wenn ich selbst bezahlen kann oder wenn Freunde anbieten, mich zu unterstützen, denn ich möchte Dir keine Last sein. Fast alle Freunde sagen, daß ich aufs College gehen sollte. Mir liegt nicht viel daran, genaugenommen gar nichts. Trotzdem habe ich es zu einem Gebetsanliegen gemacht und ich vertraue darauf, daß Gott mich führen wird.

Natürlich hast Du hier auf Erden über mich zu bestimmen und mich zu führen. Aber sicher darf ich Dir meine Meinung zu der Sache darstellen, nicht, weil sie maßgebend sein soll, sondern nur, damit Du erkennst, wozu ich zur Zeit neige. Ich denke, daß ich (bei aller Hochachtung vor Dir) besser nicht aufs College gehe, zumindest *noch nicht*, denn:

1. Die Vorteile, die ein solches Studium bringt, kann ich besser ausnutzen, wenn ich schon ein Stück weiter bin. Wenn ich mehr weiß, kann ich mehr lernen.

2. Die Vorsehung hat mich an einen Platz gestellt, an dem ich einen guten Dienst tue – Gottesdienstbesuch von oft 450, eine liebende und betende Gemeinde, eine erweckte Zuhörerschaft. Viele bezeugen schon, daß das Predigen mit Kraft aus der Höhe geschah. Sollte ich sie jetzt verlassen?

3. In einigen Jahren, hoffe ich, wird es mir finanziell so gut gehen, daß ich Dir keine oder nur geringe Unkosten verursache. Ich möchte nicht, daß Du Dir meiner wegen eine Last auflegst. Ich möchte so weit wie möglich selbst für mich sorgen. Ich weiß, daß Du diese Einstellung zu schätzen weißt.

4. Ich bin nicht ungebildet, und ich habe viele Gelegenheiten, dazuzulernen. Ich brauche nur mehr Zeit dafür. Aber Mr. Leeding würde auch bereit sein, mir die Zeit einzuräumen.* Ich habe jede Menge Praxis, und lernen wir nicht Predigen durchs Predigen? Du kennst meinen Stil, ich denke, der paßt schlecht ins College. So schlecht ist er aber auch nicht, Gott hat ihn gesegnet, und ich glaube, er wird es noch mehr tun. Was ich Rechtes tue, tut Er in mir, Sein ist die Kraft. Ich bin gut versorgt, sicher so gut wie irgendwer in meinem Alter; und ich bin sicher bestimmt so glücklich. Wenn ich in Not wäre, würden die Leute auch in der Lage sein, mehr für mich zu geben. Soll ich es da riskieren und der Vorsehung vertrauen, daß ich eine andere Stelle finde, sobald ich das College verlassen habe?

5. Nein, ich habe genug gesagt – Du mußt entscheiden, nicht ich. Ich überlasse es Gott und Dir, aber trotzdem würde ich es gerne haben, wenn Du so entscheidest. Natürlich habe ich einen Willen, das weißt Du ja, aber ich sage: »Nicht mein Wille, sondern Deiner und Gottes Wille.«

Den Brief habe ich gerade beantwortet in dem Sinne, daß ich erst meine Freunde um Rat fragen müsse. Ich meine, falls Du es auch so siehst, daß ich auch Mr. Angus so viel wie nötig von meiner jetzigen Einstellung wissen lassen sollte, so daß er mir ggf. in der Zukunft auch günstig gesonnen ist . . .

Entschuldige mein Gekritzel, aber ich bin wirklich voll beschäftigt. Als ich gestern abend schreiben wollte, wurde ich zu einem Sterbenden gerufen, und da konnte ich ja nicht ablehnen. Die Leute in W. würden nicht einmal eine Andeutung hören wollen, daß ich sie verlassen könnte. Ich weiß nicht, warum sie mich lieben. Es ist wohl vom Herrn.

Grüß bitte die liebe Mutter, Archer und die Schwestern. Wenn Du meinst, ein Brief von mir würde gut tun, gib mir nur einen Wink, dann schreib ich sofort. Möge Gott mich überall vor allem Übel bewahren; Gott sei bei Euch und bleibe bei Euch ewiglich.

In herzlicher Liebe bin ich, lieber Vater,

Dein Dich liebender Sohn, Charles.«

In einem Brief C. H. Spurgeons an seinen Vater vom 9. März 1852 heißt es:

* Spurgeons Lerneifer ist im Blick auf seine spätere Bedeutung nicht zu unterschätzen. Sein Bruder berichtet: »Er tat nie etwas anderes als lernen. Ich hielt Kaninchen, Hühner, Schweine und ein Pferd – er hielt sich an Bücher. Während ich mich hier und da beschäftigte und alles anpackte, was Jungen so interessiert, kümmerte er sich nur um Bücher, und nichts konnte ihn abhalten, zu lesen und zu lernen. Aber obwohl er sich um sonst nichts kümmerte, kannte er doch alles, denn er las über alles und sein Gedächtnis war so zäh wie ein Laster und geräumig wie eine Scheune . . .«

»Ich habe schon immer eine Aversion gegen Colleges gehabt, nur das Gefühl, daß ich nicht nur mit mir selbst zu Rate gehen soll, sondern mit Jesus, hat mich daran denken lassen. Meinen Freunden in Cambridge erscheint es als meine Pflicht, bei meinen lieben Leuten in Waterbeach zu bleiben. Das sagt einstimmig die Gemeinde dort, und auch drei unserer Diakone in Cambridge.«

Der Diakon King schrieb an C. H. Spurgeons Vater:

»Lieber Herr!

Waterbeach, 20. März 1852

Da wir – mit tiefem Bedauern – gehört haben, daß Sie beabsichtigen, Ihren Sohn zum Stepney College zu schicken, schreibe ich Ihnen, daß ich denke, wenn Sie die genaueren Umstände seines Dienstes hier in Waterbeach kennten, diesen Plan zurückstellen würden, zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt.

Erlauben Sie mir zu berichten, daß der Gottesdienst, seit er nach Waterbeach kommt, viel stärker besucht ist, die Seitenschiffe und die Sakristei sind oft besetzt und viele gehen weg, weil sie keinen Platz finden. Es gibt auch einige Fälle, wo er gebraucht wurde, um die Gleichgültigen zu erwecken. Und wenn wir ihn auch erst seit fünf Monaten kennen, so sind wir ihm doch so eng verbunden, als wären die Monate Jahre gewesen, und wenn er uns jetzt verlassen sollte, so wäre das für alle Anlaß zu *Klage, Trauer und Herzeleid*. Hinzu kommt ja noch, daß er gar nicht zum College möchte, im Gegenteil. Und seine Freunde in Cambridge, die erst empfahlen, daß er das College besuchte, zögern jetzt und neigen dazu, ihre Meinung zu ändern. Wenn Sie, werter Herr, herüber kämen, würden Sie feststellen, daß ich nicht übertrieben habe, vielleicht müßten Sie sogar ausrufen: »Nicht die Hälfte hat man mir gesagt!« Mögen wir von Gott gelenkt werden, so zu handeln, daß der Ruhm unseres Erlösers am besten ausgebreitet werde, so den Menschen um uns zum Nutzen. Das ist unser ernstes Gebet.

Ergebenst Ihr

C. King, im Auftrag der Gemeinde.

P. S. – Unsere Freunde möchten sehr dringend, daß Mr. S. uns noch wenigstens ein Jahr diene. Ihre Zustimmung dazu würde Anlaß zu tiefem Dank gegen Gott geben, und wir hoffen, daß sie viele von uns zu dauerndem Nutzen gereichen wird. Für eine entsprechende Nachricht wären wir sehr dankbar.«

»Mein lieber Vater!

6. April 1852

Es tut mir leid, wenn etwas in meinem letzten Brief Dich traurig gemacht haben könnte. Es war nichts, was Du *gesagt* hattest, das Deinen

Brief zu einem traurigen machte, es war nur der Gedanke, ich müsse meine Leute in Beach verlassen. Ich danke Dir sehr für Dein freundliches Angebot und auch für Deine Zusicherung, daß ich volle Freiheit hätte, so zu handeln, wie ich denke, daß es der Wille Gottes ist. Natürlich habe ich mir nie vorgestellt, daß Du mich zwingen würdest – ich hatte Schwierigkeiten mich auszudrücken, das veranlaßte den Mißgriff – und wenn ich irgend etwas gesagt habe, was auch nur den Schatten von etwas Falschem an sich hatte, so bitte ich von ganzem Herzen um Vergebung. Genauso, falls ich unrecht gedacht haben sollte. Ich wollte mich nur als treuer Sohn gegenüber einem liebevollen Vater verhalten, und wenn ich das nicht schaffe, so bin ich sicher, werdet Du und die liebe Mutter das nicht mangelnder Liebe zuschreiben, sondern meiner Schwachheit.

Was meine Entscheidung angeht: Ich habe im letzten Brief so viel dazu geschrieben, daß mehr nicht nötig ist. Ich meine wirklich, daß es meine Pflicht ist, an meinem jetzigen Platz zu bleiben, zumindest für eine kurze Zeit. Man versicherte mir, daß in Waterbeach noch nie so viele Tränen vergossen worden seien wie an dem Tag, als ich andeutete, daß ich vielleicht weggehen würde. Noch stärkere Beweise ihrer Zuneigung, als ich erhielt, konnten sie mir nicht geben. Von allen stieg ein Gebet auf: »Herr, halt ihn hier!« Mr. King versicherte mir, daß die Leute Prediger hatten, mit denen die einen sehr zufrieden waren, die aber auch Gegner hatten; aber jetzt, obwohl er einen guten Überblick hat, hat er niemand gehört, der gegen mich wäre. Der Herr hat mich bei den Leuten beliebt gemacht, und ich bin so jung, daß sie über viele Fehler hinwegsehen. Ich glaube, das spielt in der Sache eine wichtige Rolle. Am schlimmsten ist, daß ich an einem gefährlichen Ort bin – der Gipfel ist nicht so sicher wie das ruhige Tal. Ich weiß, daß Du dafür betest, daß ich demütig bleibe, und das tue ich auch. Wenn die Wolken vorbeiziehen, ohne daß es regnet, wie traurig bin ich dann! Angesichts der vielen Schwierigkeiten beim Predigen ist mir die Lehre von der Erwählung ein großer Trost. Ich wünsche so sehr, daß Menschen gerettet werden, und es ist mein Trost, daß nach Gottes unwandelbarer Entscheidung eine unzählbare große Schar zum ewigen Leben bestimmt ist. So können wir nicht vergebens arbeiten, einige müssen wir gewinnen. Der Bund garantiert das.

Ich würde mich immer über einige Deiner Predigtentwürfe freuen. Obwohl ich nicht möchte, daß sie mich faul machen, geben sie doch Hinweise, wenn mir ein Abschnitt nicht sofort klar wird. Es würde für Dich zu viel Mühe machen, sie zu schreiben, aber Archer würde sie sicher für mich abschreiben . . . Was das Geld angeht, so habe ich in der letzten Zeit sehr viele Bücher gekauft, sie sind für meine Arbeit einfach nötig, und Du weißt ja, daß Mr. L. von der Sorte Bücher, die ich brauche,

nur wenige hat. Trotzdem rechne ich damit, daß ich im Sommer durch Gottes Segen 15 £ oder mehr haben werde. Ich denke (natürlich, wenn Gott mich segnet), ich werde fähig sein, genug zu sparen, um das College selbst zu bezahlen, und wenn nicht, falls ich gehen soll (was, wie Du sagst, nicht so sicher ist), dann würden Freunde in Cambridge mir helfen, falls ich es nicht schaffe. Hat . . . den eindeutigen Schritt getan und sich der Gemeinde angeschlossen? Falls nicht, sag ihr, ich *schäme mich, daß sie sich schämt, ihren Herrn zu bekennen*. Vergeßt nicht, ernstlich für mich zu beten . . . Viele herzliche Grüße an meine liebe Mutter. Ich bin sicher, daß sie allen Müttern in der Welt erzählen kann, daß die Gebete der Eltern nicht vergessen werden. Ich glaube wohl, daß Gott die Schlechtesten zuerst rettet. Wenn du das nicht glaubst, ich doch. Ich glaube, ich habe Euch mehr Mühe gemacht als die anderen, aber es war nicht so gemeint, und ich glaube, daß ich Euch auch Freude gemacht habe, und ich hoffe, daß die Mühe zwar nicht zurückgezahlt, aber doch ausgeglichen wird durch Trost, weil ich in der Wahrheit wandle. Grüßt Emily von mir . . . Die Kleinen werden sicher groß. Grüß sie, ich hoffe, daß sie Gottes Töchter werden.

Ich verbleibe

Euer Euch liebender Sohn Charles.»

Teil eines nicht datierten Briefes C. H. Spurgeons an seine Mutter. Der erste Teil fehlt:

»Zur Zeit brauche ich Deine Gebete doppelt. Ich weiß, daß Du für mich beten wirst, und ich glaube, daß ich den Segen Deiner Gebete schon mehr als einmal gefühlt habe. Der Herr suche Euch beide gnädig heim und trage Euch auf Seinen ewigen Armen! Mühe habt Ihr genug gehabt, aber ich glaube, daß die Tröstungen Euch auch in Trübsalen freudig erhalten haben; niedergedrückt, aber nicht verzweifelt.

Ich muß es sagen: Gelobt sei der Herr, daß er mich zu seinem Sohn gemacht hat in seiner souveränen Gnade. Kein gutes Ding ist fehlgeschlagen. Ich fühlte die Verderbtheit aufsteigen, und der alte Mensch ist stark – aber die Gnade greift immer im kritischen Augenblick ein und rettet mich vor mir selbst. Der Herr halte mich! Ich habe keine Hoffnung, gut zu leben, es sei denn durch Seine Kraft. Ich weiß, daß Sein allmächtiger Arm völlig ausreichend ist. Laß alle für mich beten. Gebet ist kostbarer als Gold, es macht mich reich. Heb Deine Arme auf wie Mose. In mir und außerhalb meiner tobt eine schwere Schlacht. Jesus bittet für mich. Was für ein kostbarer Gedanke für jemanden, der genau so einen Fürbitter braucht. Jehova – Jesus, unser Schild, ist nahe. Eine immer gegenwärtige Hilfe in der Not, ganz nahe. Wir leben in Ihm, Er ist um uns herum. Wer wird Seine Lieblinge vernichten? Einmal habe ich über Johannes 15,9 gepredigt: »Gleichwie mich mein Vater liebet, also liebe ich euch

auch; bleibet in meiner Liebe! Das heißt: (1) *Liebe ohne Anfang*. Gott hat nie angefangen, Jesus zu lieben. (2) *Liebe ohne Grenze*. Gott liebt Jesus mit grenzenloser Liebe. (3) *Liebe ohne Veränderung*. Gott liebt Jesus immer gleich. (4) *Liebe ohne Ende*. Wann wird Gott aufhören, Jesus zu lieben? Genauso liebt Jesus dich und mich.

Dem schwächsten Heiligen wird der Lohn,
ob Tod und Hölle mächtig drohn.

Wie geht's den Geschwistern im Herrn? Grüß Mr. Langford, sag ihm, ich hätte gerne einen besonderen Platz in seinen Gebeten. Ich möchte mich als »weniger als nichts« fühlen, aber das ist nicht leicht. Sag Vater Dankeschön für seinen Brief; möge der Herr der Heerscharen seine Arbeit reichlich segnen! Dir wünsche ich alles Liebe und Gute. Ich hoffe, daß es Deinen Händen besser geht. Küß die Kleinen, grüße sie lieb von mir. Daß sie von Jesus lernen! Ich freue mich, daß Archer so gute Fortschritte macht. Mögen Deine zehntausend Gebete für uns von dem gehört werden, der Gebet erhört! Ich hoffe, Emily geht es besser; bitte sie darüber nachzudenken, ob sie Jesus von ganzem Herzen liebt.

Ich möchte gerne wissen, wo Tante lebt. Ich habe mehrfach gefragt, aber es noch nicht erfahren. Ich erwarte nicht viele Briefe von Zuhause. Vater ist so beschäftigt, daß ich erstaunt bin, so viel Post von ihm zu bekommen. Wenn Du etwas wissen möchtest, was ich nicht klar genug geschrieben habe, schreib nur und frage nach. Nichts soll Dir verborgen sein. Ich hoffe immer das zu tun, womit du auch einverstanden bist.

Noch einmal liebe Grüße an alle

von Deinem Dich liebenden Sohn Charles.«

Auszug aus einem Brief von C. H. Spurgeon an seine Mutter, November 1852:

»Ich freue mich immer mehr, daß ich nicht aufs College gegangen bin. Gott schickt mir soviel Sonnenschein auf meinen Weg, solch ein Lächeln der Gnade, daß ich es nicht bedauern kann, alle meine Chancen fürs College verpaßt zu haben. Ich bin mir bewußt, daß ich Gott und Seine Sache nicht genug geliebt habe, aber *ich will lieber schwach in Seinem Dienst sein als stark in meinem eigenen*. Meine Gemeinde ist so groß und liebevoll wie immer. Seitdem ich in Waterbeach bin, war jeden Sonntag ein anderes Haus mein Heim. Bei 52 Familien war ich so zu Gast, und sechs Einladungen konnte ich noch nicht annehmen. Sag nicht, die Leute sorgen nicht für mich, weil sie so wenig zahlen! Ich wage es jedem unter dem Himmel zu sagen: Das stimmt nicht! Sie tun alles, was sie können. Wir hatten ein eindrucksvolles Jahresfest. Sechs wurden getauft. Jede Menge Menschen am Fluß. Die Kapelle war dann brechend voll, so wohl zum Tee als auch zur Predigt.«

15. Erinnerungen als Dorfpfarrer

Als ich in Waterbeach Pastor wurde, konnten die Leute aus der Gemeinde sehr wenig für meine finanzielle Unterstützung tun. Folglich war ich gleichzeitig Hilfslehrer an einer Schule in Cambridge. Nach einer Zeit aber mußte ich diese Zweitbeschäftigung aufgeben und war nun völlig von der Großzügigkeit der Gemeindeglieder abhängig. Sie gaben mir ein Gehalt von 45 Pfund pro Jahr, aber da ich für die zwei Zimmer, in denen ich wohnte, pro Woche 12 Schilling zu bezahlen hatte, reichte dieses Gehalt nicht aus. Nun hatten die Leute zwar kein Geld, aber sie hatten Erzeugnisse. Ich glaube, daß in dieser Zeit kein Schwein von einem aus der Gemeinde geschlachtet wurde, von dem ich nicht einen gewissen Teil erhalten hätte. Der eine oder andere von ihnen brachte mir, wenn er zum Markttag nach Waterbeach kam, Brot, so daß ich genug Fleisch und Brot hatte, und oft sogar meine Miete damit bezahlte.

Einen alten Mann gab es in Waterbeach, der ein großer Geizhals war. Als ich später, nachdem ich nach London gegangen war, einmal wieder zu Besuch zurück kam, hörte ich, daß er in seiner letzten Krankheit sein Bett im Wohnzimmer im unteren Stockwerk des Hauses hatte einrichten lassen und Anweisung gegeben hatte, daß sein Grab direkt vor dem Fenster ausgehoben werden sollte, um die Kosten für seine Beerdigung so niedrig wie möglich zu halten. Einer seiner Freunde, der über ihn sprach, sagte: »Es ist kein einziger Fall bekannt, wo er jemand etwas geschenkt hätte.«

»Nun«, antwortete ich, »ich weiß es besser, denn an einem Sonntagnachmittag schenkte er mir drei halbe Kronen, und da ich mir einen neuen Hut kaufen wollte, reichte das Geld gerade aus.«

»Nun gut«, erwiderte der Freund, »aber ich bin mir ziemlich sicher, daß er sich eine solche außergewöhnliche Freigebigkeit niemals verziehen hat und seine drei halben Kronen gerne wieder zurückgeholt hätte.«

Er hatte noch nicht die ganze Geschichte gehört. »Am nächsten Sonntag kam der alte Mann wieder zu mir und bat mich, für ihn zu beten, damit er von der Sünde der Habsucht erlöst würde, denn«, so sagte er, »der Herr hat mir gesagt, ich solle Ihnen vier halbe Kronen geben, aber ich habe eine davon zurückbehalten und konnte seither keine Nacht mehr Ruhe finden, weil ich immer daran denken mußte.«

Ich habe im Verlauf meines Lebens viel Negatives über die Gemeindeglieder gehört und gelesen. Viele meiner Amtsbrüder schelten sie; andere zittern, wenn nur ihr Name genannt wird; wieder andere wetzen ihre Klingen, als wären die Diakone die Drachen im Pastorenleben. Ich hatte nie Ursache, irgend etwas Negatives über sie zu sagen. Meine Beobachtungen bestätigen mir, daß unter den Diakonen genauso viele gu-

te Männer sind wie unter den Pastoren. Man findet die Guten und die Schlechten im Pastorat in etwa dem gleichen Verhältnis wie bei den Diakonen, edle hier wie dort und ebenso ungebildete, schrullige. Die Diakone meiner ersten Pastorenstelle gehörten nach meiner Einschätzung zu den besten der ganzen Welt. Ich habe an ihnen viel Freude gehabt. Sie waren hart arbeitende Männer während der Woche, und doch war ihnen am Sonntag für ihren Herrn nichts zu viel.

Einer dieser wertvollen Brüder, ein lieber alter Christ, sagte mir eines Tages, als ich bei ihm zum Essen eingeladen war: »Ich wünschte, Sie würden diese *Einladungs-Predigten* nicht halten. Sie sind zu allgemein in Ihren Aufforderungen. Sie bestürmen die Leute zu sehr, zu Christus zu kommen. Ich bin nicht für so etwas. Denn es stimmt einfach nicht überein mit meinem Glauben.«

»Nun«, antwortete ich, »was sollte ich denn Ihrer Meinung nach predigen?«

Er sagte: »Obwohl ich solche Predigten nicht mag, ist es doch offensichtlich so, daß der Herr sie mag, denn mein Schwiegersohn ist unter einer solchen Predigt zu Gott umgekehrt, und als ich am darauffolgenden Sonntag voller Ärger nach Hause kam, weil Sie so sehr von Fuller beeinflusst sind, da saß da meine Tochter und weinte sich das Herz aus dem Leib. Also«, fügte er hinzu, »nehmen Sie keine Rücksicht auf so einen alten Mann wie mich. So lange Gott Sie segnet, machen Sie weiter in Ihrer Art.«

Ich fragte: »Aber meinen Sie nicht auch, lieber Bruder, daß, wenn Gott diese Art des Predigens bestätigt, auch Sie sie mögen sollten?«

»Vielleicht sollte ich, aber ich bin ein alter Mann und bin in diesen Ansichten erzogen worden. Ich fürchte, daß ich da nicht mehr heraus kann. Aber nehmen Sie auch nicht die geringste Notiz von dem, was ich sage.«

Genau das hatte ich mir vorgenommen, und so waren wir schließlich wieder einer Meinung.

Einer meiner Diakone in Waterbeach hieß King. Er war ein sehr methodischer Mann und hielt die Kassenbücher und die anderen Unterlagen der Gemeinde in bewundernswerter Ordnung. Er war ein ruhiger, nachdenklicher, gerechter Bruder, aber mit einer großen Portion Eifer und Wärme. Seine Frau war für ihn die ideale Partnerin, und so gab es in dem ganzen Dorf kein Paar, das ihnen an Güte und Weisheit überlegen war. Einmal gab mir King in seiner rücksichtsvollen Art einen freundlichen Hinweis. Er sagte mir nicht, daß ich auf der Kanzel behutsamer reden sollte; sondern als ich eines Montagmorgens sein Haus verließ, fand ich in meiner Bibel eine Stecknadel, die durch Titus 2,8 gesteckt war: »... mit gesundem und untadeligem Wort, auf daß der Widersacher be-

schämt werde und nichts habe, daß er von uns Böses sagen möge.« Nichts hätte feinfühlicher sein können. Die weise Zurechtweisung war wirklich verdient und wurde gerne angenommen. Sie war so geschickt ausgeteilt worden, daß ihr Wert dadurch unendlich gesteigert wurde. Herr King war für mich wie auch für die Gemeinde in Waterbeach der Diakon aller Diakone.

Ein Mann ging eine Zeitlang gelegentlich mit mir in die Dörfer, in denen ich zu predigen hatte. Ich freute mich über seine Gesellschaft, bis ich herausfand, wie er lebte, und jetzt schüttelte ich ihn ab. Vermutlich hängte er sich daraufhin an einen anderen, denn er mußte jeden Abend unterwegs sein. Er hatte viele Kinder, die zu gottlosen Männern und Frauen heranwuchsen, und der Grund dafür war, daß der Vater beständig zu diesen Versammlungen lief, aber nie versuchte, eines seiner Kinder zum Heiland zu bringen. Eines Tages sagte er zu mir:

»Ich habe noch nie meinen Kindern die Hand aufgelegt.«

»Dann wird Gott auch kaum jemals Ihnen die Hand aufgelegt haben«, antwortete ich.

»Oh«, fuhr er fort, »aber ich habe streng mit ihnen gesprochen.«

»Dann wird Gott vermutlich sehr streng mit Ihnen sprechen, denn es ist nicht sein Wille, daß Eltern ihre Kinder in ihren Sünden leben lassen.«

Einen anderen Mann gab es in jener Zeit, der jeden Sonntag von weit her anreiste, um das zu hören, was er »Wahrheit« nannte. Weder seine Frau, noch eins seiner Kinder gingen an irgendeinen Ort zum Gottesdienst. Als ich sehr ernst mit ihm darüber sprach, sagte er: »Der Herr wird die Seinen retten.« Ich konnte nicht anders, als ihm darauf zu antworten, daß der Herr ihn nicht »besitze«. Er wollte wissen, woher ich das Recht hätte, so etwas zu sagen, und ich gab ihm den Beweistext: »Wenn aber jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorgt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger als ein Heide« (1. Tim. 5,8).

Einer seiner Genossen sagte zu mir einmal, daß er wisse, wie viele Kinder Gottes es in dem Gemeindebezirk, in dem wir wohnten, gebe. Es seien genau fünf. Ich wollte gerne ihre Namen hören, also fragte ich, wer denn die fünf seien. Sehr zu meiner Belustigung fing er an mit den Worten: »Da bin zunächst ich.« Ich unterbrach ihn und fragte, ob er sich über den ersten denn wirklich so sicher sei. Von diesem Augenblick an war sein gutes Benehmen wie weggeblasen. Er als der erste auf seiner Liste und noch ein paar wenige andere von derselben schwarzen Sorte ergaben dann die fünf. Nun, »der Herr kennt die Seinen«.

Ich traf während meines ersten Pastorats wie auch seither immer wieder viele Menschen, die behaupteten, vollkommen zu sein. Sie sagten, sie

würden nun schon viele Monate oder Jahre leben, ohne gegen Gott zu sündigen.

Wenn ein Mann von sich denkt, ein voll ausgewachsener Christ zu sein, dann erinnert er mich an einen armen Jungen, den ich einmal kennenlernte. Er besaß einen zu großen Kopf im Verhältnis zu seinem Körper, so daß er ihn oft auf ein Kissen legen mußte, weil er zu schwer war für seine Schultern, die ihn tragen mußten. Seine Mutter erzählte mir, daß er oft, wenn er aufstehen wolle, das Gleichgewicht verlöre, weil sein schwerer Kopf das Übergewicht bekomme. Es gibt einige Menschen, die sehr schnell gewachsen zu sein scheinen, aber sie haben Wasser in ihren Köpfen, und die Proportionen stimmen nicht mehr. Wer wirklich in der Gnade wächst, der sagt nicht: »Wie großartig! Ich kann fühlen, wie ich wachse. Preist den Herrn! Laßt uns ein Loblied singen, ›Ich wachse! Ich wachse!‹.« Oft habe ich den Eindruck gehabt, ich würde immer kleiner.

Ich halte das für richtig und zudem für gut. Wenn wir nach unserer eigenen Einschätzung groß sind, dann deshalb, weil wir voll von Krebsgeschwüren sind, oder von Eitergeschwüren, die man eigentlich herausoperieren müßte, damit die böartige Ursache, die uns zum Rühmen unserer eigenen Größe bringt, herausgenommen wird.

Ich habe jeden Tag erlebt, daß ich mit dem Bösen in mir kämpfen mußte. Ich wünschte, in mir etwas finden zu können, was der Gnade freundlich gesinnt ist, aber bisher habe ich mich noch so durchsuchen können und nur festgestellt, daß alles in mir gegen Gott rebellierte.

Wenn ich so durch die Dörfer in der Grafschaft Cambridge kam, um zu predigen und Besuche zu machen, dann machte es mich oft sehr traurig, wenn ich, besonders in den Häusern der Armen, an den Wänden römisch-katholische Bilder hängen sah; ich nehme an, weil sie einigermaßen schön und sehr billig waren. Zu meinem Schrecken habe ich sogar ein Bild gesehen, auf dem Gott, der Vater, als ein alter Mann dargestellt wird – eine Vorstellung, die fast zu entsetzlich ist, um sie zu erwähnen; und doch hing dieses Bild in den Bauernhäusern Englands. Wo doch der Herr ausdrücklich befohlen hat, uns kein Bild oder Abbild von ihm zu machen oder zu versuchen, sein Wesen irgendwie darzustellen! Jeder Versuch, so etwas zu tun, ist Ungehorsam und sogar Gotteslästerung.

Es machte mich auch traurig, wenn ich der Unwissenheit der Dorfbewohner bezüglich des Erlösungsweges begegnete. Irgendwie schien es sich in ihren Köpfen festgesetzt zu haben, daß sie deshalb nicht gerettet werden könnten, weil sie Analphabeten waren. Manchmal, wenn ich irgend etwas über die persönliche Erlösung fragte, erhielt ich die Antwort: »O Herr, ich habe keine Ausbildung erhalten.« Man betrachtete dies als eine ausreichende Entschuldigung dafür, daß man sich nicht von der Sünde getrennt hatte und nicht auf den Erlöser vertraute. Und doch

brauchen gerade die Ungelehrten nicht fern von Christus zu bleiben. Von einem alten griechischen Philosophen erzählt man, daß er über seine Tür den Satz geschrieben habe: »Keiner als der Gebildete darf hier eintreten.« Aber Christus schreibt das Gegenteil über seine Tür: »Wer einfältig ist, der soll hier hereinkommen.« Ich kann es bezeugen, daß viele aus diesem einfachen Landvolk die Einladung ihres Erlösers angenommen haben, und es war wundervoll zu sehen, mit welcher Sicherheit sie hinterher sich die Wahrheiten des Glaubens aneigneten. Viele von ihnen wurden wirkliche Meister in Sachen Gottesgelehrtheit. Manchmal habe ich gedacht, daß, wenn nur die den Titel hätten, die ihn auch verdienten, mancher Titel denen verliehen werden müßten, die den Pflug führen oder an der Hobelbank stehen, denn oft hat ein Bauer mehr Geistlichkeit in seinem kleinen Finger als unsere modernen Geistlichen in ihrem ganzen Körper. »Aber verstehen die Geistlichen denn das Göttliche nicht?« fragt vielleicht jemand. Doch, was den Buchstaben betrifft; aber wenn es um den Geist und das Leben geht, dann bedeutet DD (= Doctor of Divinity = Doktor der Theologie) oft DOPPELT DUMM.

Ganz am Anfang meines Dienstes in Waterbeach stand ein amüsanter Erlebnis, das ich nie vergessen werde. Eines Tages bat mich ein Herr, der gerade Bürgermeister in Cambridge war und schon des öfteren versucht hatte, meine jugendlichen Fehler zu korrigieren, zu sich. Er fragte, ob ich denn tatsächlich meiner Gemeinde gesagt hätte, daß ein Dieb, wenn er in den Himmel käme, den Engeln die Taschen leerstehle.

»Ja, Sir«, antwortete ich. »Ich habe ihnen gesagt, daß, wenn es möglich wäre, daß ein ungöttlicher Mensch in den Himmel kommt, ohne daß seine Natur verändert worden ist, er dort keinen Deut besser wäre als hier. Und als Beispiel habe ich dann gesagt, daß ein Dieb, wenn er unter die Verherrlichten käme, immer noch ein Dieb sei, und daß er dann dort umhergehen und die Taschen der Engel ausrauben würde!«

»Aber, mein junger Freund«, fragte Herr Brimley sehr ernst, »wußten Sie denn nicht, daß Engel keine Taschen haben?«

»Nein«, antwortete ich ebenso ernst, »ich wußte das nicht, aber ich bin froh, daß es mir gesagt worden ist von einem Herrn, der es weiß. Ich will darauf achten, es richtig zu stellen, sobald ich die Gelegenheit dazu habe.«

Am nächsten Montagmorgen ging ich in das Geschäft von Herrn Brimley und sagte zu ihm: »Ich habe die Sache gestern klargestellt, Herr Brimley.«

»Was für eine Sache?«, wollte er wissen.

»Natürlich die mit den Taschen der Engel!«

»Was haben Sie denn diesmal gesagt?« fragte er mit einem Ton, der fast verzweifelt klang in Vorahnung dessen, was er gleich hören würde.

»Ach, ich habe einfach gesagt, daß ich bei meiner letzten Predigt leider einen Fehler gemacht habe. Aber ich hätte einen Herrn getroffen – den Bürgermeister in Cambridge – der mir versichert habe, daß Engel keine Taschen hätten. Also müßte ich korrigieren, was ich gesagt habe, da ich nicht wolle, daß jemand mit einer falschen Vorstellung über den Himmel nach Hause gehe. Ich würde deshalb sagen, daß ein Dieb, wenn er ohne die Veränderung seiner Natur unter die Engel käme, versuchen würde, ihnen die Federn aus ihren Flügeln zu stehlen!«

»Das haben Sie doch nicht etwa wirklich gesagt?« wollte Herr Brimley wissen.

»Natürlich habe ich es gesagt«, antwortete ich.

»Dann werde ich«, so rief er aus, »niemals mehr versuchen, Sie zu beirichtigen.« Genau das wollte ich von ihm hören.

Einmal während meiner Zeit in Waterbeach hatte ich eine schläfrige Gemeinde vor mir. Es war an einem Sonntagnachmittag – diese Sonntagnachmittag-Gottesdienste in unseren englischen Dörfern sind gewöhnlich eine ungeheure Verschwendung von Energie. Roastbeef und Pudding liegen schwer auf den Seelen der Zuhörer, und der Prediger selber ist lahmgelegt in seinem Denken, weil diese Stunde der Verdauung gehört. Die Leute hatten zuviel zu Mittag gegessen, also kamen sie müde und träge zur Kapelle, und es dauerte nicht lange, da schiefen viele von ihnen. Also versuchte ich ein altes Mittel, um sie aufzuwecken. Ich schrie mit aller Macht. »Feuer! Feuer! Feuer!« Einige meiner Zuhörer fragten mich, als sie von ihren Stühlen aufsprangen, wo es sei. Ich antwortete ihnen, wie auch andere Prediger es in ähnlichen Situationen getan haben: »In der Hölle, für Sünder, die den Erlöser nicht annehmen wollen.«

Ein andermal hatte ich Schwierigkeiten völlig anderer Art. Ich hatte am Sonntagmorgen gepredigt und war zum Mittagessen mit einem aus der Gemeinde, so wie es meine Gewohnheit war, nach Hause gegangen. Der Nachmittagsgottesdienst kam so kurz auf den morgendlichen, daß es kaum möglich war, die Seele darauf vorzubereiten, besonders da das Mittagessen eine zwar notwendige, aber doch ernste Beeinträchtigung war, wenn man einen klaren Verstand brauchte. Sorgfältig stellte ich einen Diätplan zusammen und blieb so in recht guter Kondition. Aber ich stellte zu meinem großen Entsetzen fest, daß ich den Gedankengang meiner Predigt vergessen hatte. Ich konnte einfach den Faden, den ich vorbereitet hatte, nicht mehr finden. Auch wenn ich meinen Kopf noch so preßte, die verlorene Predigt wollte nicht wiederkommen. Die Zeit war knapp, die letzte Stunde hatte angefangen, und so erzählte ich dem

guten Bauern, dessen Gast ich war, einigermaßen aufgeregt, daß ich mich nicht mehr erinnern könne, was ich predigen wollte.

»Oh«, sagte er, »das macht doch nichts. Ganz sicher werden Sie ein gutes Wort für uns haben.« Genau in diesem Augenblick fiel ein glühendes Holzstück aus dem Herdfeuer und landete vor meinen Füßen. Rauch stieg mir ins Gesicht.

»Da«, sagte der Bauer, »da haben Sie Ihren Text – ›Ist dieser nicht ein Brandscheit, das aus dem Feuer gerettet ist?‹«

Nein, dachte ich, es ist nicht herausgerettet, sondern herausgefallen. Und doch, hier war ein Text, ein Beispiel und ein Hauptgedanke, aus dem man mehr machen konnte. Noch mehr Licht kam dazu, und schließlich war die Predigt nicht schlechter als meine besser vorbereitete. Sie war sogar im besten Sinn besser, denn einer oder zwei kamen nach der Predigt nach vorne und bekannten, daß sie durch diesen Nachmittagsgottesdienst aufgeschreckt und bekehrt worden waren.

(Im Folgenden bringen wir einen Aufriß der Predigt, die Spurgeon auf diese seltsame Art und Weise kam. Diese Notizen müssen nachher aufgeschrieben worden sein. Die Nummer unter den Notizen bedeuten, daß jene Predigt in Waterbeach am Sonntagnachmittag die vierhundertundzölfte des gerade erst Achtzehnjährigen war, und daß er über das gleiche Thema noch an sechs anderen Orten gepredigt hat:)

Sach. III,2 Ein Brandscheit, das aus dem Feuer gerettet ist, angeregt durch ein Brandholz, das aus dem Herdfeuer fiel –

I Anmerkungen über den Wortlaut des Textes.

»Brandscheit« – schwache Natur wie andere »Brandscheite«

»aus dem Feuer« – nicht weg davon – um die große Gefahr zu zeigen

»gerettet« – durch eine mächtige Gnade und Allmacht

II Augenblicke des Herausrettens aus dem Feuer

1. Das knappe Entkommen vor dem Tod, das Heilige vor ihrer Bekehrung gehabt haben

2. Das hohe Alter von einigen

3. Die natürliche Verdorbenheit des Herzens

4. Sündige Angewohnheiten, denen sie unterworfen sind

5. Versuchungen und Prüfungen nach der Bekehrung

6. Die Geistlichkeit des Gesetzes

7. Der ungeheure Preis unseres Lösegeldes

III Wie kann ich wissen, daß ich einer bin

1. Kannst du dich an das Herausretten erinnern

2. Haßt du das Feuer

3. Liebst du andere herausgerettete Brandscheite

4. Liebst du und anbetest du die freie göttliche Gnade 412.415.416.418.438.560.566

Im Jahr 1853 wurde ich gebeten, auf dem alljährlichen Treffen der Sonntagsschul-Vereinigung von Cambridge in der Stadthalle von Cambridge zu sprechen. Neben mir sollten noch zwei andere Prediger reden, und da sie beide älter waren als ich, war es nur natürlich, daß ich zuerst sprechen sollte. Ich weiß heute nichts mehr von dem, was ich damals gesagt habe, aber ich bin mir sicher, daß ich wie gewöhnlich sehr direkt und geradeheraus gesprochen habe. Jedenfalls glaube ich, daß in meiner Ansprache nichts war, was die beiden anderen Redner berechtigt hätte zu dem harten Angriff, den sie gegen mich unternahmen, als ihre Zeit gekommen war. Besonders einer der beiden wurde sehr persönlich und fast schon beleidigend in dem, was er sagte. Er nahm sehr direkt Bezug auf meine Jugend und sagte dann – für ihn war es augenscheinlich das Schlimmste in seinen Anschuldigungen –, daß es doch eine Schande sei, wenn die jungen Leute nicht der biblischen Praxis folgten und in Jericho blieben, bis ihre Bärte gewachsen seien, bevor sie versuchten, die älteren zu unterweisen.

Nachdem ich mir die Erlaubnis des Vorsitzenden geholt hatte, erinnerte ich die Zuhörer daran, daß diejenigen, die in Jericho abwarten sollten, nicht junge Kinder, sondern ausgewachsene Männer waren, denen von ihren Feinden die Bärte abrasiert worden waren als die größte Schmach, die man sich damals vorstellen konnte. Folglich schämten sie sich, nach Hause zurückzukehren, bevor ihre Bärte wieder gewachsen waren. Dann fügte ich hinzu, daß die wahre Parallele zu diesem Ereignis in einem Prediger liege, der öffentlich in Sünde gefallen sei und dadurch seine heilige Berufung entwürdigt habe. In einem solchen Fall sei es notwendig, für eine gewisse Zeit sich zurückzuziehen, bis sein Ruf wieder in einem gewissen Maß wiederhergestellt sei. Wie es sich traf, hatte ich eine genaue Beschreibung des Mannes gegeben, der mich so unberechtigt angegriffen hatte, und die Folge war, daß alle Anwesenden, die die Umstände kannten, sicher diesen Tag nicht mehr vergessen werden.

An jenem Abend war auch ein Herr aus der Grafschaft Essex – George Gould aus Loughton – anwesend, der in dieser peinlichen Situation sehr mit mir fühlte und der auch beeindruckt war von dem, was er gehört hatte. Dieser Herr nun kam wenig später in London mit dem alten Thomas Olney zusammen, einem der Diakone aus der Gemeinde in der New Park Street in London. Er riet diesem dringend, zu versuchen, mich für die unbesetzte Predigerstelle in dieser Gemeinde zu bekommen. So wurde er in der Hand Gottes das Werkzeug für meinen Umzug aus der Grafschaft Cambridge in die Metropole Englands.

16. Der Ruf nach London

Nachdem ich etwa ein Jahr lang in Waterbeach gepredigt hatte, wurde ich immer wieder an verschiedene Orte für Jahresfeste und andere besondere Dienste eingeladen. Manches Mal habe ich dabei seltsame Dinge erlebt. Eine der exzentrischsten Personen, die ich dabei traf, war Potto Brown, »der Müller aus Houghton«. Er bat mich, zu kommen und in seiner Kapelle zu predigen, und so hatte ich von Samstagabend bis Montagmorgen das glückliche Elend, sein Gast zu sein – ich kann keinen anderen Ausdruck finden, um das seltsame Gemisch an Gefühlen zu beschreiben, das ich unter seinem Dach hatte. Nichts besonders Wichtiges geschah in der ersten Nacht. Aber als ich am Morgen die Treppen herunter kam, sagte Mr. Brown zu mir: »Wir machen immer zwei Eier für das Frühstück des Predigers am Sonntagmorgen. Der Phosphor darin füttert das Gehirn, und es sieht ganz danach aus, als würden Sie heute besonders viel geistige Fütterung benötigen.« Ich antwortete nicht auf diese Bemerkung, weil ich dachte, es sei besser, wenn ich auf meine Zeit wartete. Als ich dann das Feuer eröffnete, gab ich ihm ein paar Breitseiten, mit denen er nicht gerechnet hatte. Drei Gottesdienste gab es an diesem Tag: Herr Brown predigte am Morgen, ein benachbarter Prediger am Nachmittag, und ich war am Abend dran. Nachdem wir schließlich wieder in das Haus Mr. Browns zurückgekehrt waren und das Abendbrot eingenommen hatten, lehnte sich mein Gastgeber in seinem Sessel zurück, schloß die Augen, legte die Fingerspitzen seiner Hände zusammen und begann ein lautes Selbstgespräch: »O Herr, wir danken Dir für diesen durch und durch guten Tag! Am Morgen, Herr, durfte Dein unwürdiger Knecht in Deinem Namen sprechen – mit einem gewissen Maß an Freimütigkeit, und er hofft, daß er auch mit einem gewissen Maß der bereitwilligen Aufnahme durch die Zuhörer geredet hat. Am Nachmittag hielt ein würdiger Bruder eine gute, gesunde, solide Evangeliums-predigt – nichts sehr Brillantes; aber immer noch wahrscheinlich nutzbringend. Am Abend, Herr, hatten wir eine regelrechte Dampfmaschine – sie walzte alles und jeden nieder.« Dann öffnete er seine Augen, schaute herüber zu mir und begann ein Gespräch, das, wenn ich mich recht erinnere, etwa folgendermaßen ablief:

Brown: »Junger Mann, wer hat Ihnen eingeredet, daß Sie predigen könnten?«

Spurgeon: »Ich glaube, daß der Herr mich zu diesem Werk berufen hat, und ich habe auch schon recht viele Leute getroffen, die dasselbe meinen.«

B.: »Wie lange sind Sie schon Prediger?«

S.: »Etwas mehr als zwölf Monate.«

B.: »Wie viele Seelen haben Sie gerettet im letzten Jahr?«

S.: »Keine.«

B.: »Keine? Sie sind seit zwölf Monaten Pastor und haben doch noch keine Seelen gerettet? Sie sollten sich schämen, das zugeben zu müssen. Allerdings, wenn Sie dieselben Lehren wie heute abend bei uns gepredigt haben, dann sollte es mich nicht wundern, daß noch keine Seelen gerettet wurden.«

S.: »Ich habe nicht gesagt, daß keine Seelen gerettet worden sind. Ich habe nur gesagt, daß ich niemand gerettet habe. Ich freue mich allerdings sagen zu können, daß der Herr mich dazu benutzt hat, einige zu retten.«

B.: »Die meisten Ihrer Brüder hätten gesagt: ›Mich Unwürdigen dazu benutzt hat, und doch wären sie zugleich so stolz wie Luzifer. Aber das ist einfach so üblich unter Predigern. Sie wußten sehr genau, was ich meinte. Nun, wie viele haben sich bekehrt?«

S.: »Ich glaube einundzwanzig.«

B.: »Wie oft haben Sie gepredigt?«

S.: »Dreimal am Sonntag und einmal in der Woche in Waterbeach, sowie fast jeden Abend der restlichen Woche irgendwo sonst.«

B.: »Wir wollen einmal nur die Sonntagmorgen- und Sonntagabendpredigten zählen. In den Nachmittags-Gottesdiensten wird niemand gerettet, die Leute sind nach dem Mittagessen einfach zu schläfrig. Also sagen wir einmal, es waren einhundertundvier Gottesdienste und einundzwanzig Seelen, die gerettet wurden. Das heißt, daß dreiundachtzig Predigten umsonst waren! Ja, man könnte sogar sagen, einhundertund-drei waren umsonst, denn die einundzwanzig Seelen hätten auch in einem einzigen Gottesdienst gerettet werden können. Leben Sie in Waterbeach?«

S.: »Nein, ich lebe in Cambridge, wo ich an der Schule unterrichte.«

B.: »Ach deswegen! Sie sind nur ein Lehrjunge, der sich gerade am Predigen versucht! Ihr Dienst ist so etwas wie eine Nebenbeschäftigung, die man bei Gelegenheit tut. Was für einen Lohn geben Ihnen die Leute?«

S.: »45 Pfund pro Jahr.«

B.: »Das erklärt alles! Unter 100 Pfund pro Jahr können keine Seelen gerettet werden. Natürlich gilt das nur da, wo die Leute es aufbringen können, und doch ist das gerade noch ausreichend für einen Prediger. Nun denn, mein junger Freund, lassen Sie mich Ihnen einen Rat geben: Sie werden nie ein guter Prediger werden. Geben Sie es also auf und bleiben Sie bei Ihrem Lehramt.«

Wenn ich ihn in späteren Jahren an seinen Rat und seine Vorhersage

erinnerte, dann pflegte er zu sagen: »Niemand weiß, was aus einem Menschen werden kann, wenn man ein wenig Zeit für Veränderung läßt. Ohne Zweifel hat meine scharfe Rede Sie angespornt, alle Ihre Kräfte aufzubieten.« Das war in der Tat der Fall gewesen, nur anders, als er es gemeint hatte.

Ein anderer besonderer Mensch, den ich in meiner ersten Dienstzeit kennenlernte, war der alte Herr Sutton aus Cottenham. Er hatte mich nie gesehen, aber gehört, daß ich ein bekannter junger Prediger sei, also lud er mich ein, auf seinem Jahresfest zu predigen. Ich war an diesem Morgen in der Sakristei der Kapelle, als der alte Mann hereinkam. Er war sehr erstaunt, als er merkte, wie jung ich war. Nachdem wir ein paar kühle Begrüßungsformeln ausgetauscht hatten, sagte er:

»Ich hätte Sie nicht hierher gebeten, wenn ich gewußt hätte, wie jung Sie sind. Den ganzen Morgen über strömen die Leute hierher. Sie kommen in Kutschen und Eselsfuhrwerken und auf alle mögliche Arten. Ein großer Haufen Narren«, fügte er hinzu.

»Nun«, sagte ich, »ich kann ja jederzeit zurückgehen nach Waterbeach. Bestimmt werden meine Leute dort sehr froh sein, wenn ich wieder da bin.«

»Nein, nein«, sagte der alte Pastor, »jetzt sind Sie einmal hier, jetzt müssen Sie Ihr Bestes geben. Da ist noch ein junger Freund aus Cambridge hier, der wird Ihnen helfen; wir werden nicht viel von Ihnen erwarten.« Und während er die Tür in den Gemeinderaum öffnete, murmelte er noch: »Du liebe Güte! Wohin soll diese Welt noch kommen, wenn wir als Prediger Kinder haben, die noch nicht einmal die Muttermilch runtergeschluckt haben!«

Meine Zeit war gekommen. Ich ging auf die Kanzel hinauf, an dem alten Pastor vorbei, der auf ihren Stufen saß – vermutlich jederzeit bereit, mit dem Gottesdienst weiterzumachen, falls ich nicht zu Ende käme. Nach Gebet und Gesang las ich aus dem Buch der Sprüche jenes Kapitel vor, das die Worte enthält: »Graue Haare sind eine Krone der Ehre.« Als ich bis dahin gelesen hatte, unterbrach ich und meinte: »Das bezweifle ich, denn heute morgen habe ich einen Mann mit grauem Haar getroffen, der noch nicht einmal die allgemeine Höflichkeit gegenüber seinen Mitmenschen beherrschte.« Dann fuhr ich fort mit meiner Lesung: »Auf dem Weg der Gerechtigkeit wird sie gefunden – Aha«, sagte ich, »das ist natürlich etwas anderes. Ein graues Haar ist dann eine Krone der Ehre, wenn es gerecht ist. Dann gilt das auch für rotes Haar und für alle anderen Haarfarben.« Ich fuhr fort mit der Predigt und gab mein Bestes.

Als ich anschließend von der Kanzel herunterkam, schlug Herr Sutton mir auf die Schultern und erklärte: »Das war großartig! Ich bin seit

fast vierzig Jahren Prediger und habe noch nie einen solchen Gefallen an einer Predigt gefunden. Aber Sie sind der bissigste Hund, der je in einer Kanzel gebellt hat.« Auf dem Nachhauseweg ging er immer wieder über die Straße zu den kleinen Gruppen von Leuten, die die Predigt diskutierten. Ich hörte, wie er sagte: »So etwas habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht erlebt. Wenn ich daran denke, wie unfreundlich ich ihn behandelt habe!« Wir hatten noch eine gute Zeit miteinander, der Herr hat die Predigt gegnet, und seither sind Herr Sutton und ich die besten Freunde.

Am letzten Sonntagmorgen im November 1853 ging ich wie gewohnt den Weg von Cambridge nach Waterbeach, um dort auf die Kanzel der kleinen Baptistenkapelle zu steigen. Es war eine Landstraße, ein Weg von gut fünf bis sechs Meilen, die ich gewöhnlich zu Fuß ging. An diesem Wintermorgen war ich gerade bereit, auf die Kanzel zu steigen, als mir ein Brief gereicht wurde, der einen Poststempel aus London trug. Es war ein ungewöhnliches Schreiben. Ich öffnete es sofort und las eine Einladung, in der Kapelle der New Park Street, Southwark, zu predigen, also auf der Kanzel jenes Dr. Rippon, dessen Liederbuch vor mir auf dem Tisch lag. Er war vor kurzem verstorben, und nun schien er über mir zu schweben als ein unermeßlich großer Mann, dessen Name mit Ehrfurcht gebietendem Respekt über der New Park Street-Kapelle und der Kanzel dort lag. Ich gab den Brief still über den Tisch zurück zu dem Diakon, der ihn mir gereicht hatte, und bedeutete ihm, er sei sicher an einen anderen Herrn Spurgeon gerichtet, der damals irgendwo in der Grafschaft Norfolk predigte. Er schüttelte den Kopf und sagte, er fürchte, es sei kein Fehler. Er habe immer gewußt, daß sein Pastor schließlich in die eine oder andere größere Gemeinde weglaufen werde. Allerdings sei er ein wenig erstaunt, daß die Londoner schon so bald von mir gehört hätten. »Wäre es Cottenham gewesen, oder St. Ives oder Huntingdon«, sagte er, »dann hätte ich mich nicht gewundert. Nach London zu gehen ist doch ein gewaltiger Schritt von diesem kleinen Dorf aus.« Er schüttelte seinen Kopf. Aber nun war die Zeit gekommen, die Lieder herauszusuchen, also wurde der Brief beiseite gelegt und, soweit ich mich erinnere, war er für diesen Tag vergessen.

Nach einiger Zeit kam ein zweiter Brief, der noch einmal bestätigte, daß der erste Brief in voller Kenntnis des jugendlichen Alters des Predigers geschrieben worden und daß er auch für ihn und für ihn allein bestimmt war. Die Bitte des ersten Briefes wurde erneuert und bekräftigt, ein Datum für die Reise nach London war vorgeschlagen, und außerdem war der Ort angegeben, wo der Prediger seine Übernachtung haben würde.

Ich nahm diese Einladung an, und so kam es, daß der junge Prediger aus dem Marschland nach London reiste.

Ich erinnere mich noch daran, als wäre es gestern gewesen, wie ich in einer Pension in Queen Square, Bloomsbury, übernachtete, in die mich der ehrenwerte Diakon eingewiesen hatte. Da ich einen großen, schwarzen Satin-Halskragen trug und ein blaues Taschentuch mit weißen Punkten benutzte, wunderten sich die jungen Herren in der Pension sehr über diesen Jugendlichen vom Land, der nach London gekommen war, um zu predigen, der aber offensichtlich noch, wie man sagte, »grün hinter den Ohren« war. Sie gehörten im wesentlichen der Anglikanischen Kirche an und schienen recht amüsiert darüber zu sein, daß der Knabe vom Land ein Prediger sei. Sie hatten nicht vor, hinzugehen und diesen Jugendlichen zu hören, aber sie schienen stillschweigend übereingekommen zu sein, daß sie mich ermutigen wollten – auf ihre Art und Weise. Und wie sie mich ermutigten! Was für Geschichten wurden nicht über die großen Geistlichen dieser Metropole erzählt und über ihre Versammlungen! Einer, so erinnere ich mich, hatte tausend Stadt-Menschen, die ihm zuhörten; die Kirche eines anderen war mit der Intelligenz angefüllt. Ein dritter fesselte durch seine Redegabe eine ungeheuer große Zuhörerschaft, die fast nur aus den jungen Männern Londons bestand. Die Vorbereitung, die diese Männer für ihre Predigten brauchten, ihre gewaltigen Fähigkeiten, die sie hatten, um ihre Versammlungen durchzuführen, und schließlich die unzählige Zuhörerschaft, die sie bei jeder Gelegenheit zusammenbrachten, das alles blieb in meinen Gedanken hängen. Als man mir dann mein Bett zeigte in einem Zimmer, das sich, groß wie ein Wandschrank, über der Eingangstür befand, da war ich nicht in einem Zustand, der angenehme Träume versprach. Nie wieder hat die Gastfreundlichkeit der New Park Street den jungen Prediger in jenes weit weg gemietete Zimmer gesteckt. Ganz bestimmt war dieser Samstagabend in einer Londoner Pension das bedrückendste, was man meinem Geist auferlegen konnte. Auf dem schmalen Bett wälzte ich mich in meinem einsamen Elend hin und her und fand kein Mitleid. Ohne Mitleid war das ständige Geräusch der Pferdefuhrwerke draußen auf der Straße, ohne Mitleid die Erinnerung an die jungen Städter, deren grausame Sicherheit auf mein ungehobeltes Verhalten so belustigt heruntergeschaut hatte, ohne Mitleid die Gaslaternen, deren flackerndes Licht in der Dunkelheit des Dezembers mit Fingern auf mich zu zeigen schien. Ich hatte in dieser ganzen Stadt voll menschlicher Wesen nicht einen einzigen Freund, sondern fühlte mich wie unter Fremden. Ich hoffte, aus dieser Falle, in die ich geraten war, wieder herauszukommen und auf den sicheren Boden von Cambridge und Waterbeach entfliehen zu können, der mir jetzt wie der Garten Eden vorkam.

Der Sonntagmorgen war klar und kalt. Ich ging durch Holborn Hill nach Blackfriars und dann durch einige geschlängelte Straßen und Alleen bis zur Southwark-Brücke. Ich ging staunend, betend, fürchtend, hoffend, glaubend – ich fühlte mich allein und doch nicht allein. In Erwartung der göttlichen Hilfe und doch innerlich niedergeworfen durch mein Wissen um die Notwendigkeit dieser Hilfe durchzog ich eine steinerne Wüste, bis ich den Ort fand, an dem ich meine Botschaft verkünden sollte. Ein Text kam mir immer wieder in den Sinn, warum, wußte ich nicht so recht: »Er mußte aber durch Samarien ziehen.« Diese Notwendigkeit, die unser Herr kannte, nämlich in eine bestimmte Richtung zu ziehen, die wiederholt sich auch bei seinen Dienern. Und da ich mir meine Reise nicht selber ausgesucht hatte und sie mir auch in keiner Weise gefiel, wenigstens bis jetzt nicht, schien dieser eine Gedanke des »er mußte aber« alle anderen zu überlagern.

Als ich die Kapelle in der New Park Street vor mir sah, da war ich für einen Augenblick von meiner eigenen Kühnheit überrascht. In meinen Augen war die Kapelle ein riesiges, reich geziertes und imponierendes Gebäude, das eine reiche und zugleich kritische Zuhörerschaft anzudeuten schien, völlig anders als die einfachen Leute, für die mein Dienst lieblich und gut war. Ich war sehr früh da, daher gingen noch keine Menschen hinein; und auch als die angesetzte Zeit gekommen war, gab es keinerlei Anzeichen für das, was das Äußere dieses Gebäudes mir angedeutet hatte. Ich hatte den Eindruck, daß ich mit Gottes Hilfe nicht die letzte Verpflichtung hier hatte.

Der Herr half mir sehr gnädig, ich hatte einen fröhlichen Sonntag auf der Kanzel und verbrachte die Zeiten zwischen den Gottesdiensten mit warmherzigen Freunden. Als ich mich dann am Abend in mein enges Quartier in Queen Square zurückschleppte, war ich nicht mehr länger allein, und die Londoner waren für mich keine hartherzigen Barbaren mehr. Meine ganze Einstellung hatte sich geändert. Ich wollte kein Mitleid mehr, ich gab keinen Pfennig mehr auf die jungen Herren, die mit mir in der Pension wohnten, und auf ihre wunderbaren Prediger, auch nicht auf das ständige Geräusch der Pferdefuhrwerke oder irgend etwas anderes unter dem Mond. Ich hatte mir den Löwen von allen Seiten angesehen, und seine Majestät schien nicht ein Zehntel von dem zu sein, was ich gedacht hatte, als ich sein Brüllen in weiter Entfernung hörte.

Der Freund, der Spurgeon an diesem Abend mit zur Pension zurückbegleitete, war Joseph Passmore. An diesem Abend begann zwischen beiden eine lebenslange Freundschaft und Zusammenarbeit, sowohl in der Gemeinde, als auch bei der Herausgabe der Werke Spurgeons.

17. Der Beginn des langen Pastorates, 1854

Als ich zur New Park Street-Gemeinde kam, waren es nur eine Handvoll Leute – etwa 200, vor denen ich predigte; und doch kann ich nie vergessen, wie ernstlich sie beteten. Mehr als einmal waren wir alle durch die Feierlichkeit unseres Zusammenseins so von Ehrfurcht erfaßt, daß wir für eine Zeit still saßen, während uns die Kraft des Herrn zu überschatten schien. Alles, was ich dann tun konnte, war, den Segen zu sprechen und zu sagen: »Ihr lieben Freunde, wir haben heute abend erlebt, wie sich der Geist Gottes hier bemerkbar gemacht hat. Laßt uns nach Hause gehen und uns vorsehen, daß wir sein gnädiges Wirken in uns nicht verlieren.« Schließlich kam der Segen Gottes auf uns, das Haus wurde mit Zuhörern gefüllt, und viele Seelen wurden gerettet. Alle Ehre gebe ich dafür immer Gott. Aber ich vergesse dabei nicht, was für ein Vorrecht er mir geschenkt hat, daß ich von Anfang an vor einer betenden Gemeinde predigen durfte. Wir haben in der New Park Street Gebetstreffen gehabt, die unsere eigenen Seelen tief bewegt haben.

Mich erschreckte die Wirkung meiner Predigten. Der Gedanke an die »Karriere«, die sich da vor mir zu öffnen schien, machte mich keineswegs stolz, sondern warf mich vielmehr in die tiefste Tiefe hinunter. Ich konnte nur noch »Erbarme Dich« rufen, aber nicht mehr »Ehre sei Gott in der Höhe«. Wer war ich denn, daß ich weitermachen und eine so große Menge führen sollte? Ich wollte wieder zurück in die Verborgenheit des Dorfes, oder nach Amerika auswandern und irgendwo in den Wäldern ein einsames Nest finden, wo ich für das, was von mir verlangt wurde, geeignet war. Es war die Zeit, da der Vorhang über dem, was mein Lebenswerk sein sollte, sich hob, und ich fürchtete mich vor dem, was er enthüllen würde. Ich hoffe, daß ich nicht ohne Glauben war, aber ich war voller Furcht und mit einem Wissen um meine Unbrauchbarkeit erfüllt. Ich fürchtete das Werk, das eine gnädige Vorhersehung für mich bereitet hatte. Ich fühlte mich wie ein kleines Kind und zitterte, als ich die Stimme hörte, die zu mir sprach: »Erhebe dich und dresche die Berge und mache sie zu Häcksel.« Diese Niedergeschlagenheit kommt jedesmal über mich, wenn der Herr einen noch größeren Segen für meinen Dienst zubereitet; die Wolke ist schwarz, bevor sie auseinanderbricht, sie überschattet, bevor sie ihre Flut der Gnade entläßt. Das Scheuern des Gefäßes hat es brauchbar gemacht für den Dienst des Herrn.

Ich könnte viele Geschichten erzählen von den bemerkenswerten Bekehrungen, die sich in diesen Tagen ereigneten. Einmal, als ich in der Sakristei saß, kam ein Ire, um mit mir zu sprechen. Pat begann das Gespräch, indem er eine tiefe Verbeugung machte, und sagte:

»Riverend«, ich bin gekommen, um Sie etwas zu fragen.«

»Oh«, sagte ich, »ich bin kein ›Riverend‹, das ist kein Titel, nach dem ich mich sehne. Aber was haben Sie für eine Frage, und warum sind Sie nicht zu Ihrem Pastor damit gegangen?«

Er antwortete: »Ich bin ja zu ihm gegangen, aber seine Antwort gefällt mir nicht.«

»Also gut, was haben Sie für eine Frage?«

»Gott ist gerecht. Und wenn Gott gerecht ist, dann muß er meine Sünden bestrafen. Und doch sagen Sie, daß Gott gnädig ist und Sünden vergeben will. Ich kann nicht verstehen, wie das stimmt. Er hat kein Recht dazu, so etwas zu tun. Er muß gerecht sein und die bestrafen, die es verdient haben. Sagen Sie mir, wie ist das möglich, daß Gott gerecht und zugleich gnädig sein kann.«

»Das ist möglich durch das Blut Christi.«

»Ja, das hat mir mein Pastor auch schon gesagt, an dem Punkt sind Sie ihm sehr ähnlich. Aber er sagte noch manches andere, was ich nicht verstand, und zudem befriedigt mich diese Antwort nicht. Ich möchte wissen, wie das Blut Christi Gott in die Lage versetzt, gerecht zu sein und doch gnädig.«

Da verstand ich, was er eigentlich wissen wollte, und ich erklärte ihm den Plan der Erlösung: »Nun, Pat, nehmen wir einmal an, Sie hätten einen Mann getötet und der Richter würde sagen: ›Dieser Ire muß hängen.««

Schnell sagte Pat: »Und ich hätte es vollauf verdient, gehängt zu werden.«

»Aber, Pat, nehmen wir weiter an, ich würde Sie sehr gern haben. Können Sie sich einen Weg vorstellen, wie ich Sie vor dem Erhängen retten könnte?«

»Nein, das kann ich nicht.«

»Dann nehmen wir an, ich würde zur Königin gehen und sagen: ›Bitte, Eure Majestät, ich habe diesen Iren sehr gerne. Ich glaube, daß der Richter den Urteilspruch zu Recht gesprochen hat, als er sagte, daß er hängen müsse. Aber lassen Sie mich an seiner Stelle hängen, damit das Gesetz erfüllt wird.« Nun, die Königin könnte wahrscheinlich diesem Vorschlag von mir nicht folgen. Aber nehmen wir einmal an, sie könnte es – und Gott kann es, denn er hat viel mehr Macht als alle Könige und Königinnen –, und nehmen wir also folglich an, die Königin würde mich an Ihrer Stelle aufhängen. Denken Sie, daß die Polizei dann später kommen und Sie auch noch zur Hinrichtung führen würde?«

»Nein, ich glaube nicht. Sie würden sich nicht mehr mit mir abgeben. Und wenn sie es doch täten, würde ich sagen: ›Was tut Ihr da? Laßt mich in Ruhe. Ihr wollt doch sicher nicht zwei Menschen für ein und dasselbe Verbrechen hängen, oder?««

»Sehen Sie, mein Freund, da haben Sie den Punkt getroffen. Auf diesem Weg werden wir gerettet! Gott muß die Sünde bestrafen. Christus sagte: »Mein Vater, bestrafe mich anstatt des Sünders!« und Gott tat es. Gott legte die ganze Last unserer Sünden auf seinen geliebten Sohn, Jesus Christus, samt allen Strafen und Züchtigungen. Und nun, da Christus an unserer Stelle bestraft worden ist, wäre Gott nicht mehr gerecht, wenn er irgendeinen Sünder, der an den Herrn Jesus Christus glaubt, bestrafen würde. Wenn Sie an Jesus Christus glauben, den hochgeliebten und einziggeborenen Sohn Gottes, dann sind Sie gerettet und können Ihren Weg mit Freuden gehen.«

»Glaube«, sagte der Mann und klatschte mit den Händen, »das ist das Evangelium. Nun ist Pat gerettet. Mit allen seinen Sünden, die er hat, vertraut er auf den Mann, der für ihn starb, und er ist gerettet.«

Eine andere außergewöhnliche Bekehrung in der New Park Street war die eines Mannes, der regelmäßig am Sonntagabend in ein Wirtshaus ging und dort seinen Gin holte. Er sah eine Ansammlung von Menschen um die Kapellentür herum und wunderte sich, was da los sei. Also kam er herein und erzwang sich seinen Weg durch die Menge bis in den Innenraum. Genau in diesem Augenblick drehte ich mich um in seine Richtung. Ich weiß nicht, warum ich dies tat, aber ich sagte, daß da vielleicht jemand in der Halle sei, der mit keinen guten Absichten hereingekommen sei, denn selbst jetzt noch habe er die Schnapsflasche in der Tasche. Diese seltsam zutreffende Aussage traf den Mann, und da er erstaunt war, weshalb der Prediger ihn so genau beschreiben konnte, hörte er sehr aufmerksam zu bei den Warnungen, die hierauf folgten. Das Wort erreichte sein Herz, die Gnade Gottes begegnete ihm, er tat Buße und wandelte schon bald demütig in der Furcht Gottes.

Ein anderes Mal fand eine arme Hure den Erlöser in diesem selben Gebäude. Sie hatte vorgehabt, hinzugehen und sich auf der Blackfriars-Brücke das Leben zu nehmen, aber als sie an einem Sonntagabend an der Kapelle vorbeiging, beschloß sie, hineinzugehen. Sie wollte zum letzten Mal etwas hören, das sie vielleicht zubereiten könnte, bevor sie vor ihren Schöpfer trat. Sie erzwang sich einen Weg in das Seitenschiff und konnte nun, selbst wenn sie gewollt hätte, nicht mehr heraus. Der Text an diesem Abend war: »Siehst du diese Frau?« Ich beschrieb die Frau aus der Stadt, die eine öffentlich bekannte Sünderin war, und malte es den Zuhörern vor Augen, wie sie die Füße ihres Erlösers mit Tränen wusch und sie mit ihrem Haar trocknete, denn sie liebte viel, weil ihr viel vergeben worden war. Während ich predigte, zerfloß die unglückselige Frau in Tränen bei dem Gedanken, daß hier ihr eigenes, unglückseliges Leben vor der ganzen Versammlung gezeichnet wurde. Ich hatte die große Freude, erstens ein armes Geschöpf vor dem Selbstmord retten zu

dürfen und dann zweitens das Werkzeug zu sein, ihre Seele vor dem Verderben zu erretten.

Viele ähnliche Taten der Gnade haben sich später in dem Tabernakel ereignet. Männer und Frauen sind hereingekommen, einfach aus Neugierde – eine Neugier, die oft durch irgendeine unwahre Geschichte oder böswillige Verleumdung durch voreingenommene Menschen hervorgerufen worden war. Und doch hat Jesus Christus sie gerufen, und sie sind seine Jünger und unsere lieben Freunde geworden. Einige von denen, bei denen man dies kaum erwartet hätte, wurden so später die wertvollsten Soldaten in der Armee Gottes.

Seit ich in London war, hatte ich nie wieder etwas für das Montagabend-Gebetstreffen vorbereitet, damit ich es lernte, unvorbereitet zu sprechen. Ich habe mir diese Gelegenheit ausgewählt als die beste Möglichkeit, unvorbereitetes Predigen zu lernen. Natürlich suchte ich mir dann keine schwierig darzulegenden oder komplizierten Themen heraus, sondern beschränkte mich auf einfache Dinge, in denen ich zu Hause war, also die Elemente des Glaubens. Wenn ich dann aufstehe, überlege ich mir: »Was hat dich den Tag über schon beschäftigt? Was ist mir in meiner Bibellese der vergangenen Woche begegnet? Was liegt mir jetzt in diesem Augenblick auf dem Herzen? Was wird durch die Lieder oder Gebete nahegelegt?« Es hat keinen Sinn, vor einer Versammlung aufzustehen und zu hoffen, man werde mit Dingen inspiriert, von denen man nichts weiß. Wenn jemand so unklug sein sollte, dann wird er, da er ja nichts weiß, als Ergebnis wahrscheinlich auch nichts zu sagen haben, und die Leute werden nicht aufbaut. Aber ich sehe nicht ein, warum man nicht unvorbereitet über ein Thema reden können soll, das man wirklich verstanden hat. Jeder Handelsvertreter, der sein Geschäft wirklich kennt, kann es jederzeit erklären, ohne sich zunächst zur Meditation zurückziehen zu müssen. Und ganz bestimmt sollte auch ich die grundlegenden Prinzipien unseres heiligen Glaubens so gut kennen. Ich dürfte nie hilflos dastehen, wenn man mich bittet, über Dinge zu sprechen, die doch mein tägliches Brot ausmachen.

Einmal hatte ich ein ganz besonderes Erlebnis während meiner Predigt in der New Park Street-Gemeinde. Ich war gut durch den Anfang dieses Abend-Gottesdienstes gekommen und ließ gerade das Lied vor der Predigt singen. Ich öffnete die Bibel, um den Text zu finden, den ich sehr sorgfältig für die Predigt studiert hatte, da sprang mich von der neben meinem Text liegenden Seite eine andere Stelle der Schrift an wie ein Löwe, der aus dem Dickicht kommt, mit ungeheurer Macht, viel mehr, als ich je gefühlt hatte, wenn ich diesen Text gelesen hatte. Die Leute sangen und ich war im Kampf mit mir selber, und in meinem Kopf

gab es für beides genug Argumente. Natürlich wollte ich gerne das darlegen, was ich so sorgfältig geplant hatte, aber der andere Text wollte es nicht hinnehmen, daß ich ihn liegen ließ. Er schien mich an meinen Kleidern zu ziehen und zu schreien: »Nein, nein, du mußt aus mir predigen! Gott möchte, daß du mir folgst.« Ich überlegte, was denn meine Pflicht sei, denn ich wollte weder fanatisch noch ungläubig sein, und so dachte ich schließlich: »Nun gut, eigentlich sollte ich ja die Predigt halten, die ich vorbereitet habe, und es ist sicher ein großes Risiko, wenn ich einem ganz neuen Gedankengang folge, aber da nun einmal dieser Text mich dazu zu drängen scheint, ist es vielleicht von dem Herrn, und deshalb werde ich es wagen, komme, was wolle.« Gewöhnlich sage ich gleich nach der Einleitung, welche Punkte ich in meiner Predigt habe, aber dieses Mal machte ich es aus guten Gründen nicht. Den ersten Punkt konnte ich mit beachtlicher Freimütigkeit behandeln, und was ich sagte, war sowohl vom Gedankengang als auch den Worten her trotz dem Unvorbereitetsein in Ordnung. Bei dem zweiten Punkt erlebte ich das Bewußtsein einer ungewöhnlich wirksamen Macht, aber ich hatte keine Ahnung, was der dritte Punkt sein sollte oder sein könne, denn der Text enthielt für mich damals keinen weiteren Punkt. Und selbst heute kann ich noch nicht sagen, was ich getan hätte, wenn nicht etwas eingetreten wäre, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Ich hatte mich selbst in große Schwierigkeiten gebracht, als ich dem folgte, was ich für einen göttlichen Impuls hielt, aber ich fühlte mich relativ sicher, weil ich daran glaubte, daß Gott mir helfen werde, und weil ich wußte, daß ich zumindest den Gottesdienst abschließen konnte, wenn es nichts mehr zu sagen gab. Aber ich hatte es nicht nötig, dies zu entscheiden, denn ganz plötzlich saßen wir in totaler Finsternis. Das Gas war ausgegangen, und da die Seitenschiffe vollgestopft waren mit Menschen und der ganze Raum überfüllt war, war es eine große Gefahr, aber auch ein großer Segen. Was sollte ich tun? Die Leute waren etwas geängstet, aber ich beruhigte sie sehr schnell, indem ich ihnen sagte, daß sie nicht erschrocken sein mußten, das Gas sei wohl ausgegangen und es würde bald wieder hell werden. Ich für meinen Teil hätte kein Manuskript und könne daher genauso gut in der Finsternis sprechen wie im Licht, wenn sie so gut sein wollten und sich hinsetzen oder still stehen und zuhören würden. Wenn meine Predigt jetzt ausgearbeitet gewesen wäre, dann wäre es undenkbar gewesen, sie zu Ende zu führen, und so war ich trotz der mißlichen Lage um so weniger in Aufregung. In Gedanken kam mir sofort der gut bekannte Text, der von dem Kind des Lichts spricht, das in der Finsternis wandelt, und von dem Kind der Finsternis, das im Licht wandelt, und ich fand genügend treffende Beispiele, die nur so in meinen Geist einströmten. Als die Lampen wieder aufleuchteten, da sah ich vor mir eine so auf-

merksame Zuhörerschaft, wie man es sich nur wünschen kann. Das eigentlich Seltsame an der ganzen Sache aber war, daß wenig später in einer anderen Gemeindeversammlung zwei Personen nach vorne kamen, um ihren Glauben zu bekennen, die angaben, sie hätten sich an jenem Abend bekehrt. Der erste von beiden verdankte seine Bekehrung dem ersten Teil der Predigt über den Text, der mir so ins Auge gesprungen war; der andere führte seine Bekehrung zurück auf den zweiten Teil, der durch die plötzliche Dunkelheit hervorgerufen worden war. So nahm sich die göttliche Vorsehung meiner an. Ich warf mich selbst ganz auf Gott, und er arrangierte es, daß das Licht exakt in der für mich richtigen Zeit ausging. Einige mögen das lächerlich finden, ich bete Gott dafür an; einige mögen es sogar verurteilen, ich freue mich darüber.

18. Liebe, Freierspfade und Ehe

Von Frau Susannah Spurgeon

Als ich vor dieser heiligen und delikaten Aufgabe stand, die Ereignisse der Jahre 1854 und 1855 in diesem Kapitel niederzuschreiben, da schienen mir nur zwei mögliche Wege dazu offen zu stehen: Ich konnte versuchen, durch Benutzung der allgemein üblichen Phrasen und Gemeinplätze die liebliche Wahrheit unserer Liebesgeschichte zu verbergen – ich konnte aber auch versuchen, die ganze Fülle meiner Seele niederzuschreiben, konnte meine Feder dazu zwingen, die tatsächlich reale Sicht der Vergangenheit vorzulegen, wie sie sich nach und nach wieder vor meinen Augen in lebendige und liebevolle Wirklichkeit verwandelte. Ich wählte den letzteren Weg, ich fühlte mich einfach dazu gedrängt. Meine Hand hat dem Diktat meines Herzens gehorcht und, wie ich auch meine, der Führung des irrtumslosen Geistes.

Vor vielen Jahren habe ich einmal eine höchst ergreifende Geschichte gelesen. Immer wieder muß ich jetzt an diese Geschichte denken, wo ich durch die Zusammenstellung dieses Kapitels dazu gezwungen bin, die Aufzeichnungen der vergangenen Jahre zu lesen, die seit langem verschlossenen Briefe meines Geliebten wieder zu öffnen und die glücklichen Tage noch einmal zu durchleben, als wir füreinander alles in allem waren. Ich kann mich nicht mehr an die Einzelheiten der Geschichte erinnern, die mich so sehr beeindruckt hat, aber die hauptsächlichen Gedanken weiß ich noch: Ein verheiratetes Paar war dabei, einen der großen Gletscher im Hochgebirge zu überqueren, als ein furchtbarer Unfall geschah. Der Mann fiel in eine der riesigen Gletscherspalten, die es auf

allen Gletschern in Massen gibt – das Seil riß, und die Spalte war so tief, daß man keine Hilfe mehr leisten konnte. Selbst der tote Körper konnte nicht geborgen werden. Über den Schmerz dieser Frau müssen wir den Schleier des Schweigens hüllen.

Vierzig Jahre später konnte man sie zusammen mit dem Bergführer, der damals bei ihnen gewesen war, an dem Hotel stehen sehen, das dem Fuße des Gletschers am nächsten war. Sie warteten, daß das ewige Eis seinen Toten hergab. Denn man konnte gemäß dem gut bekannten Gesetz des Gletscherwachstums etwa um diese Zeit erwarten, daß der Körper des Ehemannes durch den aus dem Gletscher strömenden Gebirgsbach mit herausgespült würde. Geduldig und standfest wachten und warteten sie, und schließlich wurden ihre Hoffnungen erfüllt. Eines Tages wurde der Körper aus seinem Gefängnis aus Eis erlöst, und die Frau sah wieder die Gestalt dessen, der so lange von ihr getrennt war!

Das eigentlich Ergreifende an dieser Geschichte aber lag in der Tatsache, daß sie zu diesem Zeitpunkt eine alte Frau war, während der gerade befreite Körper ihres Mannes der eines relativ jungen und gesunden Mannes war. So getreu hatte das kristallene Grab den Juwel aufbewahrt. Die vierzig Jahre hatten auf seinem Gesicht keine Falten entstehen lassen, die Zeit konnte ihn in *diesem* Grab nicht erreichen, und so sah die alt gewordene Frau für einen kurzen Augenblick den Mann ihrer Jugend noch einmal so, wie er war in den Tagen, die für immer vorbei waren! Irrendwie ähnlich ging es mir bei der Zusammenstellung dieses Kapitels.

Das erste Mal sah ich meinen zukünftigen Ehemann bei der ersten Predigt, die er in der New Park Street hielt. Von Kindheit an hatte ich das große Vorrecht, mit »Vater Olney« und seiner Frau gut bekannt zu sein, und ich war in ihrem Haus ein häufiger Gast, sowohl in Borough, als auch in West-Croydon. Aufgrund dieser Freundschaft befand ich mich an jenem Sonntagabend, am 18. Dezember 1853, in der lieben kleinen Kapelle in ihrer Kirchenbank.

Als die Familie Olney von dem Morgen-Gottesdienst zurückgekommen war, füllten sehr unterschiedliche Gefühle ihr Herz. Sie hatten noch nie zuvor solch eine Predigt gehört. Sie waren befremdet und zugleich erstaunt; aber sie hatten königliche Leckerbissen erhalten. Dennoch waren sie sehr besorgt um den jungen Prediger, der durch die vielen leeren Kirchenbänke sehr entmutigt war und sich offensichtlich zu seinen lieben Leuten in seiner überfüllten Kapelle in der Grafschaft Cambridge zurückwünschte. »Was können wir tun?«, sagte der gute Diakon Olney, »wir müssen für ihn heute abend eine größere Versammlung zusammenbringen, oder wir werden ihn verlieren!« Also wurde an diesem Sonntagnachmittag ein ganzer Haufen von Freunden und Be-

kannten aufgesucht, die man auf die verschiedenste Art und Weise dazu brachte, ihr Versprechen zu geben, daß sie am Abend in der New Park Street wären, um den wundervollen jungen Prediger zu hören. »Auch die kleine Susie muß mitkommen«, meinte der gute alte Olney. Ich glaube nicht, daß die »kleine Susie« irgendeinen besonderen Wert darauf legte mitzukommen. Ihre Vorstellungen von der Heiligkeit und Würde des geistlichen Dienstes waren durch die Berichte der morgentlichen Gottesdienstbesucher über die ungewöhnliche äußere Erscheinung des jungen Mannes eher geschockt und aufgerüttelt worden! Aber um meinen lieben Freunden einen Gefallen zu tun, ging ich doch mit, und so kam es, daß ich bei der zweiten Predigt meines lieben Ehemannes in London anwesend war.

Wie wenig kam mir doch der Gedanke, daß meine Augen den sehen würden, der meine große Liebe werden sollte! Wie wenig träumte mir von der Auszeichnung, die Gott für mein Leben hier vorbereitete! Denn wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich war in keiner Weise von der Rednergabe des jungen Predigers fasziniert, zumal seine dörfische Art, sich zu benehmen und zu reden, bei mir mehr Ablehnung als Bewunderung hervorrief. Ach, was war ich damals dumm! Ich war nicht geistlich genug, diese aufrichtige Darlegung des Evangeliums und sein mächtiges Ringen mit den Sündern zu verstehen. Was ich sah, war der große, schwarze Satin-Stehkragen, das lange, schlecht frisierte Haar und das blaue Taschentuch mit den weißen Punkten – das alles zog meine Aufmerksamkeit auf sich und weckte in mir, so fürchte ich fast, irgendwie Gefühle der Belustigung. Nur einen einzigen Satz habe ich aus der ganzen Predigt mitgenommen, und auch den nur aufgrund seiner Wunderlichkeit. Meiner Ansicht nach war es außergewöhnlich, daß ein Prediger von »den lebendigen Steinen in dem himmlischen Tempel, die vollkommen zusammengefügt sind durch den scharlachroten Zement des Blutes Christi« redete.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich ihm das erste Mal persönlich begegnet bin. Vielleicht hat er mich an jenem Sonntagabend angesprochen wie viele andere auch. Aber als es dann schließlich feststand, daß er die Stelle in der New Park Street-Gemeinde annehmen würde, um dort als ständiger Pastor zu sein, habe ich ihn gelegentlich im Haus unserer beiderseitigen Freunde getroffen, und ich bin auch manchmal gegangen, um ihn predigen zu hören.

Bis zu dieser Zeit hatte ich nie ein öffentliches Bekenntnis meines Glaubens abgelegt, obwohl ich unter dem Dienst von Pastor S. B. Bergne von der Poultry-Gemeinde etwa ein Jahr, bevor Spurgeon nach London kam, eingesehen hatte, daß ich einen Erlöser brauchte. Aber seither war

ich kalt und uninteressiert geworden gegenüber den Dingen Gottes. Zeiten der Dunkelheit, Verzagtheit und des Zweifels hatte ich durchgemacht, aber ich hatte alle religiösen Erfahrungen sehr sorgfältig in meiner Brust verschlossen. Meine Seele war kränklich und schläfrig, als ich unter den Dienst meines späteren Geliebten kam.

Stück für Stück wurde mir mein Rückgang bewußt, bis ich schließlich nach einem großen innerlichen Kampf geistliche Hilfe und Führung bei William Olney (»Vater Olneys« zweiter Sohn, mein angeheirateter Cousin) suchte, der als Sonntagsschul-Mitarbeiter in der New Park Street aktiv war. Er war ein wahrer Herr Großherz, ein Tröster junger Pilger. Vielleicht hat er dem jungen Pastor von mir erzählt – das weiß ich nicht. Jedenfalls war ich eines Tages sehr überrascht, als ich eine bebilderte Ausgabe der *Pilgerreise* von John Bunyan erhielt – von Herrn Spurgeon mit der Inschrift versehen: »Fräulein Thompson, mit dem Wunsch, sie möge auf der gesegneten Pilgerreise fortschreiten. Von C. H. Spurgeon, 20. April 1854.«

Ich glaube nicht, daß mein späterer Geliebter zu diesem Zeitpunkt irgend etwas anderes im Sinn hatte, als einer Seele in ihrem Kampf auf dem Weg zum Himmel zu helfen. Aber doch beeindruckte mich sein Bemühen um mich sehr, und dieses Buch wurde für mich außerordentlich kostbar und hilfreich. Nach und nach erzählte ich ihm, wenn auch mit viel Zittern, wie ich vor Gott stand, und er führte mich sanft mittels seiner Predigten und dem Gespräch mit mir durch die Kraft des Heiligen Geistes zu dem Kreuz Christi, wo ich den Frieden und die Vergebung fand, die meine müde Seele so sehr suchte.

Diese Dinge gingen eine ganze Zeitlang still und leise vor sich, unsere Freundschaft wuchs immer mehr, und ich war glücklich. Aber kein großer Traum über die Zukunft stand direkt vor meinen Augen bis zu jenem Tag, an dem der Kristall-Palast in Sydenham eröffnet wurde; es war der 10. Juni 1854. Eine große Gruppe von Freunden, zu denen auch Spurgeon gehörte, war bei der Eröffnung anwesend, und wir nahmen ein paar der erhöhten Plätze am Ende des Saales ein, dort, wo heute die Uhr befestigt ist. Als wir so da saßen, miteinander sprachen, lachten und uns so gut es ging amüsierten, während wir auf den Vorbeimarsch der Prozession warteten, gab Spurgeon mir ein Buch, das er flüchtig durchgeblättert hatte, zeigte mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle und sagte: »Was denken Sie über die Ansicht des Dichters in diesen Versen?« Das Buch, um das es ging, war Martin Toppers *Philosophie der Sprüche*, das damals frisch herausgekommen war. Es erfuhr gerade die ersten scharfen Brisen der Kritik, die sich später zu einem heulenden Sturm der Verunglimpfung und des schneidenden Sarkasmus entwickeln sollten. Aber in diesem Augenblick hatte ich keinen Gedanken an den Autor

und die Mißbilligungsrufe seiner Gegner. Der Zeigefinger führte meine Augen auf das Kapitel über »Ehe«, dessen einleitende Sätze folgendermaßen waren:

»Suche eine gute Frau von deinem Gott, denn sie ist die beste Gabe seiner Vorsehung; aber bitte nicht in kühnem Vertrauen um das, was er nicht versprochen hat: Du kennst seinen guten Willen nicht. Deshalb soll dein Gebet sich unterordnen unter ihn, und überlaß deine Bitte seiner Gnade, sei versichert, daß er es mit dir wohl macht. Wenn du eine Frau deiner Jugend haben sollst, dann lebt sie heute schon auf der Erde; deshalb denke an sie und bete für ihr Wohl.«

»Beten Sie für ihn, der einmal Ihr Ehemann sein wird?« sagte eine sanfte, leise Stimme in mein Ohr – so sanft, daß niemand sonst das Flüstern hörte.

Ich kann mich nicht erinnern, daß diese Frage eine hörbare Antwort bekommen hätte, aber mein schnell schlagendes Herz, das eine leichte Röte auf meine Wangen schickte, und meine niedergeschlagenen Augen, die fürchteten, das Licht zu offenbaren, daß ihnen so plötzlich aufgegangen war, haben sicher eine Sprache gesprochen, die die Liebe verstand. Ich habe wohl nicht mehr sehr viel Interesse für die herrliche Prozession gezeigt, die nun durch den Kristall-Palast zog. Wir haben auch weder von dem Buch, noch von seinen Theorien jemals wieder gesprochen, aber als die Eröffnungsfeierlichkeiten vorüber waren und die Besucher wieder ihre Plätze verlassen konnten, da flüsterte noch einmal dieselbe sanfte Stimme: »Würden Sie mitkommen und noch einen Spaziergang mit mir durch das Gebäude machen?« Ich weiß nicht mehr, wie wir es schafften, von dem Rest der Gruppe wegzukommen, aber wir gingen lange miteinander, nicht nur durch das wundervolle Gebäude selbst, sondern auch durch den Garten und sogar hinunter bis zum See, neben denen die mächtigen Kolosse ausgestorbener Tiere nachgebildet worden waren. Während dieses Spaziergangs an jenem denkwürdigen Tag im Juni hat, so glaube ich fest, Gott selbst unsere Herzen mit den unlöslichen Banden wahrer Zuneigung verbunden und, auch wenn wir es damals noch nicht wußten, uns für immer einander gegeben.

Nicht lange danach (am 2. August 1854) wurde das süße Geheimnis zwischen uns durch die Verlobung öffentlich bekannt gemacht. In dem Tagebuch, das ich damals führte, findet sich dieser freudige Eintrag: »2. August 1854 – Es ist unmöglich, all das niederzuschreiben, was heute morgen geschehen ist. Ich kann nur in Stille die Gnade meines Gottes anbeten und ihn für all seine Wohltaten loben.« Nach unserer Verlobung lernten wir uns sehr schnell immer besser kennen. Ich ging, so oft ich konnte, zu den Gottesdiensten und Veranstaltungen der New Park Street-Gemeinde und wurde dort am 1. Februar 1855 von meinem Ge-

liebten auf das Bekenntnis meiner Buße und Umkehr zu Gott und meines Glaubens an unseren Herrn Jesus Christus getauft.

Der junge Prediger hatte nicht viel Zeit neben seinen Pflichten, aber er kam gewöhnlich am Montag zu mir und brachte seine Predigt mit, die er für die Presse überarbeiten mußte. Ich lernte es, still zu sein und meinen eigenen Aufgaben nachzugehen, während er seine entscheidend wichtige Arbeit tat. Dies war eine gute Schulung für eine zukünftige Pastorenfrau.

Wir wünschten uns beide, einen Besuch in Colchester machen zu können, damit ich den Eltern Spurgeons als ihre zukünftige Schwiegertochter vorgestellt werden konnte. Nach einigen Schwierigkeiten und Enttäuschungen erhielt ich die Erlaubnis meines Vaters, und so brachen wir zu unserer ersten gemeinsamen und entscheidenden Reise auf. Das wunderbare Neuland dieser Erfahrung haben wir erfrischend und lebendig empfunden und aufgenommen. Es ist nicht verwunderlich, daß meine Erinnerungen an diesen Besuch etwas verschwommen, wenn auch durch und durch glücklich sind. Ich wurde herzlich willkommen geheißen, umarmt und liebevoll in die Familie aufgenommen. Ich erinnere mich, daß ich an alle Orte und Objekte von Interesse in und um Colchester gebracht wurde; aber was ich da sah, das weiß ich nicht mehr. Die Freude darüber, daß ich den ganzen Tag mit meinem Geliebten zusammen sein konnte und das drei oder vier Tage lang, war genug, um mein Herz durch und durch glücklich zu machen.

Im Laufe der Zeit bekam mein Geliebter immer mehr Predigtverpflichtungen, und doch fand er immer wieder Zeit, mich durch seine liebevollen Besuche und Briefe glücklich zu machen, und Sonntagmorgens erlaubten mir meine Eltern beinahe immer, an seinen Gottesdiensten teilzunehmen. Und doch war diese Freude mit viel Schmerz durchzogen, denn im Frühjahr des Jahres 1855 predigte er in der Exeter-Halle vor großen Menschenmengen, und die physische Belastung dadurch war riesengroß. Manchesmal schien seine Stimme fast zu brechen und zu versagen, wenn er die Sünder aufforderte, zu Christus zu kommen, oder wenn er den Herrn in seiner Allmacht und Gerechtigkeit verherrlichte. Unter dem Pult auf dem Tisch vor ihm stand immer ein Glas mit scharfem Weinessig. Ich wußte, was es bedeutete, wenn er auf dieses Mittel zurückgreifen mußte. Wie hat mein Herz für ihn geschmerzt! Was für eine Selbstkontrolle war notwendig, um ruhig und gefaßt zu bleiben und still zu sitzen auf meinem Platz in der kleinen Seitengalerie! Wie gerne hätte ich das Recht gehabt, nach dem Gottesdienst hinzugehen und ihn zu trösten und aufzumuntern. Stattdessen ging ich weg, wie alle anderen Leute auch – ich, der ich zu ihm gehörte und ihm näher war als

jeder andere dort! Es war eine harte Schule für ein junges und liebendes Herz!

Mit seltener Klarheit sehe ich vor mir jenen Sonntagabend, als er über den Text predigte: »Sein Name wird in Ewigkeit bleiben.« Es war ein Thema, in dem er lebte, es war sein Hauptanliegen, seinen herrlichen Erlöser groß zu machen, und er schien in dieser Predigt seine Seele und sein Leben vor seinem wunderbaren König in Huldigung und Anbetung auszuschütten. Ich aber fürchtete, er werde im Angesicht all dieser Menschen sterben! Als die Predigt an ihr Ende gekommen war, machte er einen letzten Versuch, noch einmal seine Stimme wiederzugewinnen, sie versagte fast völlig, und nur in gebrochenen Sätzen konnte man den ergreifenden Schluß seiner Rede hören: »Auch wenn ich vergehe, der Name Christi bleibt auf ewig! Jesus! Jesus! JESUS! Krönt ihn zum Herrn aller Dinge! Ihr werdet von mir nichts anderes mehr hören. Dies sind für heute meine letzten Worte in der Exeter-Halle. Jesus! Jesus! JESUS! Krönt ihn zum Herrn aller Dinge!« Dann fiel er fast ohnmächtig zurück auf den Stuhl, der hinter ihm stand.

In späteren Tagen, als der Herr ihm diese silberklare Stimme bereitet hatte, die die Ohren der Menschen hinreißt, während die Herzen gepackt werden, gab es nur noch selten einmal eine Wiederholung dieser schmerzvollen Szene, die ich zu schildern versucht habe. Er sagte immer im Spaß, daß seine Kehle mit Schotter ausgelegt worden sei, aber ich glaube, daß der ständige und natürliche Gebrauch seiner Stimme bei den vielen Predigten und Ansprachen, die er hielt, das eigentliche Geheimnis dafür war, daß er von Stimmbänderkrankheiten völlig verschont blieb.

Während dieser ersten Zeit in der Exeter-Halle wurde die Kapelle in der New Park Street vergrößert, und als dies beendet war, kehrte er wieder auf seine eigene Kanzel zurück. Die Gottesdienste in der großen Halle hörten auf, und meine Ängste waren, jedenfalls für eine kurze Zeit, ausgestanden.

Aber sein Werk wuchs fast täglich, und seine Bekanntheit wurde immer größer. In dieser Zeit gab es viele denkwürdige Versammlungen unter freiem Himmel. Die Briefe, die ich habe, geben einen kurzen Einblick in zwei dieser Ereignisse. Am 2. Juni 1855 schreibt er: »Am letzten Abend kamen etwa 500 Menschen auf das Feld und gingen nachher auch mit zur Kapelle unter der freundlichen Führung durch Herrn Eldridge. Mein Herr hat mir Vollmacht und Freimut gegeben. Ich glaube sicher, daß Seelen gerettet wurden. Was mich betrifft, ich habe wie der schlimmste der Sünder gepredigt zu solchen, die wie ich die Schlimmsten der Sünder waren. Es gab viele Tränen und nicht wenig Lachen.«

Dann, am 23. desselben Monats, erhielt ich einen jubelnden Brief, in

dem Folgendes stand: »Gestern bin ich auf die Höhe der Herrlichkeit eines Predigerlebens gestiegen. Meine Versammlung war enorm groß, ich denke, es waren 10 000 Leute (es war auf einem Feld in Hackney). Jedenfalls waren es bestimmt zweimal so viele wie in der Exeter-Halle. Der Herr war mit mir, es herrschte eine andächtige Stille. Aber der Abschluß – noch nie hat ein sterblicher Mensch einen enthusiastischeren Beifallssturm erlebt! Es ist ein Wunder, das ich noch am Leben bin! Nach dem Gottesdienst versuchten fünf oder sechs Herren, einen Durchgang zu schaffen, aber ich wurde unter Tränen und Gebet mindestens eine Viertelstunde lang herumgetragen – mir kam es wie eine Woche vor! Ich versuchte, bei meinen Runden um das Feld herum einen Ausweg zu finden. Plötzlich sah ich eine schöne, offene Kutsche, in der zwei Leute saßen. Ich sprang hinein und bat sie, wegzufahren. Dies taten sie freundlicherweise, und ich stand auf, winkte mit meinem Hut und rief: »Der Segen Gottes sei mit Euch!« Tausende von Hüten wurden erhoben und viele Tränen flossen. Natürlich konnte ich auch mitten in diesem Applaus schon das dumpfe Donnern eines nahenden Sturmes der Ablehnung hören, aber selbst das kann ich um des Herrn willen ertragen.«

Dies war eine wahre Prophetie, denn es kam die Zeit, in der der Haß der Menschen gegen die Wahrheit, die er predigte, sich zu einer solchen Höhe erhob, daß kein Spott zu bitter und kein Hohn zu grausam sein konnte, während der Prediger mutig das Evangelium von der Gnade Gottes verkündigte, so wie er selbst es unter dem Kreuz Christi gelernt hatte. Aber Gott sei Dank, er erlebte auch, wie er wegen seiner Aufrichtigkeit und Treue geehrt wurde, und hat bis zu seinem Ende nie auch nur ein Jota zurückgenommen von seinem Glauben und seinem von ganzem Herzen kommenden Zeugnis von der Göttlichkeit der Lehre von der freien Gnade.

Im Juli dieses Jahres ging Spurgeon nach Schottland (1855), wo er seinen Urlaub mit vielen Predigtverpflichtungen kombinieren wollte – ein sehr schlechter Plan war dies, so fand er hinterher heraus, denn ein überstrapazierter Geist braucht in seiner Ruhezeit auch wirklich absolute Ruhe. Wird diese vernünftige Regel durchbrochen, dann leiden beide darunter, die Predigt und der Geist.

Das Jahr 1855 ging seinem Ende entgegen und wir freuten uns mit unaussprechlicher Freude auf die Zeit, da wir ein Haus unser Eigen nennen und mit den heiligen Banden einer Ehe, die »im Himmel geschlossen ist«, verbunden sein würden. Mein Geliebter verbrachte Weihnachten bei seinen Eltern in Colchester. Nachdem er mir persönlich »Auf Wiedersehen« gesagt hatte, schrieb er folgenden Brief: »Meine Süße – wie

liebe ich Dich! Ich sehne mich danach, Dich zu sehen. Und doch ist erst eine halbe Stunde vergangen, seit ich Dich verlassen habe. Tröste Dich selbst in meiner Abwesenheit mit dem Gedanken, daß mein Herz bei Dir ist. Mein gnädiger Gott möge Dich in allen Dingen segnen – im Herzen, im Fühlen, im Leben, im Tod, im Himmel! Mögen Deine Tugenden vollkommen, Deine Pläne verwirklicht, Dein Eifer fortgesetzt, Deine Liebe zu Ihm größer und Deine Erkenntnis über Ihn immer tiefer, höher und weiter werden – ja, möge noch mehr, als selbst mein Herz wünschen und meine Hoffnung erwarten kann, Dir geschenkt werden! Mögen wir füreinander ein Segen sein – da, wo ich irre, sollst Du vergeben, und wo Du einen Fehler machst, will ich ihn mehr als übersehen. Dein bin ich bis in den Himmel und auch dann – C. H. Spurgeon.«

Auf meinem Tisch liegt, während ich dies schreibe, ein Buch mit dem Titel *The Pulpit Library*. Es ist der *erste* Band der Predigten meines Geliebten. Auf der ersten leeren Seite findet sich die folgende Inschrift:

»In wenigen Tagen wird es außerhalb meiner Macht stehen, irgendetwas Fräulein Thompson zu schenken. Dies möge eine Erinnerung sein an unser fröhliches Zusammensein und unsere herrlichen Gespräche.

22. Dezember 55

C. H. Spurgeon.«

Die Hochzeit war für den 8. Januar 1856 angesetzt. Das Gebäude war übervoll, große Menschenmengen standen in den Straßen Spalier. Ich erinnere mich nicht an viel mehr. In der mit Menschen vollgepackten Kapelle kann ich noch dunkel eine riesige Hochzeitsgesellschaft sehen, die sich in den Kirchenbänken niedergelassen hatte. Ich sehe den alten Dr. Alexander Fletcher, wie er gütig auf die Braut und den Bräutigam herunterschaute, und die Diakone, wie sie versuchten, die begeisterten und eifrigen Zuschauer zu beruhigen.

Dann kam der Gottesdienst, der uns zwei wirklich eins machte. Mit feierlicher Freude in unseren Herzen standen wir Hand in Hand und sprachen die wenigen kurzen Worte, die uns rechtlich aneinander banden mit gesegneten Banden, solange dieses Leben dauert. Aber der goldene Ring, der dann an meinen Finger gesteckt wurde, der spricht, auch wenn er heute dünn und abgenutzt ist, von einer Liebe über das Grab hinaus. Er ist das feste Unterpfand einer geistigen und geistlichen Einheit, die durch alle Ewigkeit andauern wird.

Eine Londoner Zeitung vom 9. Januar 1856 enthielt die folgende Notiz von unserer Hochzeit:

»Gestern morgen konnte man eine seltsame Szene in der Umgebung der New Park Street-Kapelle beobachten. Die New Park Street-Kapelle ist ein großes Gebäude, das der Baptistenvereinigung gehört. Es liegt hinter dem Borough-Markt. Der Pastor an diesem Gottesdienstort ist C.

H. Spurgeon, ein sehr junger Mann, der vor einigen Monaten ein ganz besonderes Maß an Begeisterung in der Exeter-Halle hervorgerufen hat, wo er während der Zeit, in der seine Kapelle vergrößert wurde, predigte. Gestern morgen heiratete der junge Prediger. Und obwohl die Leute, die an diesem Ereignis ihr Interesse zeigten, nicht ganz so aristokratisch zu nennen sind wie die, die gewöhnlich die Hochzeiten in West End besuchen, übertrafen sie diese doch bei weitem in Anzahl und Begeisterung. Kurz nach acht Uhr strömten, obwohl der Morgen dunkel, feucht und kalt war, etwa fünfhundert Damen in leichter und fröhlicher Kleidung zusammen mit vielen Herren, Mitglieder der Gemeinde und persönliche Freunde, durch die Türen der Kapelle. Von dieser Zeit an wuchs die Menschenmenge so schnell an, daß die Durchfahrt mit Fahrzeugen blockiert war und ein Trupp der M-Division der Polizei entsandt werden mußte, um Unfällen vorzubeugen. Als schließlich die Kapellentüren geöffnet wurden, gab es einen wahren Ansturm, bis sie in weniger als einer halben Stunde wieder geschlossen werden mußten vor vielen weiteren eifrigen Zuschauern, die nicht wie die früheren und glücklicheren Eintrittskarten hatten. Die Braut war Fräulein Susannah Thompson, die einzige Tochter von Herrn Thompson aus Falcon Square, London. Die Zeremonie wurde durchgeführt von Pastor Dr. Alexander Fletcher aus der Finsbury-Kirche. Nach Abschluß der Zeremonie sprachen die Anwesenden in ihren Gratulationen dem neuerheirateten Paar ihre herzlichen Glückwünsche aus.«

19. Frühe Kritiken und Verleumdungen – Erste literarische Freunde

»In diesen Tagen wächst der Haß gegen die Geistlichkeit. Viele Jahre hindurch hat sich die Geistlichkeit voll behaupten können, aber sie verliert – zum Teil infolge ihrer immer größer werdenden Unfähigkeit – heute ihre hohe Position. Weil sie die Kanzel mißbraucht, anstatt sie fest und unerschrocken zu gebrauchen, hat die Welt angefangen, sie zu verachten. Heute sind wir ganz sicher kein von Priestern geführtes Volk, sondern ein von der Presse geführtes Volk. Ja, wir werden durch die Presse beherrscht. *Merkure, Kuriere, Journale, Gazetten und Magazine* sind heute die Richter über Ausdruck und Stil der Öffentlichkeit.« – C. H. S.

Dieses Kapitel ist nicht autobiographisch. Hier kommen Susannah Spurgeon und einige Redakteure von Zeitschriften zu Wort, die das geistige Klima beschreiben, das den jungen Spurgeon umgab.

In der Zeitschrift *The Earthen Vessel* vom Januar 1855 findet sich ein längerer Abschnitt, der als Autor einen gewissen »JOB« angibt. Spurgeon war der Meinung, daß es sich hierbei um den gefürchteten James Wells handelt, einen Baptisten, den er selber einmal in einem Brief »König James« nennt.

Die nachfolgenden Auszüge aus diesem Artikel sollen zeigen, wie dieser Veteran über den jungen »Grünschnabel« schrieb:

»Persönlich habe ich keine Antipathie gegen Herrn Spurgeon. Ich hätte auch nicht über ihn geschrieben, wäre es nicht, damit Sie seinen Dienst gut durchschauen. Sein Dienst ist eine öffentliche Angelegenheit und ist daher der öffentlichen Meinung zugänglich. Da Sie uns nun immer wieder versichern, daß seine Predigt über 1. Korinther 1,6: »... denn die Predigt von Christus ist in euch kräftig geworden«, bei weitem die beste sei, will ich, wenn Sie es mir erlauben, meine Meinung darüber vor Ihnen darlegen. Zunächst aber möchte ich ein paar Bemerkungen über Herrn Spurgeon machen, auf die er meiner Meinung nach ein Anrecht hat.

Erstens ist eindeutig, daß er von seiner Kindheit an sehr eifrig viele Bücher gelesen hat, besonders Bücher theologischer Art, und daß er zusätzlich zu seinen theologischen Forschungen auch Bücher klassischer und wissenschaftlicher Art gelesen hat. Auf diese Weise hat er sich Informationen aller Art angesammelt, die er nun durch das Gesetz der Assoziation austeilern und weitergeben kann, wie er will. Diese Fähigkeiten sind bei Herrn Spurgeon noch mit einer guten Rednergabe gekoppelt. Er hat die Gesetze der Rhetorik gut studiert, und seine Gestik paßt zu seinen Worten. Diese Kunst der öffentlichen Rede war im antiken Griechenland in einem solchen Maße vorhanden und geübt, daß die eine Person die Worte zu reden hatte, eine zweite mußte die Gestik dazu machen und mit allen verfügbaren Gesichts- und Körperausdrücken die gerade gesprochenen Worte unterstützen. Herr Spurgeon übt beides aus, das Reden und das Gestikulieren. – Spurgeon ist zu vertraut mit Elisha Coles, um nicht die Allmacht Gottes in der Bibel zu sehen; zu vertraut mit den Schriften von Toplady und Tucker, als daß er in der Bibel nicht die Lehre von der Erwählung und einer alles überwachenden Vorhersehung Gottes finden könnte; zu vertraut mit den Aussagen des vor kurzem verstorbenen Dr. Chalmer, um nicht über Planetenbewegungen und methodisch sich bewegendende Teilchen im Wasser und der Erde, von denen jedes seinen ihm gehörenden Bereich hat, zu philosophieren.

Dazu kommt noch, daß er ein wohlgesinnter Mensch zu sein scheint – freundlich, gütig, gerecht, voll guten Willens gegen seine Mitmenschen, gefällig in seiner Art, sozial – eine Art von Mensch, den nicht zu mögen fast unmenschlich zu sein scheint. Das gleiche könnte man von

Dr. Pusey und Cardinal Wiseman sagen. Aber dann wird es uns gegenwärtig, daß wir uns nicht nur hüten müssen vor dem rauhen Gewand einer nachgemachten und »arroganten Demütigkeit«, sondern auch vor den eleganten und unscheinbaren Schritten der Amalekiter. Und ebenso vor der sanften Kleidung einer verfeinerten und studierten Höflichkeit (Matth. 11,8) und dem faszinierenden Lächeln, das spricht: »Fürwahr, bitter ist der Tod« (1. Sam. 15,32). Samuel war zu aufrichtig, um sich so betrügen zu lassen. Wir müssen uns also vor den Worten schützen, die sanfter sind als Butter und glatter als Öl (Ps. 55,22). Keiner der Reformatoren war von dieser freundlichen Sorte, aber diese Geschöpf-Veredlungen werden von Tausenden für Religion gehalten und Zehntausende werden dadurch verführt. Die Schlange hat Eva durch sehr sehr große Freundlichkeit verführt, und so wollen es leider auch ihre Nachkommen haben – so wahr ist es, daß Satan nicht nur der Fürst der Finsternis ist, sondern auch zu einem »Engel des Lichts« wird, um, wenn möglich, sogar die Auserwählten zu verführen.

Und, was noch viel mehr ist, Spurgeon lernte, so sagt es der *Vessel*, mit fünfzehn Jahren den Herrn kennen. Wenn es doch nur um des Himmels willen so wäre – um des jungen Mannes willen und auch um der anderen willen! Aber ich habe – ich muß sie einfach haben – meine Zweifel über die göttliche Realität dieser Bekehrung. Ich sage nicht – denn das darf ich nicht sagen –, daß er kein erneuerter Mensch sei, aber das eine weiß ich, daß es Bekehrungen gibt, die nicht von Gott sind. Es ist gleich, was für Überzeugungen ein Mensch hat, was für Seelenqualen er wegen seiner Erlösung durchsteht, was für einen furchtbaren Schrecken er erlebt und wie ernst dieser auch gewesen sein mag, was für eine Befreiung davon er auch gehabt haben mag, ob durch Träume oder Visionen oder durch sein natürliches Gewissen, ob durch den Buchstaben oder sogar die augenscheinliche Macht des Wortes. Wenn er in seinem Geist und seinem Dienst nicht den Test des Gesetzes der Wahrheit bestehen kann und das Zeugnis Gottes hat, dann ist in ihm kein wahres Licht. Denn ein Mensch kann wohl intellektuell erleuchtet sein, er kann einen Geschmack bekommen von der himmlischen Gabe, er kann, seinem Bekenntnis nach, Teilhaber sein am Heiligen Geist und geschmeckt haben das gute Wort Gottes (Hebräer 6) und doch nicht wiedergeboren sein. Deshalb ist er nicht der Gefahr des Abfalles entflohen, nicht einmal des Abfalles von dem Teil der Wahrheit, das er vielleicht besitzen mag. Solche Menschen sind nie bis ins Letzte davon überzeugt, wie ihre wahre Natur wirklich ist. Psalm 38 und Römer 7 zeigen einen Weg auf, an den sie sich anzunähern versuchen und über den sie hervorragend reden können, und doch beweisen sie zur gleichen Zeit, daß sie nicht wahrlich darin wandeln. Herr Spurgeon sagt uns in seiner Predigt über den Dienst

der Engel, daß er mehr Engelsdienst über sich hat als die meisten Menschen. Nun denn, vielleicht hat er, aber selbst wenn ein wirklicher Engel vom Himmel käme und ein anderes Evangelium predigte, soll es nicht angenommen werden . . .

Was den Dienst von Herrn Spurgeon betrifft, so glaube ich folgendes:

1. Daß er eine ganz schreckliche Irreführung ist, daß er an den wirklich wesentlichen Dingen im Werk des Herrn vorbeigeht und daß er Menschen in großen Massen zu Christen macht, die keine Christen durch die lebendigmachende und innewohnende Kraft des Heiligen Geistes sind. Daher sind die von der Willensfreiheit überzeugten, die verstandesmäßigen Calvinisten gleich welcher Schattierung, von ihm begeistert, ebenso wie die philosophischen und intellektuellen Christen! Es ist nichts anderes, als andere mit der Täuschung zu täuschen, mit der man selbst getäuscht wurde.

2. Daß, weil er ja auch ein paar Wahrheiten sagt, es auch echte Bekehrungen geben kann unter seiner Predigt. Solche werden wirklich um ihre Errettung besorgt sein und werden nach einiger Zeit seinen Dienst verlassen, um eine geistliche Hilfe zu finden, die ihnen auf den holprigen Wegen ihrer einsamen Erfahrungen beisteht.

3. Wenn ich auch einem solchen »geistlichen« Dienst nicht den moralischen Wert beimesse, wie ich dies bei einem wirklich vom Heiligen Geist getriebenen Dienst tun würde, so mag er doch einen moralischen und sozialen Wert haben für einige Leute, die vielleicht nur einem solchen intellektuellen oder vielmehr rhetorisch begabten Mann wie Spurgeon zuhören wollen, auch wenn sie dieses Vorrecht nur haben können auf die Gefahr der tödlichen Irreführung hin.

4. Meine Meinung, mein Argument und meine Schlußfolgerung sind, daß kein Mensch, der sein eigenes Herz kennt, der weiß, was das tagtägliche Kreuz bedeutet, und der den Unterschied zwischen Form und Kraft, Namen und Leben, Erscheinung und Substanz kennt, den Unterschied zwischen dem scheppernden Blech oder der klingenden Schelle und der Stimme der Taube, die die klagenden, aber heilenden Töne von Golgatha in die einsame und zermarterte Seele fließen läßt – daß kein Mensch, der auf diesem Weg wandelt, unter dem Predigtdienst von Spurgeon irgendeine Hilfe bekommen kann.

5. Ich glaube, daß Spurgeon sich keinen Weg hätte aussuchen können, der seiner Popularität dienlicher gewesen wäre. Sein Dienst wendet sich höflich einladend an alle. Folglich nimmt er uns auch in seiner Predigt alle mit offenen Armen auf, er, der alle Lehren predigt und der keine Lehre predigt, er, der alle Erfahrungen predigt und der keine Erfahrung predigt. Und folglich nehmen intellektuelle strenge Calvinisten, die eine bereitwillige Ader haben, ihn gerne auf in ihre Kanzeln und zei-

gen damit sofort, daß der Mann der Sünde, der Geist des Abfalles in ihrer Mitte lauert. Ebenso nehmen ihn die offenen Calvinisten auf und zeigen, daß genug von ihrem Geist auch auf ihm liegt, so daß er ihr lieber Bruder wird. Nur kommt ihnen sein allzu großer Calvinismus ein wenig in den Weg, aber sie hoffen, daß die Erfahrung diesen calvinistischen Anstrich bald wegnimmt und die ganze Sache dadurch annehmbarer wird. In diesem Punkt jedoch, glaube ich, werden sie enttäuscht werden. Er hat sich seine Sphäre gewählt, seine Kreise mögen exzentrisch sein, aber er wird sie weiter ziehen mit intellektuellem Schein, wird seine kometenartige Anziehungskraft nutzen und die Kreise all der anderen durchkreuzen, freundlich ihnen allen gegenüber scheinen und doch zu keinem von ihnen gehören.

Seine Originalität liegt nicht in dem Material, das er benutzt, sondern in der Art und Weise, wie er es zusammenstellt, so daß es seinen eigenen Gedanken dienlich ist; daran arbeitet er hart. (In dieser Hinsicht ist er ein Tadel für einige der Geistlichen unserer eigenen Denomination, die nicht hart arbeiten, nicht studieren, nicht eifrig sind, sondern träge, schwerfällig, nachlässig, mit leerem Kopf und, sowohl auf der Kanzel, als auch zu Hause, mit leeren Händen. Ihr Predigen ist dann wie ein Säen in den Wind und ein Ernten im Sturm. Deshalb verlassen viele unsere Gottesdienste und ziehen ein halbherziges Evangelium vor, das aufrichtig und mit Enthusiasmus gepredigt wird. Sie ziehen es einem vollen Evangelium vor, das nicht einmal halb gepredigt wird oder das ohne Abwechslung, Leben oder Vollmacht gepredigt wird. Möge der Herr seine Diener aufwecken, daß sie arbeiten, solange es noch Tag ist!)

Um das Gesagte zusammenzufassen: Ich mache wohl jedes Zugeständnis an ihn um seiner Jugend willen. Dennoch bin ich davon überzeugt, daß wir in ihm das vor uns haben, was er bis zu seinem Ende sein wird.«

Frau Spurgeon schrieb zu diesen und ähnlichen Angriffen auf ihren Mann:

»Was für bittere Schmerzen bedeuteten diese Angriffe für mich. Entweder trauerte mein Herz mit ihm, oder es entbrannte mit Entrüstung gegen seine Angreifer. Lange Zeit fragte ich mich, was ich tun könne, um ihm einen ständigen Trost vor Augen zu geben, bis ich schließlich einen Weg fand: Ich nahm die folgenden Verse, gedruckt in großen Altenglischen Lettern, und faßte sie in einen schönen Rahmen:

»Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind«, Matthäus 5,11.12.

Dieser Text wurde in unserem Haus aufgehängt, und der Prediger las

ihn jeden Morgen – er erfüllte seinen Dienst in gesegneter Weise, denn er stärkte sein Herz und machte ihn fähig, die unsichtbare Rüstung anzulegen, mit der er freundlich unter den Menschen wandeln konnte, ungestört durch ihre Verleumdungen, nur bedacht auf ihr Bestes und ihre wichtigsten Bedürfnisse.«

Einer der ersten und auch einer der größten unter den literarischen Befürwortern Spurgeons war James Grant, der Herausgeber des *The Morning Advertiser*, einer Zeitschrift, die, so bezeugt ein zeitgenössischer Schriftsteller, unter Grants Führung »auf die Ebene einer erstklassigen Morgenzeitung gebracht wurde, die nur noch hinter *The Times* zurückstand, sowohl was die Verbreitung, als auch was den Einfluß anbelangt«. In der Ausgabe vom 19. Februar 1855 veröffentlichte er einen Artikel, dessen Tenor durch den nachfolgenden Auszug daraus deutlich wird:

»Der Pastor C. H. Spurgeon

Ein junger Mann, einundzwanzig Jahre alt, ist vor kurzem unter unseren Predigern unter diesem Namen in der Stadt aufgetaucht und schafft eine große Sensation in der religiösen Welt. Er war gerade ein paar Wochen als Pastor in der Park Street-Gemeinde in Southwark, da war diese geräumige Kirche auch schon zum Überfließen voll, und bei jedem Gottesdienst mußten Hunderte wieder nach Hause gehen, weil sie nicht mehr hineinpaßten. Das Ergebnis war, daß man übereinkam, die Kapelle zu vergrößern. Der junge Prediger predigt acht Wochen lang in dem großen Saal der Exeter Hall, bis sein eigener Gottesdienstraum wieder eröffnet werden kann. Wie groß die Bekanntheit dieses fast noch jungen Predigers ist, wird sehr bald deutlich, wenn man bedenkt, daß gestern sowohl am Morgen als auch am Abend die riesige Halle, die 4000 bis 5000 Menschen faßt, bis auf den letzten Platz gefüllt war. Spurgeon gehört zu der Denomination der Baptisten . . . Er ist klein von Gestalt und etwas dick gebaut, was ihm, zusammen mit einem ausnehmend breiten, massiven Gesicht, das Aussehen eines Mannes von 26 oder 27 Jahren gibt. Seine Lehren sind die der Hyper-Calvinistischen Schule. Er ist, wie wir erfuhren, ein Mann mit einem außerordentlichen Wissen, besonders über theologische Fragen, und hat ein hervorragendes Denkvermögen. Es gibt keine Zweifel, daß er großartige Talente besitzt und sehr oft ein hohes Maß an Rhetorik beweist. Er zeichnet sich aus durch Reden voll Gefühl und Pathos, auch wenn er sich dessen nicht bewußt zu sein scheint. Trotz ein paar traurigen schlechten Eigenschaften des jungen Geistlichen dürfen wir sehr viel Gutes von ihm erwarten, denn er besitzt nicht nur Qualitäten, die im besonderen geeignet sind, Menschenmassen anzuziehen und zu halten, sondern er spricht auch die

Gewissen der Unbekehrten voll Glauben und Vollmacht an. Im Geist ehrlicher Freundschaft würden wir ihm raten, sich um ein etwas größeres Maß an Gewicht und Ernsthaftigkeit zu bemühen. Außerdem möchten wir ihm die unabdingbare Notwendigkeit bewußt machen, diese theatralischen Verhaltensweisen – beinahe hätten wir »melodramatischen« gesagt –, die er sich gerade angewöhnt, aufzugeben. In der Exeter-Halle ging er gestern abend auf der Bühne auf und ab, als stünde er auf den Brettern des Drury Lane-Theaters und würde in einem tragischen Stück auftreten. Statt dessen hätte er sich dem kleinen Häufchen der Bekehrten zuwenden sollen. Alles in allem aber scheint er jenes ehrwürdige Verhalten anzustreben, das für den Erfolg eines Dieners am Evangelium notwendig ist. Wir hoffen, daß er sich in dieser Hinsicht immer weiter entwickelt. Angesichts dessen geben wir ihm unsere freundschaftlichen Ratschläge. Er ist ein sehr origineller Prediger und wird deshalb immer große Zuhörerschaften anziehen. Folglich kann er sehr viel Gutes tun an solchen Gruppen von Menschen, die auf keine andere Art und Weise unter die Predigt von treuen Verkündigern des Evangeliums gekommen wären. Ganz offensichtlich hat er sich George Whitefield zum Vorbild genommen. Genau wie dieser unvergleichbare Prediger, dieser Fürst der Kanzelrede, liebt er besonders die ungewöhnlichen Anreden. Wie er besitzt er eine mächtige Stimme, die manchmal ruhig etwas gefälliger sein dürfte und nicht ganz so durchdringend, wenn er all zu laut wird.«

Spurgeons eigenes Zeugnis bestätigt die Annahme von James Grant, daß er sich »ganz offensichtlich . . . George Whitefield zum Vorbild genommen« hat. 1879 schrieb er:

»Die Bedeutung eines Mannes wie George Whitefield ist unermeßlich. Oft habe ich, wenn ich über sein Leben gelesen habe, das Bewußtsein einer sofortigen Kräftigung gehabt. Er lebte. Andere Menschen scheinen oft nur halb lebendig zu sein, Whitefield war ganz Leben, Feuer, Sturm, Kraft. Wenn ich nach meiner rechten Unterordnung unter meinen Herrn noch ein Vorbild habe, dann ist es George Whitefield. Aber ich muß ihm mit ungleichen Schritten auf seinem großartigen Weg folgen.«

Dieses Kapitel kann treffend abgeschlossen werden mit einem Auszug aus einer Flugschrift unter dem Titel *Warum so populär? Eine Stunde mit C. H. Spurgeon*, die ein Doktor der Theologie verfaßte:

»Ich bin mir vollkommen sicher, daß Sie selbst, wenn ich Sie fragen würde: »Warum sind Sie so populär und warum erfolgreich?«, antworten würden in einem Geist, der sich selbst demütigt und Gott erhöht: »Ich bin Nichts, Gott ist alles. Und seiner Allmacht schreibe ich all meine Po-

pularität und meinen Erfolg zu. «Nun bewundere ich zwar den Geist dieser Erklärung, aber ich kann sie nicht als eine Antwort auf meine Frage annehmen. Gott ist allmächtig, und in seiner Allmacht – die wesentlich zu seiner Gottheit gehört – hat er ein Recht, seinen Geist zu geben wann, wo, an wen und in welchem Maße er will. Aber er kennt keine Launen, keine Sinnlosigkeit, keine gedankenlose Willkür in seinem Darreichen. Er handelt nie ohne Überlegung, wenn er auch die Gründe, die seinen göttlichen Verstand beeinflussen, oft vor seinem Geschöpf, dem Menschen, verborgen hält. Dies, nicht eine launenhafte Willkür, ist Gottes Allmacht.

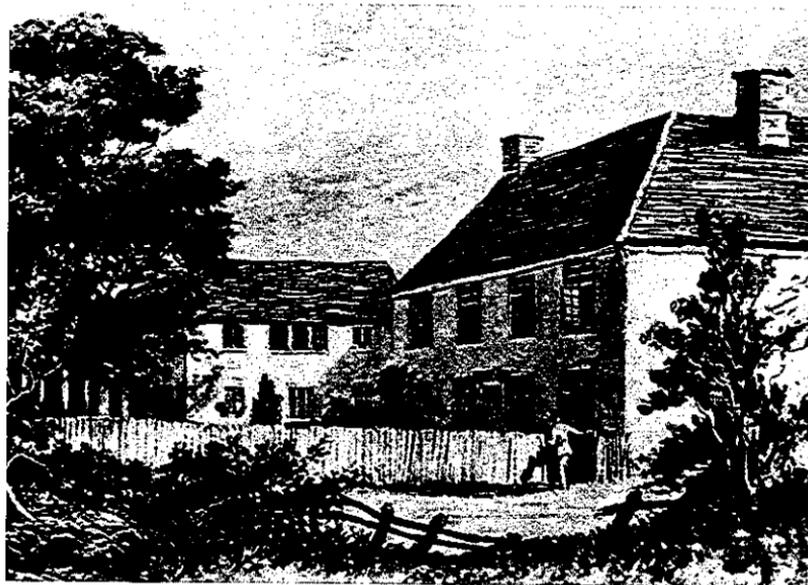
Wenn ich das Geheimnis Ihrer Popularität nicht in dem finden kann, was Sie predigen, kann ich es dann vielleicht in irgendeiner Besonderheit Ihrer Art zu predigen finden? Hier liegt meiner Meinung nach die Erklärung des Geheimnisses. Sie haben einen starken Glauben und folglich eine INTENSIVE AUFRICHTIGKEIT. In dieser Tatsache liegt wie in dem Haar Samsons das Geheimnis Ihrer Vollmacht. Machen Sie weiter, mein Bruder, und möge Gott Ihnen noch weit mehr Erfolg in Ihrem Dienst schenken! »Predige das Wort«, die alte Theologie, dieses »herrliche Evangelium des hochgelobten Gottes«, für das die Apostel arbeiteten und die Märtyrer starben. Fahren Sie fort, in all Ihrem Lehren das Kreuz Christi zu verkündigen, wie es in der christlichen Offenbarung gleich der Sonne in unserem Planetensystem die Mitte, das Zentrum ausmacht und allem sein Licht und seine Wärme austeilt. Sagen Sie den Menschen, daß jede Lehre, jede Aufforderung und jede Verheißung der Heiligen Schrift in einem unlösbaren Zusammenhang mit dem Kreuz steht und allein aus diesem Zusammenhang die Bedeutung und den Wert für uns bekommt.«

20. Wunderbares Wachstum – Daten und Fakten

Viele der Bekehrten der ersten Tage waren das direkte Ergebnis der Verleumdungen, denen ich so gnadenlos ausgesetzt war. Mein Name war in der öffentlichen Presse so oft in den Schmutz gezogen worden, daß er zum Tagesgespräch auf den Straßen wurde, und manch einer, der an der Tür unseres Gebetshauses vorbeiging, sagte sich: »Ich werde hineingehen und den alten Spurgeon hören.« So kam einer herein, um sich über den Prediger lustig zu machen. Aber dann stand er dort, bis das Wort sein Herz traf; und er, der seine Frau schlug, der aus seinem Haus eine Hölle machte, kam sehr bald mich besuchen, drückte mir die Hand und sagte:



Spurgeons Geburtshaus in Kelvedon/Essex; z. Z. dieser Zeichnung ein Gasthaus.



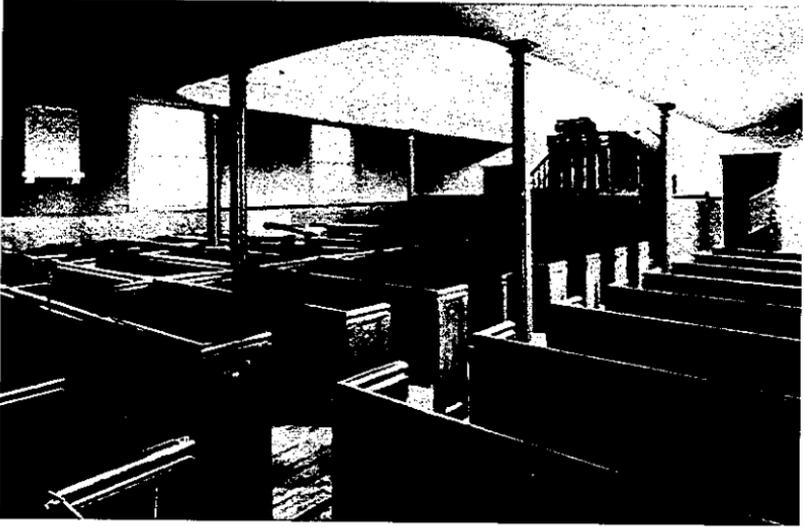
Das Pastorat des Großvaters in Stambourne.



Der Vater John Spurgeon (1810–1902).



Die Mutter Eliza, geb. Belchamp (1815–1888).



In dieser kleinen Methodisten-Kapelle hörte Spurgeon am 6. Januar 1850 die für ihn entscheidende Predigt »Schau auf ihn!«



Der Fährplatz am Lark bei Isleham Ferry; hier wurde Spurgeon am 3. Mai 1850 getauft.



In diesem Bauernhaus in Teversham hielt Spurgeon seine erste Predigt vor ein paar Bauern und ihren Frauen.



Die alte Kapelle von Waterbeach. Hier wurde Spurgeon mit 17 Jahren Prediger. Das Dorf erlebte eine geistliche Erweckung. In London wurde man auf Spurgeon aufmerksam.



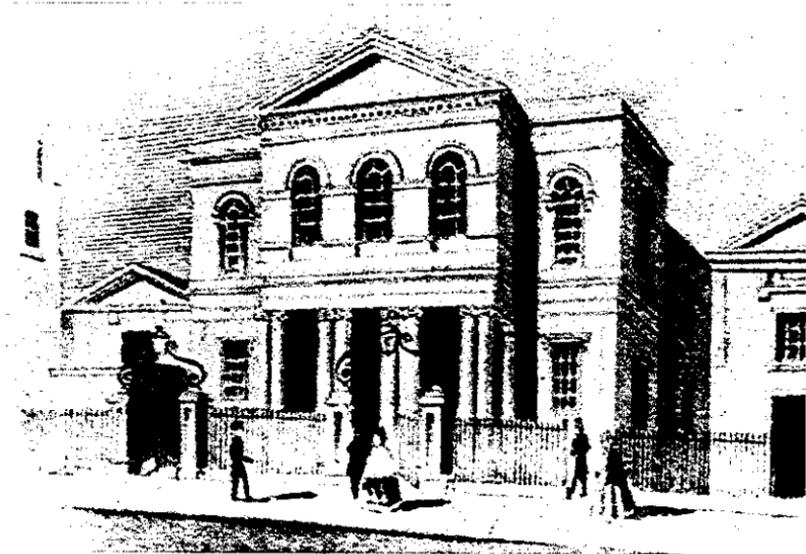
Der junge Prediger in der Kapelle der Baptistengemeinde in der
New Park Street, London.



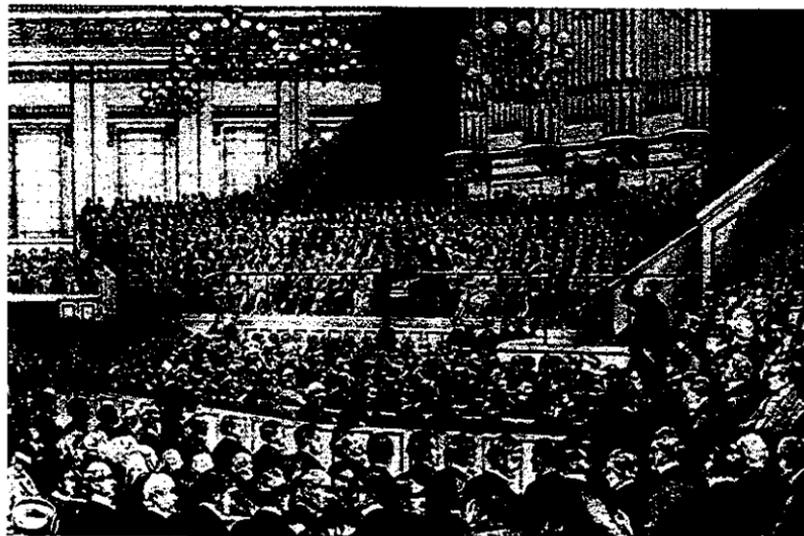
Susannah Spurgeon, geb. Thompson, die junge Frau des Predigers.



Ein seltener Schnappschuß: »Er ist klein von Gestalt und etwas dick gebaut, was ihm, zusammen mit einem ausnehmend breiten, massiven Gesicht, das Aussehen eines Mannes von 26 oder 27 Jahren gibt«. (s.S. 158)



Die Kapelle in der New Park Street.



Spurgeon predigt in der Exeter Hall, wo 1855 und 1856 die Abendgottesdienste stattfanden.



Eine baptistische Predigerkonferenz, 1856.



Im Gespräch mit seinem Freund und Verleger Joseph Passmore.



Der Vater
mit seinen
beiden
Söhnen
Charles und
Thomas.



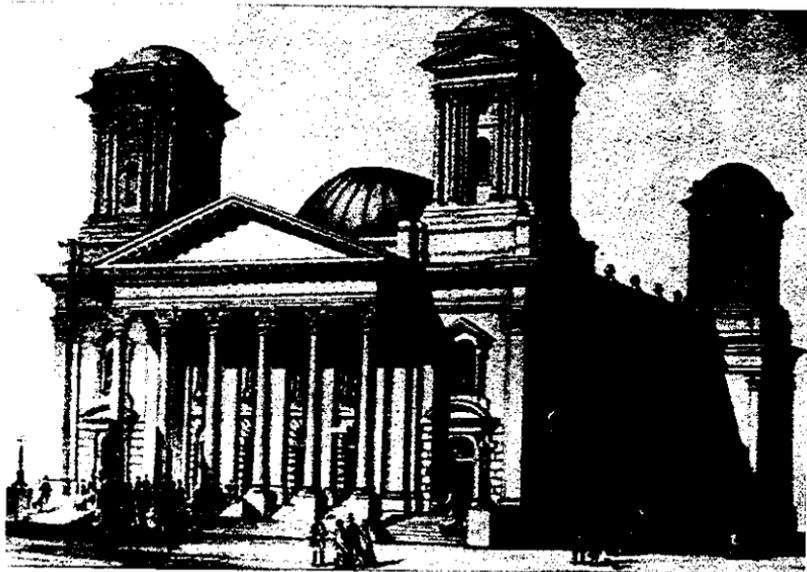
Bibliothek und Studierzimmer in Westwood.



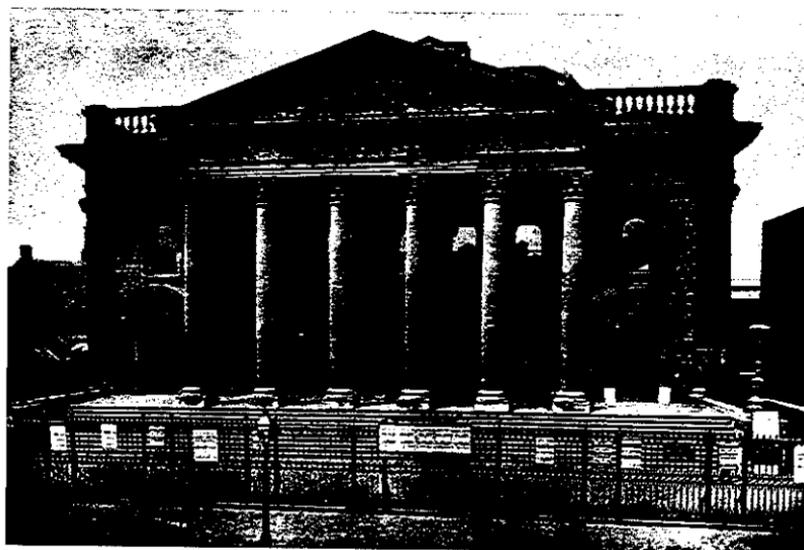
Spurgeon predigt in der Surrey Gardens Music Hall.



Der alte und der junge Zugführer – Karikaturen, mit denen auch Spurgeons Kritiker ihn immer bekannter machten.



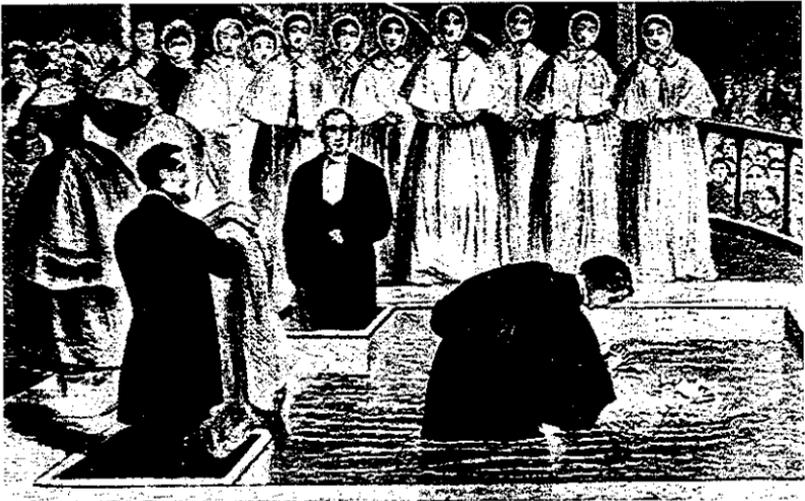
Der preisgekrönte Entwurf des neuen Tabernakels und . . .



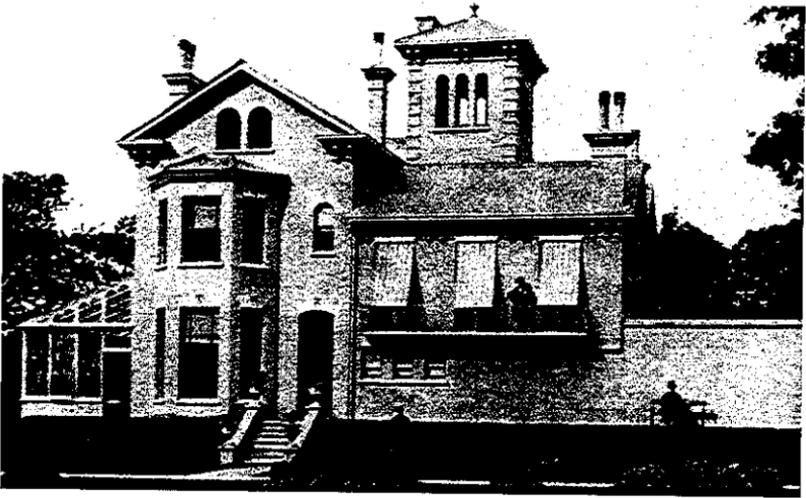
. . . seine Ausführung.



Das Innere des Neubaus.



Taufe im neuen Tabernakel.



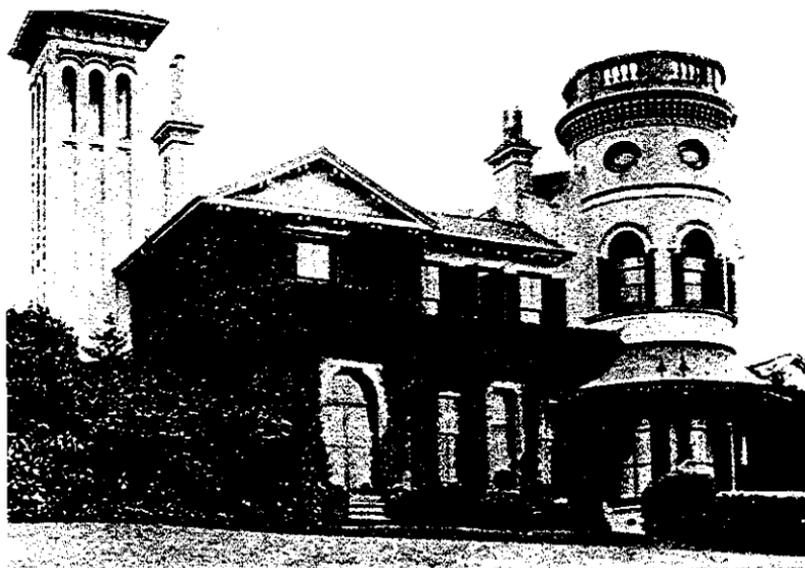
Spurgeon auf dem Balkon vor seinem Arbeitszimmer;
Gartenseite des Hauses in der Nightingale Street.



In Mentone mit Harrald, seinem Sekretär.



Das Waisenhaus für Jungen.



Westwood, das nach Verkauf von Helensbourgh erworbene Wohnhaus.



Der Prediger; Karikatur in einer Londoner Zeitung.



Das Silberhochzeitspaar 1881.



Eines der letzten Bilder vor seinem Tode.

»Der allmächtige Gott segne Sie, Herr. Da ist etwas dran an der wahren Religion.«

»Nun, erzählen Sie mir Ihre Geschichte.«

Ich habe ihre Geschichten gehört, und in Hunderten von Fällen war es immer wieder beglückend, von der Bekehrung zu hören.

Ich habe zu jenem Mann gesagt: »Schicken Sie Ihre Frau zu mir, damit ich höre, was sie über Sie sagt.« Die Frau ist gekommen, und ich fragte sie: »Was denken Sie nun über Ihren Ehemann, gute Frau?« »Oh, mein Herr, so eine Veränderung habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen! Er ist so gut zu uns. Er ist jetzt wie ein Engel und schien doch vorher wie ein Feind zu sein. O dieses verfluchte Trinken, Herr! Alles Geld floß in die Wirtschaft. Und wenn ich dann in das Haus Gottes ging, tat er nichts, als mich zu mißbrauchen. Oh! Zu denken, daß er nun am Sonntag mit mir kommt und daß das Alkoholgeschäft für ihn geschlossen ist. Und die Kinder, die ohne Schuhe oder Socken herumlaufen mußten, nun nimmt er sie auf seine Knie und betet so lieb mit ihnen. Oh, das ist eine Veränderung!«

An einem Sonntagabend kamen zwei Brüder zum Herrn. Es war der erste Abend gewesen, an dem sie mich in der New Park Street-Kapelle getroffen hatten. Dies sind die Umstände gewesen: Eine verwitwete Mutter hatte zwei Söhne, die fast zu Männern herangewachsen waren. Es waren hervorragende Kinder gewesen, aber nun begannen sie, starrköpfig zu werden, wie dies bei zu vielen jungen Leuten ist, und sie wollten der Kontrolle ihrer Mutter nicht mehr gehorchen. Sie wollten ihren Sonntag so verbringen, wie es ihnen gefiel, und manchmal an Orten, an denen sie besser nicht gewesen wären. Ihre Mutter beschloß, nie aufzuhören, für sie zu beten. An einem Abend nahm sie sich vor, nicht ins Haus Gottes zu gehen, sondern zu Hause zu bleiben, sich in ihr Zimmer einzuschließen und für die Bekehrung ihrer Söhne zu beten.

An diesem Abend, den sie für das Gebet reserviert hatte, sagte der älteste Sohn zu ihr: »Ich werde heute abend gehen, um den Prediger zu hören, der in der Southwark-Straße predigt. Er soll ein komischer Mann sein, und ich möchte ihn gerne predigen hören.« Die Mutter selbst hielt nicht viel von diesem Prediger, aber sie war so froh, daß ihr Junge überhaupt irgendwo hinging, wo das Wort Gottes erklang, daß sie sagte: »Geh, mein Sohn.« Er fügte hinzu: »Mein Bruder geht mit mir.« Diese zwei jungen Männer kamen in das Haus Gottes, und jener komische Prediger wurde ihnen zum gesegneten Anlaß für ihre Bekehrung.

Als ihnen die Mutter bei ihrer Rückkehr die Haustür öffnete, fiel ihr der älteste Sohn um den Hals und weinte, als würde sein Herz brechen. »Mutter«, sagte er, »ich habe den Erlöser gefunden. Ich bin an den Herrn Jesus Christus gläubig geworden.« Sie sah ihn für einen Augenblick an

und sagte dann: »Ich weiß, mein Sohn. Heute abend hatte ich eine solche Vollmacht im Gebet, und ich fühlte, daß ich den Sieg errungen hatte.« »Aber«, sagte der Jüngere, »Mutter, auch ich bin im Tiefsten getroffen worden und habe mich dem Herrn Jesus Christus übergeben.« Diese Mutter war glücklich, und auch ich war glücklich, als sie zu mir kam und sagte: »Sie sind das Werkzeug gewesen für die Bekehrung meiner zwei Söhne. Nie habe ich bisher an die Taufe gedacht. Aber nun sehe ich sie als die Anordnung des Herrn selbst an. Also möchte ich mit meinen Kindern getauft werden.« Es war eine große Freude, daß ich die drei hinab ins Wasser leiten und sie taufen durfte »auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes«.

Es wurden nicht nur viele bekehrt, die bisher unentschieden oder unbesorgt um ihre Seelen gewesen waren, sondern ich hatte auch die ganz besondere Freude, manche zu erleben, die selbst zu den Verleumdern und Lästerern gehört hatten und denen keine Sache grausam und gemein genug sein konnte, sie gegen mich vorzubringen, obwohl sie mich noch nicht einmal selbst gehört hatten. Manch einer ist zu mir gekommen, wenn er zur Gemeinde gehören wollte, und seine ersten Worte waren:

»Können Sie mir jemals vergeben?«

»Vergeben? Was denn?«

»Daß ich Sie auf gemeinste Weise beschimpft habe. Und doch hatte ich Sie noch nie in meinem Leben gesehen, hatte keinen Grund, so zu reden. Ich habe das Volk Gottes verflucht. Ich habe alles Böse gegen es geredet. Werden Sie mir vergeben?«

Aber ich hatte nichts zu vergeben. »Wenn Sie gegen das Volk des Herrn gesündigt haben«, erwiderte ich, »dann bin ich von Herzen froh darüber, daß Sie bereit sind, Ihre Sünden zu bekennen. Was mich betrifft, so wurde mir keine Beleidigung zugetragen, und ich habe auch keine angenommen.«

Immer und immer wieder ist dies in meinem Dienst geschehen, so daß ich heute nicht nur von solchen umgeben bin, die mich als ihren Vater in Christus ansehen, sondern ich habe auch eine ganze Menge von geistlichen Enkelkindern, die auch durch solche Söhne und Töchter zum Heiland geführt worden sind.

Die Liebe zwischen dem Prediger und »seinen« Bekehrten ist von besonderer Art. Das spürte ich vom Anfang meines Dienstes an. Vielleicht war auch deshalb das Band zwischen den Gemeindegliedern der New Park Street und mir besonders eng, weil sie sich wegen der Angriffe von außen, denen ich ausgesetzt war, besonders eng um mich scharten, so daß sie ganz bewußt den Weg mit mir gingen. Ich hatte nie Schwierigkeiten, sie von der Notwendigkeit besonderer Aktionen oder auch per-

sönlicher Opfer zu überzeugen. Erwählt von Gott, geliebt von ihm, bereit zu jedem Dienst für ihn – so lebten sie.

Oft bin ich vor dem Herrn auf meine Knie gegangen und habe ihm gedankt für die Wundertaten, die ich durch einige der Christen geschehen sah, mit denen ich so lang und glücklich verbunden war. In bezug auf den Dienst sind sie weit über das hinausgegangen, was ich von ihnen erbeten hätte. Sie haben ihrem Meister gedient, ohne die Kosten zu scheuen, und haben nicht nur gegeben, was sie entbehren konnten, sondern weit darüber hinaus. Oft habe ich mir die Tränen von den Augen gewischt, wenn ich sah, wie einige von ihnen dem Werk des Herrn Gaben zufließen ließen, die alle meine Vorstellungen vom Geben weit überstiegen. Einige kenne ich, die selbst in ihrer Armut alles gegeben haben, was sie hatten.

21. Die Mitarbeiter

Als ich nach London kam, lernte ich die alte Generation von Diakonen kennen – feine, großzügige Männer, ein wenig steif und unbeweglich, nicht unbedingt auf mich zugeschnitten, aber achtbare, stolze Dissenters in dunklem Rock und mit weißer Krawatte. Man wird von diesen Diakonen stets mit großem Respekt sprechen und wird dann nie Thomas Olney vergessen, meinen Berater und meine rechte Hand. Nie hatte ein Pastor einen besseren Diakon und eine Gemeinde einen treueren Diener. Seit sechzig Jahren war er Mitglied, seit einunddreißig Jahren Diakon und seit vierzehn Jahren Schatzmeister. Er war als ein pünktlicher und aufmerksamer Besucher der Gebets- und Bibelstunden bekannt. Er hatte einen kindlichen Glauben und zeichnete sich durch männliche Standhaftigkeit aus. Er glaubte an Jesus und arbeitete für ihn. Er war ein bewußter Baptist, aber auch ein großer Menschenfreund. Die Armen, und besonders die armen Gemeindeglieder, hatten in ihm immer einen Fürsprecher und Helfer.

Ich mußte einmal vor einer fremden Gemeinde predigen. Sie wirkte auf mich wie ein Grab, obwohl die Leute an jenem Abend herbeiströmten, doch wohl nur, um den Prediger zu hören. Der Chor sang wie auf einer Beerdigung, die Gemeinde reagierte, als wäre sie taubstumm. Nach der Predigt ging ich auf zwei Männer zu, die ich für Diakone hielt, die Säulen der Gemeinde; sie lehnten sich gelangweilt gegen die Türpfosten. »Sind Sie die Diakone dieser Kirche?« fragte ich sie. Ja, sie waren die ein-

zigen Diakone. Ich dachte es mir. Und damit war für mich auch der Zustand der Gemeinde kein Rätsel mehr. Hier war eine tote Kirche, vergleichbar jenem Schiff des Altertums, das vom Tod gesteuert wird. Diakone, Lehrer, Pastoren, Leute – alle tot, und trugen doch nach außen den Schein des Lebens.

Ich reagierte einmal sehr scharf auf einen von ihnen und meinte, er habe es auch verdient. Und was sagte er? »Das mag so sein; aber ich will Ihnen etwas sagen: Ich würde jeden Tag für Sie sterben.« – »Oh«, antwortete ich, »es tut mir leid, daß ich so scharf war. Aber Sie hatten es doch verdient – oder nicht?« Er lächelte, nickte, und damit war die Sache erledigt.

Eines Abends machte ein Diakon mir gegenüber eine Bemerkung, die eine empfindlichere Seele tödlich verletzt haben würde. Es war am ersten Sonntag im Monat, die Predigt war gehalten, und wir gingen hinunter in den Raum, in dem das Abendmahl angeboten wurde. Als ich fragte, wie viele teilnehmen würden, hörte ich: »Es waren nur sieben. Das lohnt sich doch wirklich nicht! Diesen ganzen großen Raum für sieben Leute!« Er hatte ganz recht, obwohl eine christliche Gemeinde kein Wirtschaftsbetrieb ist. Aber andererseits war es auch nicht Sache des Diakons zu bestimmen, ab welcher Teilnehmerzahl sich das Herrenmahl lohnte. Ich war verletzt. Doch ich war nicht jener Pastor, der allen Ernstes meinte, Gott lasse neben einem Baptistenpastor – ihm selbst – keinen gelten, der von gleicher Bedeutung wäre; denn gerade diesem Mann mußte es passieren, daß einer seiner Diakone davon überzeugt war, daß ein Diakon einer höheren Ordnung zugehörte, und am Ende überraschte es dann keinen, daß die beiden nicht mehr zusammen arbeiten konnten.

Ich ging eines Tages ins Tabernakel und gab einige Anordnungen, nicht ahnend, daß ich damit in den Aufgabenbereich gerade jenes Diakons eingriff, auf dessen Schultern die ganze Last der Verantwortung für das große Gebäude lag. Als er am Abend kam und sah, was da lief, und fragte, wer da in seine Arbeit eingegriffen hatte, half ihm seine Loyalität. »In Ordnung«, sagte er. »Es gibt nur einen Kapitän auf dem Schiff.« Dieser Satz wurde bei uns zum geflügelten Wort. Ich habe die Dienstbereitschaft unserer Brüder oft bewundert.

Nachdem mich eine längere Krankheit im Bett festgehalten hatte, sagte ich zu den Diakonen: »Ich befürchte, ihr seid euern kranken Pastor bald los.« Spontan kam die Antwort: »Wir wollen Sie lieber einen Monat im Jahr haben als einen anderen und den zwölf Monate!« Und ich glaube, die anderen dachten auch so, denn sie nötigten mich zu einer längeren Erholungsreise. Sie boten mir ein Urlaubsjahr an, oder auch nur mehrere Monate Ruhezeit. Aber ich konnte ihnen das nicht zumuten.

»Länger als sechs Wochen halte ich das nicht aus«, sagte ich, »es sei denn, daß mich der Herr heimholt.« – »Warum?« – »Warum fragt ihr? Denkt doch daran, daß Mose nur vierzig Tage auf dem Berg war, und schon machten sich die Kinder Israel und Aaron ein goldenes Kalb!«

Besonders stark erlebten wir die Liebe und Großzügigkeit der Diakone während einer schweren Krankheit. Mich überfiel damals eine unerklärliche Angst vor finanziellen Schwierigkeiten. Das war völlig grundlos, denn meine Frau und ich lebten ganz sparsam, um »niemandem etwas schuldig zu sein«, und auch das Werk des Herrn litt keine Not. Es muß wohl die extreme Schwäche, verbunden mit großen Schmerzen, gewesen sein, die mich für solche seltsamen und unbegründeten Ängste empfänglich machten, die sich nicht beschwichtigen ließen. Während ich mich nun in diesem traurigen Zustand befand, besuchte mich einer der Brüder. Nachdem er versucht hatte, mich zu trösten, sagte er: »Ich will sehen, was sich machen läßt« und ging nach Hause. Es verging keine Woche, bis er wiederkam und mir alles brachte, was er an Bargeld und anderem Vermögen besaß. »Hier, mein lieber Pastor, vor Ihnen liegt alles, was ich besitze. Nehmen Sie alles, was Sie brauchen, und haben Sie keine Angst mehr!« Sobald es mir besser ging, gab ich ihm natürlich alles zurück, was er mir unter solch seltsamen Umständen gebracht hatte, und selbst wenn ich es gebraucht hätte, hätte ich doch keinen Penny von ihm nehmen können; ich wurde so an das Wasser aus dem Brunnen in Bethlehem erinnert, das David nicht trinken konnte, weil seine Leute es unter Einsatz ihres Lebens geholt hatten. Aber ich habe diese liebevolle Geste des Bruders nie vergessen: Er war bereit, alles, was er hatte, hinzugeben, um seinem Pastor aus dessen unbegründeten Ängsten zu helfen.

Diakone und Älteste

Zur Zeit habe ich neun Diakone; sie sind wirklich liebenswerte, aktive, energische, warmherzige und großzügige Männer, und jeder von ihnen erscheint besonders geeignet für den Dienst, den er tut. Wie dankbar bin ich, daß ich nie der Pastor einer toten Gemeinde war, die von toten Diakonen regiert wurde!

Alle Mitarbeiter sind im wahrsten Sinne meine Brüder in Christus. Wenn wir miteinander oder voneinander sprechen, haben wir keine besonders vornehmen Umgangsformen. Ich werde »the Governor« (der Chef) genannt – vermutlich, weil ich nicht zu regieren versuche. Die Diakone heißen »Bruder William«, »Onkel Tom«, »Dear Old Joe«, »Prinz Charly«, »Alis Sohn« usw. Einige von ihnen sind Edelleute, die eigentlich Mitglieder des Parlaments sein sollten, aber wir lieben sie zu sehr, um sie so zu ehren.

Als ich zur New Park Street kam, hatte die Gemeinde zwar Diakone, aber keine Ältesten. Das Studium des Neuen Testaments brachte mich aber zu der Überzeugung, daß es beide Dienstordnungen geben sollte. Sie sind beide sehr nützlich: Die Diakone kümmern sich um die weltliche Seite der Gemeindegemeinschaft, die Ältesten um die geistliche Seite. Diese Arbeitsteilung bietet Einsatzmöglichkeit für zwei verschiedene Arten von Begabungen. Ich bin sicher, daß es gut ist, wenn es diese beiden Gruppen gibt, und nicht nur eine, die alles tun muß und oft die Gemeinde beherrscht, statt ihr zu dienen. Denn sowohl Diakone als auch Älteste sollen Diener sein.

Weil es in der New Park Street keine Ältesten gab, sagte ich jedesmal, wenn ich Abschnitte aus dem Neuen Testament las, die Älteste erwähnten, etwa so: »Das ist eine christliche Dienstordnung, die es nicht mehr zu geben scheint. Zur Zeit der Apostel gab es Diakone und Älteste, aber irgendwie hat die Kirche diese alte Sitte wohl fallenlassen. Wir haben einen predigenden Ältesten – den Pastor – und von ihm erwartet man, daß er alle Pflichten der Ältesten erfüllt.« Daraufhin fragte der eine oder andere mich: »Sollte unsere Gemeinde nicht auch Älteste haben? Können wir nicht geeignete Männer in dieses Amt wählen?« Ich antwortete, daß wir besser nichts verändern sollten; aber einige enthusiastische junge Männer sagten, daß sie in der Gemeindeversammlung die Berufung von Ältesten vorschlagen würden, und am Ende wählten wir auch einstimmig Älteste. Ich habe keinen Druck ausgeübt. Ich zeigte ihnen nur, daß es biblisch sei, und da wollten sie es natürlich auch in die Tat umsetzen.

Das Protokollbuch enthält bezüglich der Gemeindeversammlung vom 12. Januar 1859 folgende Eintragung:

»Unser Pastor sagte dann, wie schon vorher angezeigt, daß die Gemeinde schon seit längerer Zeit das Bedürfnis gefühlt habe, gewisse Brüder für das Ältestenamt zu wählen, damit sie über das geistliche Leben der Gemeinde wachen. Unser Pastor zeigte uns die biblische Grundlage dieses Amtes und zitierte verschiedene Abschnitte zur Ordination von Ältesten: Titus 1,5 und Apg. 14,23 zu den Qualifikationen der Ältesten; 1. Tim. 3,1–7 und Titus 1,5–9 zu den Pflichten der Ältesten; Apg. 20,28–35, 1. Tim. 5,17 und Jak. 5,14; weitere Erwähnungen von Ältesten: Apg. 11,30; 15,4.6.23; 16,4 und 1. Tim. 4,14.

Daraufhin wurde beschlossen: Die Gemeinde wünscht, nachdem sie den Vortrag ihres Pastors über das Ältestenamt gehört hat, daß eine Anzahl Brüder ein Jahr als Älteste dienen. Ihr Dienst ist so zu verstehen, daß sie sich um die geistlichen Belange der Gemeinde kümmern, nicht um die weltlichen Belange, für die nur die Diakone zuständig sind.«

22. »Ich habe mehr gearbeitet«

Bevor ich nach London kam, habe ich gewöhnlich dreimal am Tag des Herrn und fünfmal in der Woche gepredigt. Nachdem ich in der New Park Street-Gemeinde Pastor geworden war, blieb dies zunächst gut und gern weiterhin so. Innerhalb der nächsten zwei bis drei Jahre wurde es aber wesentlich mehr, denn es war nichts Ungewöhnliches, pro Woche zwölf bis dreizehnmal zu predigen und Hunderte von Kilometern auf der Straße oder mit der Eisenbahn zu reisen. Aus allen Teilen der Stadt und der umliegenden Gegenden kamen Anfragen zum Predigen, und da ich die volle Energie eines jungen Mannes zur Verfügung hatte, habe ich gerne jede Möglichkeit wahrgenommen, das Evangelium zu verkündigen, welches mich selbst so gesegnet hatte. Einige meiner Dienst-Brüder ärgern sich darüber, daß sie zweimal am Sonntag und einmal in der Woche zu predigen haben und empfinden dies als eine schwere Last. Ich konnte diesen Ärger nie mitempfinden, denn je öfter ich predigte, um so mehr Freude fand ich in diesem glücklichen Dienst. Außerdem wurde ich unter der Anspannung dieser ständigen Arbeit ganz besonders aufrechterhalten durch immer neue Zeichen der Bestätigung durch Gott.

Ich wäre nicht in der Lage, mehr als eine unvollständige Liste der Predigtverpflichtungen aufzustellen, die ich in diesen ersten Jahren wahrgenommen habe. Zudem habe ich auch keinen Anlaß, dies zu versuchen, denn die Liste darüber liegt im Himmel.

Und doch gab es ein paar Gottesdienste, die sich aufgrund gewisser Umstände so tief in mein Gedächtnis eingeprägt haben, daß ich sie selbst nach so langer Zeit noch gut in Erinnerung habe.

Ich hatte versprochen, auf dem Jahrestreffen des Predigerseminars am 1. Dezember 1880 im Tabernakel einige meiner »persönlichen Erinnerungen« weiterzugeben. Als ich mich an diesem Morgen mit meinen beiden Sekretären Keys und Harrald im Studierzimmer niederließ, sagte ich zu ersterem: »Ich erinnere mich an ein Erlebnis während meines ersten Jahres in London, an dem Sie beteiligt waren.« Dies ist die Geschichte: Der alte Vater Olney war sehr darum besorgt, daß ich unbedingt in Tring, der kleinen Stadt in der Grafschaft Herfordshire, wo er geboren war, predigen sollte. Dort war sein Vater viele Jahre lang Diakon in einer der drei Baptistengemeinden gewesen. Olney stellte sehr bald fest, daß es nicht so einfach war, dies zu arrangieren, denn die Leute dort hatten entweder so viel oder aber so wenig von mir gehört, daß ich nicht die Erlaubnis bekam, in einer der beiden Kirchen zu predigen. Entweder war ich für die guten Menschen, die dort zusammenkamen, zu sehr cal-

vinistisch, oder ich war für die lieben Hyper-Calvinisten zu wenig calvinistisch. Aber es gab noch eine dritte Kapelle, die West End-Kapelle; deren Prediger war William Skelton. Dieser war der Meinung, daß meine Lehre in Ordnung sei, und so bekam Vater Olney die Erlaubnis, daß ich dort predigen dürfe. Wenn ich mich richtig erinnere, bekam der Prediger einen Wochenlohn von fünfzehn Schilling. Er hatte uns zu sich nach Hause zum Tee eingeladen. Aber als wir in seinem einfach eingerichteten Haus saßen und von seinem spärlichen Proviant aßen, plagte mich mein Gewissen, und ich überlegte, wie wir ihn für seine Freundlichkeit belohnen könnten. Ich bemerkte, daß unser Freund eine Alpaka-Jacke trug, die schon sehr verschlissen und an manchen Stellen löchrig war, so daß ich hindurchsehen konnte. Wir gingen zur Kapelle, der Gottesdienst nahm seinen gewohnten Verlauf, und die ganze Zeit über plagte ich meinen Geist mit der Frage, was ich für diesen guten Mann tun könne, der uns in seine Kapelle eingeladen und uns so freundlich aufgenommen hatte. Während eines der Lieder kam Keys zu mir und sagte: »Der Pastor dieser Gemeinde ist ein sehr armer Mann, und die Leute können ihm nur wenig geben. Es wäre eine große Wohltat für ihn, wenn Sie für ihn sammeln lassen würden, so daß er sich eine neue Jacke kaufen kann.« Das war genau das, was ich mir vorgestellt hatte, und so sagte ich am Schluß des Gottesdienstes zu der Versammlung: »Nun, liebe Freunde, ich habe zu Euch gepredigt, so gut ich konnte. Ihr wißt, daß unser Erlöser zu seinen Jüngern gesagt hat: ›Umsonst habt ihr es bekommen, umsonst sollt ihr es auch geben.‹ Ich möchte nichts von Euch für mich selbst haben. Aber der Prediger dieser Kapelle sieht mir so aus, als würde er nichts dagegen haben, wenn er ein paar neue Kleider bekäme.« Ich zeigte auf meinen guten Diakon und sagte: »Vater Olney, der da unten sitzt, wird sicher mit der Sammlung anfangen und einen halben Sovereign geben (er nickte sofort, um meine Aussage zu bestätigen). Ich werde ebenfalls gerne diese Summe geben, und wenn Ihr so gut Ihr könnt mithelft, dann wird unser Bruder sehr bald eine neue Jacke haben, und dazu noch eine gute.«

Die Sammlung wurde durchgeführt; es kam eine stattliche Summe zusammen, und der Prediger konnte sich gerade noch rechtzeitig neue Kleidung kaufen. Nach dem Gottesdienst entschuldigte ich mich bei ihm wegen meiner Unhöflichkeit, daß ich die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine zerschlissene Jacke gelenkt hatte, aber er dankte mir herzlich dafür und fügte hinzu: »Seit ich in den Dienst für den Herrn Jesus Christus getreten bin, hat mein Herr immer für meine Kleidung gesorgt. Oft habe ich mich gefragt, wo die nächste Jacke wohl herkommen werde, und jetzt sollte es wirklich wieder einmal eine neue sein. Sie haben für mich gesorgt, und ich bin dem Herrn und auch Ihnen sehr dankbar

dafür.« Ich glaube nicht, daß ich noch jemals wieder etwas Ähnliches getan habe, auch wenn ich manchem armen Diener des Herrn auf verschiedene Weisen helfen konnte.

Ich denke, daß die Freunde in Tring mit dem Gottesdienst zufrieden waren, denn nicht lange danach wurde ich wieder dorthin eingeladen, um auf dem Sonntagsschul-Jahresfest zu predigen. Dieses Mal war es, glaube ich, in einer der anderen Baptistengemeinden der Stadt. Nachmittags sprach ich zu den Kindern, und am Abend zu den Erwachsenen. Nach Ende des Nachmittag-Gottesdienstes mißbilligten einige der hypercalvinistischen Brüder meine, wie sie es nannten, unsaubere Lehre. Der Heilige Geist hatte mir gnädig geholfen, die vielen jungen Leute anzusprechen, und ich glaube, daß einige von ihnen zum Heiland gebracht wurden. Aber unter manchen anderen Dingen hatte ich auch davon gesprochen, daß der Herr meine Gebete beantwortet habe, als ich noch ein Kind war und noch bevor ich bekehrt war. Dies war ganz gewiß wahr, denn es gab manche Gelegenheiten, wo ich, lange bevor ich den Herrn kannte, zu ihm mit meinen kindlichen Bitten gegangen war und er mir gab, was ich von ihm erbeten hatte. Ich sagte den Kindern, daß diese Tatsache mich sehr beeindruckt habe, als ich ein Junge war, und daß sie mich dazu gebracht habe, ganz fest an die alles beherrschende Macht Gottes und die Wirksamkeit des Gebetes zu glauben, und ich ermutigte auch sie, zu ihm zu beten. Dies war ein großer Anstoß für meine Kritiker, und so kamen fünf oder sechs von diesen würdevollen alten Männern, umringten mich und versuchten, mich auf ihre ganz besondere Art zurechtzuweisen. Ob ich denn nicht wisse, daß die Bibel erkläre: »Das Gebet eines Sünders ist dem Herrn ein Greuel?« Diesen Satz habe ich nie in meiner Bibel finden können. Ich sagte es ihnen. Dann fragten sie: »Wie kann ein toter Mensch beten?« Ich konnte es ihnen nicht sagen, aber ich wußte, daß ich gebetet hatte, als ich noch »tot in Übertretungen und Sünden« war. Sie sagten, dies sei unmöglich. Aber ich war mir sicher, daß es möglich war, denn ich hatte es ja getan. Aber immer noch blieben sie dabei, daß es eine unsaubere Lehre sei, und daß Gott das Gebet von Sündern nicht erhören würde. Es war ein netter Ring, der sich da um mich herum gebildet hatte, und ich gab mein Bestes, ihren Angriffen zu antworten. Aber schließlich wurde der Sieg nicht durch Barak, sondern durch Debora gewonnen.

Einer sehr alten Frau in einem roten Mantel gelang es, sich in den Kreis einzureihen. Sie wandte sich meinen Anklägern zu und sagte: »Über was streitet ihr mit diesem jungen Mann? Ihr sagt, daß Gott die Gebete unbekehrter Menschen nicht erhört, daß er kein Schreien hört, als nur das seiner eigenen Kinder. Was wißt ihr über die Schrift? Eure kostbare Stelle findet sich nicht in der Bibel, aber der Psalmist sagt: »Der

dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die zu ihm rufen: (Ps. 147,9). Ist denn an denen die Gnade Gottes am Werk? Wenn Gott das Schreien der Raben hört, denkt ihr nicht, daß er dann auch die Gebete derjenigen hört, die nach seinem Bilde geschaffen sind? Ihr habt keine Ahnung in dieser Frage, also laßt den jungen Mann in Ruhe und laßt ihn im Werk seines Herrn fortfahren.« Nach dieser mächtigen Rede verschwanden meine Gegner sehr bald, und ich hatte noch ein fröhliches Gespräch mit der lieben alten Seele, die mich auf so weise Art vor meinen Kritikern gerettet hatte.

Danach hatte ich ein völlig andersartiges Erlebnis. Ich war zum Predigen in Haverhill, Suffolk. An diesem Tag hatte die Versammlung das ungewöhnliche Vorrecht, oder soll ich sagen, den Nachteil, zwei Predigern zuzuhören, die nacheinander über den gleichen Text predigten. Die Stelle war jene großartige Erklärung des Paulus, wo er sagt: »Aus Gnade seid ihr gerettet, durch den Glauben, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es« (Eph. 2,8). Es kommt nicht sehr oft vor, daß ich zu spät zum Gottesdienst komme. Ich denke, daß Pünktlichkeit eine jener kleinen Tugenden ist, die großen Sünden vorbeugen kann. Aber wir haben nicht die Kontrolle über Eisenbahnen und Pannen, und so kam es, daß ich erst einige Zeit nach dem ausgemachten Zeitpunkt ankam. Als einfühlsame Menschen hatten sie ihren Gottesdienst bereits begonnen und bis zu diesem Moment durchgeführt. Als ich zur Kapelle kam, hörte ich, daß jemand in der Kanzel stand und predigte. Wer sollte es anders sein als mein lieber und verehrter Großvater! Er sah, wie ich zur Vordertür hereinkam und durch den Seitenflügel nach vorne ging. Sofort sagte er: »Hier kommt mein Enkel! Er predigt vielleicht das Evangelium besser als ich, aber er kann kein besseres Evangelium predigen, nicht wahr, Charles?« Während ich mich durch die Menschenmassen zwängte, erwiderte ich: »Du kannst es besser predigen als ich. Bitte, mach weiter.« Aber darauf wollte er sich nicht einlassen. Ich mußte die Predigt übernehmen. Und so geschah es. Ich fuhr fort mit der Predigt, da und dort, wo er gerade aufgehört hatte. »Hier«, sagte er zu mir, »ich habe gepredigt über ›Aus Gnade seid ihr gerettet‹. Ich habe die Quelle und den Ursprung der Errettung gezeigt und will nun den Kanal derselben deutlich machen: ›durch den Glauben‹. Nun, übernimm du es und mach weiter.«

Ich bin in diesen herrlichen Wahrheiten so sehr zu Hause, daß ich keinerlei Schwierigkeiten hatte, von meinem Großvater den Faden seiner Predigt zu übernehmen und meinen Faden damit zu verbinden, so daß ich ohne Bruch weitermachen konnte. Ich fuhr fort mit »durch den Glauben« und ging dann weiter zum nächsten Punkt: »und das nicht aus euch selbst«. Hier erklärte ich die Schwachheit und Unfähigkeit der

menschlichen Natur und die Gewißheit, daß die Errettung nicht aus uns selbst kommen kann. Als ich so mein ›ganz besonderes Thema‹ dargelegt hatte, übernahm mein geliebter Großvater wieder die Predigt. Ich hatte über unsere gefallene menschliche Natur gesprochen. Nun sagte der gute alte Mann: »Darüber weiß ich mehr, liebe Freunde.« Und so nahm er das Thema auf und gab uns in den nächsten fünf Minuten eine ernste und demütigende Beschreibung unseres verlorenen Zustandes, der Verdorbenheit unserer Natur und des geistlichen Todes, in dem wir uns befanden. Als er sein ›Thema‹ in großartiger Weise dargelegt hatte, durfte sein Enkel wieder fortfahren. Dies geschah in einer Art und Weise, die meinem Großvater sehr gut gefiel, denn von Zeit zu Zeit sagte er in sanftem Ton: »Gut, gut!« Einmal sagte er: »Sag ihnen das noch einmal, Charles«, und natürlich sagte ich ihnen dies dann noch einmal. Für mich war es eine fröhliche Übung, daß ich meinen Teil dazu beitragen konnte, diese entscheidenden und für das Leben wichtigen Wahrheiten zu verkündigen, die mir selbst so wichtig geworden sind. Jedesmal, wenn ich diesen Text lese, meine ich, jene liebe Stimme zu hören, die schon so lange nicht mehr auf dieser Erde spricht, wie sie zu mir sagt: »SAG IHNEN DAS NOCH EINMAL!«

Die Lehre, die ich predige, ist die der Puritaner: es ist die Lehre Calvins, die Lehre Augustins, die Lehre des Paulus, die Lehre des Heiligen Geistes. Der Anfänger und Vollender unseres Glaubens selbst lehrte jene herrliche Wahrheit, die mit der Erklärung des Paulus: ›Aus Gnade seid ihr gerettet worden‹, bis ins Letzte übereinstimmt. Die Lehre der Gnade ist Inhalt und Substanz des Zeugnisses Jesu.

Nachdem wir vier Monate in der Exeter-Halle unsere Gottesdienste gehalten hatten, kehrten wir wieder in unsere eigene, durch den Umbau vergrößerte Kapelle zurück. Dieses Ereignis wird in den Kirchenbüchern folgendermaßen wiedergegeben:

»Das Versammlungs-Haus in der New Park Street wurde nach seiner Vergrößerung am 31. Mai 1855 wiedereröffnet durch zwei Predigten: Am Vormittag durch Pastor James Sherman aus Blackheath und am Abend durch unseren Pastor.«

Es war ein sehr verregneter Tag, und obwohl ich nicht an Omen glaube, sagte ich den Leuten, daß ich dies als ein Vorzeichen für die »Segenschauer« nähme, die wir in unserem vergrößerten Gebäude erhofften. Ich betete, daß uns auch der geistliche Regen geschenkt würde, solange wir hier Gott dienten, wie es bei der Wiedereröffnung äußerlich sichtbar geregnet hatte. Heute kann ich zur Ehre Gottes dankbar bestätigen, daß es tatsächlich so war. Ebenso zitierte ich der überfüllten Versammlung Maleachi 33,10: »Bringt aber die Zehnten in voller Höhe in mein Vor-

ratshaus, auf daß in meinem Hause Speise sei, und prüft mich hiermit, spricht der Herr Zebaoth, ob ich euch dann nicht des Himmels Fenster auftun werde und Segen herabschütten die Fülle.« Ich erinnerte die Freunde daran, daß sie, wollten sie den verheißenen Segen haben, auch die damit verbundene Bedingung erfüllen mußten. Dazu waren sie gerne bereit, und so hatten wir von unserer Rückkehr in unser geliebtes Gotteshaus bis zu dem Tag, an dem wir es endgültig verließen, niemals »genug Raum«, die Segnungen Gottes, die er so reichlich auf uns niederregnen ließ, aufzunehmen.

An zwei Abenden – am 22. Juni und am 4. September 1855 – predigte ich auf einem offenen Platz in der King Edward's Road, in Hackney. Das erste Mal hatte ich die größte Versammlung, zu der ich bisher gesprochen hatte, aber das zweite Mal war die Menge noch größer geworden. Vorsichtige Schätzungen gehen davon aus, daß etwa zwölf- bis vierzehntausend Menschen anwesend waren. Ich werde wohl nie den Eindruck vergessen, den ich empfand, als die große Menge vor dem Auseinandergehen sang:

»Lobe den Herren, o meine Seele . . .«

In diesen ersten Jahren habe ich eine Vielzahl von sehr unterschiedlichen Erfahrungen gemacht. Manche von ihnen haben sich mir tief eingeprägt. Einmal sprach ich zu einer großen Menschenmenge, als während der Predigt viele in der Versammlung sichtbar ergriffen wurden. Ich fühlte die Kraft des Herrn, wie sie hier am Wirken war. Ein armes Geschöpf schrie sogar laut auf, weil es den Zorn Gottes über die Sünde erkannt hatte.

Ein anderes Mal hatte ich gerade meine Predigt beendet, da brach eine Christin, die zugehört hatte, in ihrer Kirchenbank tot zusammen. Das war in einer Stadt in Kent. Nicht lange danach ging ich nach Tollesbury, in Essex, um an einem Nachmittag während der Woche aufgrund einer Sonntagsschulfeier in der Kapelle meines Vaters zu predigen. Es war eine große Ansammlung von Freunden aus den umliegenden Bezirken gekommen, und nach Ende des Gottesdienstes gab es noch die Möglichkeit, in einem Zelt miteinander Tee zu trinken. Bevor dies zu Ende war, bekam die Frau eines Predigers einen Anfall und starb innerhalb weniger Minuten. Ich hatte nicht vorgehabt, an diesem Abend zu predigen, aber unter diesen Umständen tat ich es und nahm mir als Text die Worte des Paulus: »Denn Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.«

Ein alter Bauer kam einmal nach einem Gottesdienst zu mir und sagte: »Junger Mann, Sie haben einen zu tiefen Text gehabt. Sie haben ihn zwar gut genug behandelt, aber dies ist ein Text für einen alten Mann,

und als Sie ihn bekanntgaben, habe ich zunächst etwas Angst gehabt.«

Ist die Wahrheit Gottes etwa abhängig von unserem Alter? Wenn die Sache wahr ist, dann kann man sie genauso gut von mir wie von irgend jemand anders hören.

In einem anderen Teil des Landes predigte ich einmal zu Menschen, die sich ständig umschaute. Also griff ich zu folgendem Hilfsmittel: Ich sagte: »Nun, Freunde, da es für euch so interessant zu sein scheint zu wissen, wer gerade hereinkommt, und da mich das sehr stört, wenn ihr euch so viel umdreht, werde ich, wenn ihr wollt, jeden einzelnen, der hereinkommt, beschreiben. So könnt ihr dann sitzen bleiben und mich anschauen und dadurch wenigstens den äußeren Anstand wahren.« Ich beschrieb einen Herrn, der gerade hereinkam und zufällig ein Freund war, den ich, ohne ihn vor den Kopf zu stoßen, als einen »sehr ehrenwerten Herren, der gerade seinen Hut abnimmt«, und so weiter, beschreiben konnte. Nach diesem einen Versuch stellte ich fest, daß es nicht nötig war, noch jemand zu beschreiben, denn alle waren schockiert über das, was ich tat. Dies hat sie für den Augenblick, und ich hoffe, auch für immer, geheilt – sehr zur Freude ihres Pastors.

Der folgende Brief von Spurgeon ist an seinen sehr engen Freund, J. S. Watts in Cambridge, gerichtet.

»New Kent Road, Southwark,

23. Febr. 1856

Mein lieber Bruder!

Ein müder Soldat findet einen Augenblick der Muße, um eine Depesche an seinen Waffenbruder zu schicken. Elfmal bin ich in dieser Woche in den Kampf gezogen, wenigstens dreizehn Dienste sind für die nächste Woche angesetzt. Zusätzlich zur Gemeinde waren es im letzten Jahr 282. In diesem Jahr waren es in drei Monaten mehr als 80 – und für den nächsten Monat sind 30 weitere vorgesehen – Hunderte, die ebenso ernstlich fragen, bitten ebenfalls darum. Aber die Zeit wird es uns nicht erlauben, noch mehr dazuzunehmen. Die Versammlungen waren enorm groß – sogar *The Times* hat darüber berichtet. Überall und jedesmal sind die Plätze bis zu den Türen hin überfüllt. Der Teufel ist hellwach, aber auch der Herr ist es.

Der Bürgermeister war, obwohl er ein Jude ist, schon in unserer Kapelle. Er kam anschließend in meine Sakristei, um mir zu danken. Ich soll kommen und ihn im Rathaus besuchen. Auch der Oberkommandeur der Polizei war da und hat mich in der Sakristei besucht. Aber, was noch besser ist, einige Diebe, Taschenspieler, Huren und dergleichen sind gekommen, und einige gehören nun zur Gemeinde, genauso wie

ein ehrenwerter Heiße-Kartoffel-Verkäufer, der jetzt als »ein heißer Spurgeonite« bekannt ist.

Der Verkauf der Predigten geht weiter – einige sind schon 15000 mal verkauft. Meine *Frau*: großartig. Weil alle meine Leute sie lieben, haben wir guten Grund, uns miteinander zu freuen.

Ich schreibe nur Stichworte, Du kannst die Einzelheiten einfüllen.

In dieser Woche war ich in Leighton Buzzard, Foots Cray und Chatham. Jedesmal gab es nicht genug Platz für die Menge. In der nächsten Woche habe ich Folgendes vor:

- | | |
|-------------|--|
| Sonntag: | morgens und abends: New Park Street
nachmittags: vor Schulen reden |
| Montag: | morgens: in der Kapelle von Howard Hinton
nachmittags: New Park Street
abends: New Park Street |
| Dienstag: | nachmittags: Leighton
abends: Leighton |
| Mittwoch: | morgens: Zion-Kapelle, Whitechapel
abends: Zion-Kapelle, Whitechapel |
| Donnerstag: | morgens: Dalston
abends: New Park Street |
| Freitag: | morgens: Kapelle von Dr. Fletcher
abends: Kapelle von Herrn Rogers, Brixton |

In größter Liebe, in Eile Dein

C. H. Spurgeon.«

23. Erster Besuch in Schottland

Meinen ersten Besuch in Schottland machte ich im Juli 1855. Aus mancherlei Gründen hinterließ dieser Besuch bleibende Erinnerungen. Am Sonntag, dem 15. Juli, predigte ich am Morgen in der Baptistengemeinde in der Hope Street und am Abend in der Kapelle in der West George Street. Es war ein wunderbarer Anblick, beide Gottesdienstorte mit Menschen überfüllt zu sehen, aber es verstärkte in mir auch das Gefühl der Verantwortung. Ich glaube, daß wir an jedem der beiden Gottesdienste die Gegenwart Gottes erlebt haben und daß sie beide sehr viel gute Früchte getragen haben.

Die Zeitschrift *The Glasgow Examiner* brachte in ihrer Ausgabe vom 21. Juli einen Bericht über diese ersten beiden Sonntagsgottesdienste in Schottland, aus dem hier ein Ausschnitt zitiert werden soll:

»Am Abend war die Kapelle in der West George Street bis zum letzten Platz gefüllt. Lange vor dem festgesetzten Beginn des Gottesdienstes mußten viele wieder umkehren, weil sie nicht mehr hineinkommen konnten. Der Text war aus Offb. 14,1. Viele Teile der Predigt waren bestimmt durch ein überaus großes Maß an Ergriffenheit und Vorstellungskraft. Die Anspielungen des Predigers auf den Bund der schottischen Protestanten und die Märtyrer Schottlands zeigten, daß er den kürzesten Weg zu den starken, mutigen Herzen der Schotten gefunden hat: Eine Tatsache zeigt deutlich, daß er die Herzen wirklich erweicht hatte: Als er aus der Kapelle herauskam, versuchte jeder, wenn irgend möglich, ihm die Hand zu schütteln, so daß er nur mit viel Mühe in den bereitgestellten Wagen steigen konnte.

Wenn Herr S. noch einmal in Glasgow predigt, dann hoffen wir, daß es in einer größeren Kirche sein kann, denn ohne Zweifel möchten noch viel mehr ihn hören, nachdem sie von denen informiert wurden, die das Vorrecht hatten, gestern dabei sein zu dürfen.«

Da ich ja zum Teil in den Norden gegangen war, um Urlaub zu machen, bereiste ich eine Woche lang das Hochland Schottlands, wo ich die großartige Szenerie der Landschaft bewundern konnte.

Es gab einen Ort, an dem mich mein Freund Anderson, bei dem ich während meines Besuches einquartiert war, unbedingt haben wollte: Aberfeldy, ein unbekanntes und seltsames Städtchen. Dort gab es eine Kapelle der Independents und außerdem natürlich die Schottische Nationalkirche. Aber niemand schien etwas von einem Mann namens Spurgeon gehört zu haben, weshalb es schwierig war, die Menschen anzuziehen, daß sie das Evangelium hören konnten. Früh morgens klopfte Herr Anderson an meine Tür und sagte: »Ich habe einen Plan gefunden, wie du eine Versammlung für heute abend zusammenbekommst.« Ich antwortete: »Ich bin nicht so überzeugt von dem Plan, aber versuch du, ob er wirkt.« Er ließ um neun, um zwölf und um drei Uhr einen Ausrufer durch die Straßen gehen, der folgendes bekanntgab: »Euer alter Bekannter, Johnny Anderson, der hier in Aberfeldy lange Zeit gewohnt hat, ist angekommen und hat seinen Adoptivsohn Timotheus mitgebracht. Der wird heute abend predigen.« Dann folgte eine Beschreibung meiner Arbeit und meines Erfolges in London und eine dringende Einladung an alle, anwesend zu sein. Als die angesetzte Stunde herankam, begannen sich die »lebhafteren Schotten« zu versammeln, und als der Gottesdienst begann, war die Kapelle recht gut besetzt. Der gute Prediger gab einen Psalm an, der dann in sehr hingebungsvoller Art gesungen wurde, aber nicht mit jener Herzlichkeit, die ich von meinen eigenen warmherzigen Freunden gewohnt war. Dann las ich eine Bibelstelle und erläuterte sie. Ich war sehr erfreut, als ich sah, mit welcher Aufmerksamkeit je-

der einzelne meinen einfachen Auslegungen, die ich gewöhnlich gebe, folgte. Nach Gebet und Gesang begann ich zu predigen. Aber da waren keine Augen voll Feuer und keine glühenden Gesichter, die mich anfeuerterten, während ich das Evangelium verkündigte. Der größte Teil der Versammlung saß offensichtlich völlig unbeteiligt da. Sie schienen aus Eisklumpen gemacht zu sein, die man aus dem Wenham-See gefischt hatte. Ich versuchte alles, um sie zu bewegen, aber es war umsonst. Einmal erntete eine urwüchsige Bemerkung ein Lächeln von zwei oder drei Gesichtern, aber der Rest sah es wohl als weltlich an, zu lachen, und saß da, wie jene zwei hohen Herren aus Ägypten im Kristall-Palast. Sie sahen mich mit würdevoller, aber künstlicher Ernsthaftigkeit an. Dann kam ich zu gefühlsmäßig noch bewegteren Themen, aber obwohl ich selbst weinen mußte, waren auf den Gesichtern meiner Zuhörer bis auf ein, zwei Ausnahmen keine Tränen zu sehen. Ich fühlte mich wie ein Walise, der zwar walisische Witze machen, aber keinen Engländer vom Fleck bewegen kann. Ich dachte bei mir selbst: Hier scheint das Blut wirklich sehr kühl zu sein, denn sonst hätte ich doch, wie überall sonst auch, Anzeichen des Mitgefühls sehen müssen, als ich von Christus predigte und von ihm als Gekreuzigten. Sicher, einige schienen beeindruckt zu sein, aber im großen und ganzen habe ich in meinem ganzen Leben nie eine so kalte Versammlung gesehen wie diese. Die Predigt war vorüber, das abschließende Gebet gesprochen, und alles eilte zur Tür hinaus. Bevor ich von der Kanzel heruntergestiegen war, war die Kapelle leer, und die ganze Herde hatte sich verstreut. Noch nie hatte ich einen so hastigen Auszug erlebt, und ich bin mir sicher, daß die Bewohner der Stadt, falls diese einmal von den Russen bedroht werden sollte, in spätestens einer Stunde »über alle Berge« wären, wenn sie genauso schnell reagieren würden wie an diesem Abend.

Ich ging recht traurig über diesen außergewöhnlichen Gottesdienst hinaus auf die Straße und war erfreut, als ich feststellte, daß die Leute zwar in der Kapelle kalt wie Marmor, aber nun herzlich und voller Gefühl waren. Ich vertraue darauf, daß der Heilige Israels im stillen manches Werk getan hat. Die aufrichtigen Danksagungen für meine Mühe, die dringlichen Bitten wiederzukommen, das alles zeigte mir, daß doch einige meinen Dienst gerne angenommen hatten trotz der kühlen Förmlichkeit, die ihnen anerkennen war.

Ich hatte versprochen, am Sonntag, dem 22. Juli, in Bradford zu predigen. Auf meinem Weg nach Yorkshire machte ich Halt am Windermere-See, auf dem ich mit einem Segelschiff eine Rundfahrt machte und die ganze Schönheit dieser Landschaft genoß. Als ich Bradford erreichte, stellte ich fest, daß meine Freunde die Musik-Halle dort gemietet hat-

ten, die, so sagten sie, tausend Leute mehr faßte als die Exeter-Halle. Und doch war sie nicht groß genug für die Menschenmenge, die kam. Am Sonntagmorgen mußten beinahe so viele wieder weggehen, wie in dem riesigen Gebäude untergekommen waren. Am Abend waren die Straßen ein einziger unbeweglicher Block von lebenden Männern und Frauen. Die Halle war zum Bersten voll, und ich hatte kaum genug Platz, mich zu bewegen, während ich den Menschen weitergab, was ich zu sagen hatte. Am Ende dieses Tages war ich hochofrennt, als ich feststellte, daß nicht nur Tausende die Botschaft gehört hatten, sondern daß sie auch 144 Pfund für die Sonntagsschule gegeben hatten, mit der die Gottesdienste im Zusammenhang gestanden hatten.

Von Bradford ging ich nach Stockton-on-Tees, und auch dort predigte ich zu einer sehr großen Versammlung.

Auf der Rückreise von Schottland hielt ich dann noch einen Gottesdienst in der Queen Street-Halle in Edinburgh, und zwar am Mittwochabend, dem 25. Juli.

Die Zeitschrift *The Christian News* beschreibt diesen Gottesdienst in ihrer Ausgabe vom 28. Juli folgendermaßen:

Pastor C. H. Spurgeon in Edinburgh

Wie angekündigt in den Zeitungen und durch Plakate, predigte dieser Herr, dessen Auftreten in der Exeter-Halle in London ein so großes Aufsehen erregt hat, am Mittwochabend, dem 25. Juli, in der Queen Street-Halle in Edinburgh. Mit dem Vorrecht eines Sitzplatzes, von dem aus wir einen guten Blick auf die Bühne hatten, warteten wir eine dreiviertel Stunde lang zusammen mit einer ungeheuren Menge Menschen und wurden, wie der Abend bewies, nur recht spärlich für unsere Mühen belohnt . . . Die Rhetorik von Herrn Spurgeon war bis ins letzte ungekonnt und schwerfällig – nach seinem eigenen Bekenntnis hatte ihn der Geist verlassen. Ob dies nicht eine Strafe war für sein Unvorbereitetsein? Denn er rühmte sich damit, daß er sich nie vorbereite, was in unseren Ohren, besonders von einem Prediger, sehr danach klingt, als wolle er sich in seiner Schande baden, informierte er doch seine Zuhörer, daß sein Redefluß manchmal wie ein Gebirgsbach ist und wie ein geflügelter Feuerwagen dahinstürmt. Herr Spurgeon tat uns leid, noch mehr seine Freunde, und am meisten taten uns die Zuhörer leid, die zum großen Teil sehr fähige Leute waren und offensichtlich gekommen waren, um jemand zu hören, der auf der Kanzel ganz außergewöhnlich sein sollte. Daß Herr Spurgeon in London zu einem Star geworden ist, wundert uns nicht, denn wir erinnern uns daran, daß Herr Bay von Bath sagte, »daß die Londoner Öffentlichkeit die einfältigste Öffentlichkeit ist, die auf

dieser Erde lebt, und daß jeder Mann, der, auf seinem Kopf stehend, losbrüllt, eine ungeheure Versammlung um sich herum hervorruft, egal was er für vulgäre und unverschämte Dinge sagt. Herr S. ist unserer Einschätzung nach einfach ein verdorbener Junge, dessen Fähigkeiten nicht mehr als mittelmäßig sind. Er wird ganz gewiß, wenn er nicht alles rückgängig macht, das Schicksal von ›Gespenst Stachelbeere‹ und ›Monster Gurke‹ teilen, die fast regelmäßig einmal jährlich in den Zeitungen erscheinen – er wird in die Unbedeutsamkeit versinken, wird nur noch die Erinnerung an seine Karriere hinterlassen; er wird zeigen, daß er verschwunden ist in jenes Nichts, aus dem er durch Aufblähen und Aufplustern gekommen ist.«

Die Anspielung in diesem Abschnitt auf das vom Geist Gottes Verlassen-Sein war eine ungeheure Übertreibung der Tatsache, denn ich hatte nicht gesagt, daß ich mich für den Gottesdienst nicht vorbereitet hätte. Aber doch prägte sich dieses Ereignis sehr tief in mein Gedächtnis und mein Herz ein. Ich denke, die eigentliche Lektion, die ich daraus lernen sollte, war jene, die ich meinen eigenen Leuten weitergab, als ich nach London zurückgekehrt war. Ich sagte zu ihnen: Einmal, als ich in Schottland predigte, hat es dem Geist Gottes gefallen, mich zu verlassen. Ich konnte nicht reden, wie ich es sonst tue. Ich mußte den Leuten sagen, daß die Räder des Feuerwagens abgenommen waren und daß der Feuerwagen sehr schwer dahingezogen werde. Ich habe die Wirkung dieses Erlebnisses seither immer gespürt. Es hat mich tief gedemütigt. Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich mich in irgendeinem verborgenen Winkel dieser Erde versteckt. Ich fühlte mich, als solle ich nie mehr im Namen des Herrn reden. Und dann kam der Gedanke: »Oh, du bist eine undankbare Kreatur! Hat Gott nicht Hunderte von Malen durch dich gesprochen? Und dieses eine Mal, wenn Er es nicht tun will, machst du Ihm deswegen Vorwürfe? Nein, vielmehr danke Ihm, daß Er solange mit dir gegangen ist. Und wenn Er dich einmal verläßt, dann bewundere Seine Güte, daß Er dich dadurch demütig hält.« Einige mögen denken, daß mich der Mangel an Vorbereitung in diesen Zustand gebracht hat, aber ich kann offen und ehrlich sagen, daß dies nicht der Fall war. Ich denke, daß ich verpflichtet bin, mich dem Studium zu widmen, und nicht den Geist durch unvorbereitete Ergüsse versuchen darf. Immer habe ich es als meine Pflicht angesehen, meine Predigten bei meinem Herrn zu suchen und ihn zu bitten, sie meinem Verstand einzugeben. Aber dieses Mal habe ich mich, so glaube ich, noch sorgfältiger vorbereitet, als ich es gewöhnlich tue, so daß Unvorbereitet-Sein nicht der Grund für den Mangel an Vollmacht war, den ich beklage. Der Grund ist ganz einfach der: »Der Wind bläst, wo er will«. Und manchmal sind die Winde selber still. Wenn ich mich also auf den Geist verlasse, dann darf ich nicht er-

warten, daß ich seine Macht immer im gleichen Maße fühle. Was könnte ich tun ohne seinen himmlischen Einfluß? Diesem verdanke ich alles. Andere Diener des Herrn haben Erfahrungen gemacht, die der meinen ähnlich sind. In der Biographie von Whitefield lesen wir, daß manchmal unter seinen Predigten zweitausend Menschen bekannten, gerettet worden zu sein. Und ein anderes Mal predigte er genauso vollmächtig, und es wird von keiner einzigen Bekehrung berichtet. Warum das? Einfach deshalb, weil in dem einen Fall der Heilige Geist mit dem Wort ging und in dem anderen Fall er es nicht tat. Alle himmlischen Ergebnisse der Predigt sind durch den Göttlichen Geist, der vom Himmel herab gesandt ist, hervorgerufen.

Am nächsten Sonntag (29. Juli) predigte ich noch zweimal in Glasgow. Der Morgengottesdienst war in der Kapelle in der West Nile Street. Auch dieses Mal wäre ein sehr viel größeres Gebäude notwendig gewesen, um all die Menschen aufzunehmen, die hereinwolten. Am Abend predigte ich dann in der Greyfriar's-Kirche, und auch dieses geräumige Gebetshaus war bis zum letzten Platz voll. Später versicherte mir der Herausgeber einer Zeitschrift in Glasgow, daß noch 20000 Menschen weggehen mußten, weil sie nicht mehr hineinkonnten. Wieder erlebte ich die Hilfe meines gnädigen Herrn, als ich seine Wahrheit der begierigen Menge, die gekommen war, um sie zu hören, austeilte.

Am darauffolgenden Donnerstag lud mein freundlicher Gastgeber, Herr Anderson, etwa hundert Bekannte und Freunde in sein Haus ein, um mir dort auf Wiedersehen zu sagen. Ich berichtete ihnen von dem Weg, den der Herr mich in seinen Dienst hineingeführt hatte, und von dem Segen, den er schon auf meinen Dienst gelegt hatte.

Auf ihre dringenden Bitten versprach ich ihnen, sie einmal pro Jahr zu besuchen, falls dies möglich sei. Ich sagte ihnen, daß sie mich besser behandelt hätten, als ich es verdient hätte – ganz gewiß war es um meines Herrn willen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß die Leute so gut zu mir sind.

Ich habe nie den Beifall der Menschen gesucht, und doch hat Gott mir alle Gunst in den Augen der Menschen gegeben. Deshalb ist es nun meine Aufgabe, diese Gunst zu seiner Ehre zu gebrauchen. Ich soll nicht dadurch erhöht werden, sondern Ihm dafür danken und all das in seinen Dienst stellen.

24. Der Seelengewinner

Ich bewundere immer wieder jene Brüder, die auf den einzelnen zugehen und mit ihm frei und offen über ihre Seelen reden können. Ich kann das nicht immer so gut, auch wenn ich mit göttlichem Beistand stets großen Lohn aus einem solchen Dienst gezogen habe. Wie viele Seelen mögen zu Christus gebracht worden sein durch die liebevollen Ermahnungen der Christen, die diese heilige Kunst gelernt haben! Es ist großartig, wie Gott auch sehr kleine Anstrengungen auf diesem Gebiet segnet. Vor vielen Jahren wurde ich eines Abends, nachdem ich gepredigt hatte, von einem Kutscher nach Hause gefahren. Nachdem ich ausgestiegen war und bezahlt hatte, zog er ein kleines Testament aus seiner Jackentasche, zeigte es mir und sagte: »Es ist nun etwa fünfzehn Jahre her, seit Sie mir dies gegeben und mit mir über meine Seele gesprochen haben. Ich habe Ihre Worte nie vergessen, und seither ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht in dem Buch gelesen hätte, das Sie mir damals gaben.« Ich war glücklich, daß in diesem Fall der Same offensichtlich auf guten Boden gefallen war.

Eines Abends hatte ich versprochen, in einer bestimmten Stadt, die an einem Fluß gelegen war, zu predigen. Ich reiste an diesem Tag schon sehr früh in die Stadt, um noch ein wenig Zeit für eine Bootsfahrt zu haben. Also heuerte ich einen Fischer an, der mich mit hinaus nahm. Als ich so in seinem Boot saß, wollte ich gerne mit ihm über religiöse Fragen sprechen. Also begann ich das Gespräch, indem ich ihn nach seiner Familie fragte. Er erzählte mir, daß die Cholera sein Haus heimgesucht und daß er nicht weniger als dreizehn Verwandte verloren hatte. Einer nach dem andern war gestorben. Meine Frage und die Antwort des Mannes bereiteten den Weg für ein Gespräch, das etwa so ablief:

Spurgeon: »Sind Sie guter Hoffnung, in den Himmel zu kommen, wenn Sie sterben?«

Fischer: »Nun, ich denke schon.«

S.: »Dann möchte ich Sie bitten, mir von Ihrer Hoffnung zu erzählen, denn niemand sollte sich je seiner Hoffnung schämen.«

F.: »Nun, ich fahre seit fünfundzwanzig oder dreißig Jahren auf eben diesem Fluß, und noch niemand hat mich jemals betrunken gesehen.«

S.: »Ist das alles, worauf Sie sich verlassen?«

F.: »Nun, als die Cholera umging und meine armen Nachbarn krank waren, da bin ich für sie zum Doktor gegangen und habe manche Nacht für sie gewacht. Ich denke, daß ich mindestens ebenso gut bin wie die meisten Menschen, die ich kenne.«

Natürlich sagte ich ihm, daß ich sehr froh sei, von seinem Mitleid mit den Leidenden zu hören, und daß ich es für sehr viel besser halte, gütig

als grob zu sein. Aber ich sähe nicht, wie ihn sein gutes Betragen in den Himmel bringen sollte. Dann sagte er:

»Nun, vielleicht kann es das nicht. Aber wenn ich ein wenig älter bin, dann, denke ich, werde ich das Boot aufgeben und zur Kirche gehen, und dann, hoffe ich, wird alles in Ordnung sein, oder?«

S.: »Nein, ganz gewiß nicht. Wenn Sie zur Kirche gingen, würde Ihr Herz dadurch nicht verändert und Ihre Sünden würden nicht weggenommen. Fangen Sie an, sobald wie möglich zur Kirche zu gehen; aber Sie werden Ihm dadurch nicht einen Zentimeter näherkommen.«

Der arme Mann war nun recht erstaunt, als ich so seine Hoffnungen eine nach der anderen zerschlug. Also nahm ich das Gespräch wieder auf, indem ich ihm eine andere Frage vorlegte:

S.: »Sie haben doch auch in Ihrem Leben manchmal gesündigt, nicht wahr?«

F.: »Ja, ich habe sogar oft gesündigt.«

S.: »Aus welchem Grund, denken Sie also, sollten Ihnen Ihre Sünden vergeben werden?«

F.: »Nun, ich bin über sie traurig gewesen, und ich denke, daß sie alle weg sind – sie machen mir keine Schwierigkeiten mehr.«

S.: »Einmal angenommen, Sie würden hingehen und bei der Fleischerin, bei der Sie immer einkaufen, in Schuld geraten. Dann würden Sie hingehen und zu ihr sagen: ›Sehen Sie, Sie haben eine lange Liste gegen mich. Leider muß ich Ihnen sagen, daß ich für all die Waren, die ich gehabt habe, nicht bezahlen kann. Aber ich werde Ihnen sagen, was ich tun will: Ich werde nie wieder in Ihre Schuld geraten.‹ Sie würde Ihnen sehr bald sagen, daß dies nicht ihre Art ist, Geschäfte zu machen. Denken Sie, daß man so mit dem großen Gott umspringen kann? Sind Sie der Ansicht, daß er hingeht und Ihre vergangenen Sünden streicht, einfach nur weil sie sagen, daß Sie nicht mehr gegen ihn sündigen werden?«

F.: »Ich würde sehr gerne wissen, wie meine Sünden vergeben werden können. Sind Sie ein Pfarrer?«

Ich sagte ihm so einfach und klar, wie ich konnte, wie der Herr Jesus Christus den Platz der Sünder eingenommen hatte und wie die, welche auf ihn vertrauen und sich auf sein Blut und seine Gerechtigkeit verlassen, Vergebung und Gnade finden. Der Mann war hoch erfreut über die einfache Geschichte des Kreuzes. Er sagte, daß er wünschte, dies vor vielen Jahren schon gehört zu haben, und dann fügte er hinzu: »Um die Wahrheit zu sagen, ich fühlte mich nicht wohl, als ich sah, wie all diese armen Kreaturen ins Grab gelegt wurden. Ich fühlte, daß da irgend etwas war, was ich brauchte, aber ich wußte nicht genau was.«

Ich kann nicht sagen, was das endgültige Ergebnis unseres Gespräches war, aber ich war beruhigt, daß ich ihm zumindest den Weg Gottes

zur Erlösung in einer Sprache dargelegt hatte, die er verstehen konnte.

Manchmal habe ich es weniger einfach gefunden, bestimmte Leute zum Guten zu beeinflussen, als dies eigentlich sein sollte, und zuweilen lag der Grund dafür in dem Versagen derer, die vor mir an diesen Menschen hätten arbeiten sollen. Eines Tages versuchte ich, einem Kutscher etwas über meinen Herrn zu sagen. Darauf meinte er zu mir:

»Kennen Sie den Pastor . . .?«

»Ja«, erwiderte ich, »ich kenne ihn recht gut. Was haben Sie über ihn zu sagen?«

»Nun, er ist die Sorte Prediger, die ich mag. Ich mag seine Religion sehr.«

»Was für eine Art Religion ist das?«

»Nun, er ist auf diesem Platz sechs Monate lang jeden Tag gefahren und hat die ganze Zeit über nie etwas über Religion gesagt. Das ist die Art Prediger, die ich mag.«

Mir schien dies ein sehr zweifelhaftes Kompliment zu sein für einen Mann, der angab, ein Diener des Herrn Jesus Christus zu sein.

Bei anderen Gelegenheiten lag die Schwierigkeit im Umgang mit einzelnen Menschen in deren Unkenntnis des Heilsplanes. Wenn ich zu zwei oder drei Leuten in der Eisenbahn über meine eigene Hoffnung in Christus sprach, war das für meine Zuhörer etwas vollkommen Neues. Ich habe den Blick des Erstaunens auf so manchem Gesicht intelligenter Engländer gesehen, wenn ich die Lehre des stellvertretenden Opfers Christi erklärt habe. Ich habe sogar Menschen getroffen, die von ihrer Kindheit an in ihre Kirche gelaufen waren, aber nicht einmal die grundlegende Wahrheit der Erlösung durch Glauben kannten. Ja, es gab einige, die zu unabhängigen Gemeinden gehörten und doch nicht einmal die einfache Wahrheit verstanden hatten, daß kein Mensch durch seine eigenen guten Werke gerettet wird, sondern nur durch den Glauben an das Blut und die Gerechtigkeit Jesu Christi. Diese Nation ist in den Schlund der Selbstgerechtigkeit gefallen. Der Protestantismus eines Martin Luther ist weithin völlig unbekannt. Die Wahrheit wird von all jenen geglaubt, die durch die Gnade Gottes gerufen sind, aber die große Masse redet immer noch davon, daß sie doch ihr Bestes tut, und hofft auf Gottes Barmherzigkeit und was weiß ich sonst noch alles neben ihrem Selbstvertrauen. Die Hauptlehre, daß der, der an Jesus glaubt, durch dessen vollendetes Werk gerettet ist, wird als Ausfluß eines fehlgeleiteten Enthusiasmus verhöhnt oder angegriffen und schlecht gemacht mit der Begründung, dies würde zur Zügellosigkeit verführen. Luther sprach davon, die Bibel den Wittenbergern um die Köpfe zu schlagen, um so die Lehre der Rechtfertigung durch Glauben in ihren Verstand einzuhämmern. Aber schlagen nützt nichts. Wir müssen Ge-

duld haben mit denen, die wir zu lehren versuchen, und müssen bereit sein, wieder und wieder und wieder dieselben grundlegenden Wahrheiten zu wiederholen. Jemand fragte einmal eine Mutter: »Warum lehren Sie Ihre Kinder dieselbe Sache zwanzigmal?« Sie antwortete klug: »Weil ich denke, daß neunzehnmal noch nicht genug ist.« So wird es auch oft sein mit denen, die wir das ABC des Evangeliums lehren wollen.

Auch wenn England ein evangelisches Land ist, gibt es ohne Frage Leute, die päpstlich genug sind, um große religiöse Taten um des Verdienstes willen zu leisten. Was für eine lange Reihe von Armenhäusern wurde errichtet durch jenen armseligen alten Schinder der Armen, der dadurch ein Sühnopfer für sein Anhäufen von Besitz leisten wollte! Was für ein reiches Erbe hinterließ ein anderer für ein Krankenhaus! Dies war eine wirklich gute Sache, aber der Mann, der es zurückließ, hatte in seinem ganzen Leben nie auch nur einen Heller für einen Bettler übriggehabt. Er hätte noch immer nichts gegeben, wenn er nicht hätte sterben müssen und doch wußte, daß er nichts von seinem Geld würde mit sich nehmen können. Also hinterließ er es wohlthätigen Zwecken als »Buße« für seine Sünden.

Manchmal sind Menschen so töricht, daß sie denken, das Verrichten von irgendwelchen religiösen Taten würde sie in den Himmel bringen. Zweimal am Tag an einer Gebetsversammlung teilnehmen, in der Fastenzeit fasten, den Altar mit Stickereien verschönern, Glasmalereien für Kirchenfenster fertigen, eine neue Orgel bezahlen. Auf den Rat ihrer Priester tun sie manches. So arbeiten sie wie die blinden Esel in einer Mühle von morgens bis abends und machen doch – wie die Esel – keinen wirklichen Fortschritt. Manche von denen, die sich Christen nennen, scheinen mir an eine Art Vertrag des ernstesten Gehorsams zu glauben, bei dem der Mensch sein Bestes gibt und Christus dann den Rest, so daß man gerettet wird. Aber Gott wird nie etwas annehmen von dem Menschen, der gegenüber der göttlichen Gerechtigkeit schuldig bleibt. Manche Menschen sind der Ansicht, daß sie schon auf dem Weg zum Himmel sind, wenn sie zur Kirche oder zur Gemeinde gehen, die Sakramente nehmen und gewisse religiöse oder sonstwie gute Taten tun, die zu einem anständigen Bekenntnis der Religion gehören. Aber wenn diese Dinge an die Stelle Christi treten, dann ist das der Weg zur Hölle.

Ich weiß nicht, was meine Zuhörer gedacht haben. Ich jedenfalls kann ehrlich sagen, daß ich unzählige Male von der Kanzel heruntergestiegen bin und darüber gestöhnt habe, daß ich nicht predigen konnte, wie ich wollte. Aber dies war mein Trost: Ich habe das Verlangen gehabt, Christus zu verherrlichen, ich habe versucht, mein Gewissen rein zu halten von dem Blut aller Menschen, ich habe die ganze Wahrheit gesucht, ob

sie sie wollten oder nicht.« Es muß furchtbar sein für einen Menschen, und ganz besonders für einen Prediger Christi, der jedoch nicht das Evangelium gepredigt hat, wenn dieser vor Gottes Gerichtsschranke treten und sich für die Seelen verantworten muß, die ihm anvertraut worden waren.

Es war für mich oft ein Wunder, wenn ich hörte, daß manche alten Prediger zwanzig, dreißig oder vierzig Jahre lang beständig an einem einzigen Platz gearbeitet haben, ohne irgendwelche Frucht zu sehen. Ich will sie nicht richten – sie stehen oder fallen allein ihrem Meister. Aber wenn ich in einer solchen Lage gewesen wäre, hätte ich es zwar nicht gewagt, den Weinberg des Herrn zu verlassen, in den er mich in meiner Jugend zur Arbeit gedungen hatte, aber ich hätte daraus geschlossen, daß er meinen Dienst an einer anderen Stelle seines Weinberges haben will, wo meine Anstrengungen mehr Ergebnisse des Segens bringen würden. Ich danke Gott, daß ich nicht umsonst gearbeitet oder meine Kraft für nichts und wieder nichts vergeudet habe. Er hat mir eine lange Zeit des fröhlichen und erfolgreichen Dienstes gegeben, für die ich ihn mit meinem ganzen Herzen lobe und seinen heiligen Namen groß mache. Manchmal gab es ein größeres Wachstum, dann wieder weniger, aber die meiste Zeit über ist der ununterbrochene Strom seines Segens in gleicher Intensität geflossen. Es war nie mein Verlangen, in der Weltgeschichte herumzueilen und aus anderen Denominationen heraus Prose-lyten zu machen, sondern ich wollte jene bei uns sammeln, die noch nicht zu einer Gemeinde von Gläubigen gehörten und noch nicht in irgendein Haus Gottes gingen. Natürlich sind viele Menschen aus anderen Gemeinschaften zu uns gekommen, wenn ihnen dies ein kluger und richtiger Schritt erschien, aber ich würde es als brennende Schande empfinden, wenn man zu Recht sagen könnte: »Die große Gemeinde unter der Obhut dieses Pastors setzt sich zusammen aus Gliedern, die er anderen christlichen Kirchen gestohlen hat.« Für mich haben die Gottlosen und Sorglosen, die aus der Welt heraus in die Gemeinschaft mit Christus gekommen sind, den höchsten Wert. Dies sind wahre Gewinne – nicht heimlich von freundlichen Ufern gestohlen, sondern erobert aus dem Herrschaftsbereich des Feindes heraus mit der Schneide des Schwertes des Wortes Gottes.

Manchmal verlangt ein verzweifelter Fall eine verzweifelte Lösung. Einmal hatte ich mit einem Mann zu tun, der allem, was ich sagte, zustimmte. Wenn ich über das Übel der Sünde sprach, er stimmte mir zu und sagte, ich sei voll und ganz im Recht. Wenn ich ihm den Weg der Erlösung darlegte, stimmte er ihm zu, aber ganz offensichtlich war sein Herz von der Wahrheit nicht berührt. Beinahe hätte ich gewünscht, daß er alles, was ich sagte, glatt verneinen würde, denn das hätte mir die Ge-

legenheit gegeben, die ganze Sache mit ihm durchzusprechen und ihn zu einer Entscheidung zu führen. Schließlich hatte ich den Eindruck, daß es hoffnungslos sei, noch weiter mit ihm zu reden, und so sagte ich: »Tatsache ist, daß Sie eines Tages sterben werden – und verdammt werden.« Ich ging weg, ohne noch ein weiteres Wort zu sagen. Wie ich erwartet hatte, dauerte es nicht lange, da ließ er mich rufen. Er bat mich, ihm zu erklären, warum ich so etwas Schreckliches über ihn gesagt hatte. Ich antwortete: »Es schien mir recht nutzlos zu sein, mit Ihnen über die Errettung Ihrer Seele zu reden, denn Sie spürten nie das Drängende hinter dem, was ich sagte. Ich hätte genauso gut versuchen können, Öl über eine Marmorplatte laufen zu lassen, wie zu erwarten, daß Sie durch die Wahrheit, die ich Ihnen vorlegte, getroffen sein würden. Es ist meine feste Überzeugung, daß Sie verdammt sein werden.« Er war sehr ärgerlich mit mir, weil ich so offen sprach. Wieder ging ich weg und ließ ihn verwirrt zurück. Wenige Stunden später war er in einer furchtbaren Gemütsverfassung. Der Heilige Geist hatte ihn von seinem Zustand überzeugt, hatte ihm gezeigt, daß er ein Sünder war, und er war verzweifelt wegen seiner Seele. Dieser Mann kam zur Buße und zum Glauben. Er wurde getauft, trat der Gemeinde bei und ging wenige Jahre später nach Hause in den Himmel.

25. Eine neue Prophetenschule

Der Schluß einer Predigt am Sonntag, dem 5. August 1855, in der New Park Street-Kapelle über 1. Korinther 9,16 »Denn daß ich das Evangelium predige, darf ich mich nicht rühmen, denn ich muß es tun. Und wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte!«:

»Nun, meine lieben Zuhörer, ich habe euch etwas zu sagen. Es gibt in diesem Raum Menschen, die in den Augen Gottes sehr schuldig sind, weil sie nicht das Evangelium predigen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß von den fünfzehnhundert oder zweitausend Menschen, die jetzt meine Stimme hören können, kein einziger außer mir in der Lage ist, das Evangelium zu predigen. Ich denke nicht so schlecht über euch, daß ich mich selbst der Hälfte von euch an Verstand überlegen fühle, auch nicht an Vollmacht, das Wort Gottes zu verkündigen. Und selbst wenn ich das denken würde, könnte ich doch nicht glauben, daß in einer so großen Versammlung nicht viele sind, die Gaben und Talente haben, die sie dazu qualifizieren, das Wort Gottes zu predigen. . . . Dies ist eine sehr ernste Angelegenheit. Wenn es in der New Park Street-Gemeinde irgendein Talent gibt, dann soll es sich entwickeln. Wenn es irgendwel-

che Prediger unter meiner Versammlung gibt, dann sollen sie predigen. . . . Ich möchte gerne Scharen von Predigern unter euch finden. »Oh, daß das ganze Volk des Herrn Propheten wären.« Es gibt hier einige, die sollten Propheten sein, nur sind sie etwas schüchtern. Gut, dann müssen wir eben einen Weg finden, daß sie ihre Schüchternheit loswerden. Ich kann es nicht ertragen, wenn ich mir vorstelle, daß es einen Diener Jesu Christi gibt, der schläft, während der Teufel all seine Diener an die Arbeit schickt. Junger Mann, geh heim und prüfe dich selbst. Sieh, was für Fähigkeiten du hast, und wenn du feststellst, daß du Fähigkeiten hast, dann versuche, einem Dutzend einfacher Leute zu sagen, was sie tun müssen, um gerettet zu werden. Du mußt nicht darauf aus sein, völlig und ganz in den Predigtendienst zu treten. Aber wenn es Gott gefällt, dann suche auch diese hohe Aufgabe. »Wenn jemand ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstlich Werk.« Auf jeden Fall versuche, das Evangelium Gottes auf irgendeine Art und Weise zu verkündigen. Ich habe diese Predigt ganz besonders deshalb gehalten, weil ich mich danach sehne, von diesem Ort aus eine Bewegung ins Leben zu rufen, die andere Menschen erreicht. Ich möchte, wenn es möglich ist, einige in meiner Gemeinde finden, die das Evangelium predigen wollen. Und merke dir: Wenn du Talent und Vollmacht hast, dann wehe dir, wenn du das Evangelium nicht predigst!«

Als Gottes Geist in den ersten Jahren meinen Dienst in der New Park Street voranbrachte, lernten manche eifrigen jungen Männer die Wahrheit kennen. Unter ihnen waren einige, deren Straßenpredigten Gott segnete, so daß sich Menschen bekehrten. Ich wußte, daß diese Männer die Fähigkeit, aber keine Ausbildung hatten. Zudem kamen sie aus einer Umgebung, die es unwahrscheinlich machte, daß sie die Zulassung für irgendein College erhalten würden. Deshalb kam mir der Gedanke, ihnen eine Ausbildung in den grundlegenden Dingen zu geben, die zumindest ihre unangemessene Sprache korrigieren und sie befähigen würde, weitere Informationen durch das Lesen von Büchern zu bekommen. Es war ganz besonders ein sehr talentierter junger Mann, der mir in den Weg gelegt zu sein schien, so daß ich wenigstens mit ihm beginnen mußte. Nicht lange danach kam der Mann zu mir, der unter allen anderen der geeignetste zu sein schien, mir dabei zu helfen: Pastor George Rogers aus Camberwell hatte lange darauf gewartet und war reif geworden für die Aufgabe eines Lehrers. Während sich in meinen Gedanken die Idee heranbildete, junge Männer zu schulen, war er auf der Ausschau nach einem solchen Dienst. Wir trafen uns und begannen eine Zusammenarbeit und Freundschaft, die sich durch all die Jahre hindurch immer mehr verstärkt hat.

Mit einem einzigen Studenten begann unser Werk der Liebe. Es kamen Spenden für die Unterstützung dieses einen Bruders. Dennoch schien es mir damals ein sehr gewagtes Unternehmen und eine große Verantwortung zu sein. Es war für einen Prediger mit einem sehr begrenzten Einkommen nicht einfach, 50 Pfund im Jahr zusammen zu bekommen. Und doch war dies innerhalb kurzer Zeit viel zu wenig, denn andere Brüder, die dieselbe Hilfe beanspruchten und ebenso geeignet waren, kamen hinzu und baten um dieselbe Unterweisung, und wir konnten sie ihnen nicht verweigern. Aus dem einen Studenten im Jahr 1856 wurden innerhalb kürzester Zeit acht. Und dann zwanzig. Und bald waren es beinahe hundert Männer. Der Glaube zitterte, als er vor die schwere Verantwortung gestellt war, die Unterstützung des einen Mannes zu sichern, aber der Herr stärkte den Glauben durch die Übung so sehr, daß er jubelte unter der Last, als sie sich ver Hundertfacht hatte.

Das Werk begann nicht nach irgendeinem Plan – es entwuchs einfach der Notwendigkeit. Der es angefangen hatte, hatte keine Wahl gehabt. Er hatte nur gehandelt, weil er von einer höheren Macht geleitet wurde. Er hatte keine Vorstellung davon gehabt, wie sehr die ganze Sache wachsen würde, und er hatte auch nicht versucht, eine Einrichtung zu schaffen, deren Einfluß in weite Fernen dringen sollte. Alles, was er vorhatte, war, der gegenwärtigen Not zu begegnen und dem Weg der Vorsehung zu folgen. Als er dies tat, dachte er mit keinem Gedanken an die Zukunft. Es scheint Gottes Plan zu sein, daß gute, nützliche Werke sich gemäß einer in ihnen liegender lebendigen Kraft entwickeln, nicht nach einem Schema oder Plan von außen.

Als die Predigerausbildung langsam Gestalt annahm, hatten wir nur ein Ziel vor uns, und das war die Verherrlichung Gottes durch die Predigt des Evangeliums. Wenn Männer, denen die Ausbildung und Erziehung fehlt, bei ihren Zuhörern ankommen sollen, dann müssen sie unterrichtet werden. Daher nahm sich unser Institut die Aufgabe vor, jene zu unterweisen, die Gott offensichtlich berufen hatte, das Evangelium zu predigen, die aber unter schlechten Bedingungen arbeiten mußten. Wir träumten nie davon, aus Menschen Prediger zu machen, sondern wir wollten denen helfen, die Gott schon zu solchen berufen hatte. Also machten wir zur Voraussetzung, daß ein Mann schon zwei Jahre lang Predigtdienste übernommen und Gottes Siegel auf seinem Dienst hatte, bevor er seine Anmeldung einreichen konnte. Es ging nicht darum, wie talentiert oder vielversprechend er war. Das Seminar konnte nicht auf Hoffnung hin handeln, sondern sollte von der offensichtlichen Bestätigung des göttlichen Rufes ausgehen, soweit das menschliche Beurteilungsvermögen sie erkennen kann. Dies wurde für uns zu einem Hauptpunkt, denn wir wollten nicht Männer haben, die von unseren Lehrern

zu guten Schülern gemacht würden, sondern Männer, die der Herr zu Predigern bestimmt hatte.

Da wir dies fest im Auge hatten, gingen wir dazu über, jedes Hindernis für die Annahme von geeigneten Männern zu beseitigen. Wir beschlossen, niemals einen Mann wegen absoluter Armut zurückzuweisen, sondern ihn vielmehr mit der nötigen Unterkunft, Verpflegung und Kleidung zu versorgen, so daß er deswegen nicht verhindert war. Auch haben wir die Bildungs-Voraussetzungen so niedrig angesetzt, daß sich selbst Brüder, die Analphabeten waren, bei uns eingeschrieben haben und später zu den besten Studenten gehörten. Ein Mann, der wirkliche Fähigkeiten als Redner hat, der eine tiefe Frömmigkeit und einen festen Glauben besitzt, kann aufgrund seiner Geburt und widriger Umstände ohne jede Schulbildung aufgewachsen sein und doch, wenn man ihm ein wenig hilft, zu einem machtvollen Arbeiter für Christus werden. Es wäre ein ernster Verlust für die Gemeinde, wenn man die Unterweisung ablehnen würde, weil der Betreffende vorher nie Unterweisung bekommen hat. Unser Seminar begann damit, daß es Männer Gottes zu sich einlud, ob sie nun arm und unbelesen oder reich und gut erzogen waren. Wir suchten aufrichtige Prediger, nicht Leser von Predigten oder Schöpfer philosophischer Ergüsse. »Hast du Seelen für Jesus gewonnen?« war und ist die entscheidende Frage, die wir allen Bewerbern stellen. »Wenn ja, dann komm mit uns, und wir wollen Gutes an dir tun.«

Unsere Männer suchen keine Universitätsgrade oder sonstigen Ehren – auch wenn viele von ihnen diese erlangen könnten. Sie wollen effektiv predigen können, zu den Herzen der Menschen kommen, die Armen evangelisieren – dies ist das Anliegen des Seminars, nichts anderes.

Wir bemühen uns, die Heilige Schrift zu lehren. Aber da jeder dies beansprucht und wir gerne bei allen Menschen bekannt und gelesen sein möchten, sagen wir ausdrücklich, daß die Theologie des Predigerseminars eine puritanische Theologie ist. Wir wissen nichts von der neuen Theologie, wir gehen auf den alten Weg. Alle Veränderungen, die das hervorbringt, was sich »modernes Denken« nennt, betrachten wir mit Mißtrauen. Wir glauben, daß sie bestenfalls Verwässerungen der Wahrheit sind, alte, verrostete Irrlehren, die wieder aufpoliert und, mit einem neuen Gesicht versehen, auf den Markt gebracht werden, um das Unheil, das sie in früheren Zeiten angerichtet haben, noch einmal zu vollbringen. Sowohl unsere Erfahrung, als auch unsere Bibel bestätigen uns in dem Glauben an die unveränderlichen Lehren der Gnade, und unter uns sind über diese großen fundamentalen Lehrfragen keinerlei Meinungsunterschiede. Wenn man die alte Theologie lächerlich macht, dann liegt das sehr oft daran, daß man sie nicht richtig kennt. Weil wir glauben, daß die puritanische Schule mehr Wahrheiten des Evange-

liums in sich vereinigt als jede andere seit den Tagen der Apostel, machen wir auf dieser Linie weiter und hoffen, daß wir unseren Anteil an der Wiedererweckung der evangelischen Lehre haben werden, die so sicher kommen wird, wie der Herr selbst kommt.

Das Motto des Seminars ist TENEOR ET TENEOR, »Ich halte fest und werde festgehalten«. Wir bemühen uns, das Kreuz Christi mit kühner Hand unter den Menschen hochzuhalten, weil dieses Kreuz uns durch seine Anziehungskraft festhält. Unser Verlangen ist, daß jeder Mensch die Wahrheit festhalten und von ihr festgehalten werden möge. Ganz besonders jene Wahrheit, daß Christus gekreuzigt ist.

Es gab viele interessante Erlebnisse in jenen ersten Tagen des Predigerseminars. Als Medhurst anfang, auf der Straße zu predigen, waren einige der sehr auf das Exakte achtenden Brüder, die damals Mitglieder in der New Park Street waren, sehr schockiert über seinen Mangel an Bildung. Sie kamen zu mir und beschwerten sich. Sie meinten, ich müsse ihn stoppen, denn wenn ich es nicht täte, würde die ganze Sache dadurch in Mißkredit geraten. Also hatte ich eine Unterredung mit dem eifrigen jungen Bruder. Er leugnete zwar nicht, daß sein Englisch unvollkommen war und er auch in anderer Hinsicht sicher Fehler gemacht hatte, sagte aber: »Ich muß predigen. Und ich werde predigen, es sei denn, Sie würden mir den Kopf abschneiden.« Ich ging zu unseren Freunden und erzählte ihnen, was er gesagt hatte, und fügte hinzu: »Da unser junger Bruder ganz offensichtlich nicht anders kann, als dem Herrn mit all seiner Macht zu dienen, muß ich tun, was ich kann, um ihm eine Ausbildung zu verschaffen, die ihn dafür vorbereitet.«

Der Nächste, der mit Problemen zu mir kam, war Medhurst selbst. Eines Tages sagte er mit sehr trauriger Miene zu mir: »Ich habe nun drei Monate lang gepredigt und weiß nicht von einem einzigen Bekehrten.«

Um ihn mit List zu fangen, sagte ich: »Du erwartest doch nicht etwa, daß der Herr jedesmal, wenn du den Mund aufst, Menschen rettetest.«

»O nein«, antwortete er.

»Dann ist genau dies der Grund, warum du keine Bekehrungen hattest: »Nach deinem Glauben wird dir gegeben.««

Während der Zeit, in der Medhurst in Bexley Heyth studierte, hielt er gewöhnlich Freiversammlungen ab. Einmal, als ich dort predigte, war ich sehr amüsiert, als ich nach dem Gottesdienst hörte, wie sich zwei gute Seelen unterhielten, die ganz offensichtlich durch den jungen Studenten sehr angesprochen worden waren.

»Nun«, wollte die erste wissen, »wie hat dir Herr Spurgeon gefallen?«

»Oh«, antwortete ihre Gefährtin, »sehr gut, aber er hätte mir noch besser gefallen, wenn er nicht unseren lieben Medhurst so sehr nachgemacht hätte.«

Wenn ich diese Geschichte später den anderen Studenten erzählte, habe ich ihnen immer sehr deutlich aufgezeigt, welche ernststen Konsequenzen es haben kann, wenn jemand von ihnen mich nachahmt!

Als ich später einmal Kingston-on-Thames, wo Medhurst jetzt in einer der Gemeinden Pastor geworden war, besuchte, wollte ich herausfinden, was die Leute dort über ihn dachten. Also sprach ich mit einer ehrenwerten Dame aus der Gemeinde recht kühl über ihn. Aber sehr bald fing sie an, ganz herzlich für ihn einzutreten:

»Sie dürfen nichts gegen ihn sagen. Wenn Sie das tun, dann nur, weil sie ihn nicht gut kennen.«

»Oh«, antwortete ich, »ich kannte ihn schon lange vor Ihnen. Er ist nicht viel wert, nicht wahr?«

»Nun«, erwiderte sie, »ich muß einfach gut über ihn sprechen, denn er war ein Segen für meine Familie und meine Hausangestellten.«

Ich ging hinaus auf die Straße und sah einige Männer und Frauen herumstehen. Also ging ich auf sie zu und sagte: »Ich muß euren Prediger wegnehmen.«

»Wenn Sie das tun«, riefen sie aus, »dann werden wir Ihnen über die ganze Welt folgen, um ihn zurückzubekommen. Sie werden doch sicher nicht so unfreundlich zu uns sein, daß sie einen Mann wegnehmen, der so viel Gutes für unsere Seelen getan hat?«

Nachdem ich so die Zeugnisse von fünfzehn oder sechzehn Personen gesammelt hatte, sagte ich: »Wenn der Mann ein solches Zeugnis über seinen Dienst bekommt, dann werde ich ihn gerne lassen, wo er ist. Denn es ist eindeutig, daß der Herr ihn in seinen Dienst gerufen hat.«

26. Erste Veröffentlichung – Verfasser, Verleger und Leser

Meine erste Veröffentlichung war das erste *Waterbeach-Traktat*. Auf der Titelseite stand: »Veröffentlicht auf Wunsch zahlreicher Freunde.« Das war 1853, und im selben Jahr druckte der *Baptist Reporter* meinen Bericht über das Gespräch mit dem anglikanischen Geistlichen in Maidstone, das mich zum Studium der Schrift führte und so zur Erkenntnis dessen, was das Neue Testament über die Taufe der Gläubigen lehrt. Kurz nachdem ich nach London gezogen war, bat mich der Schriftleiter des *Baptist Messenger* um Artikel für diese neue Zeitschrift. Ich schrieb für die Septemhernummer 1854 unter der Überschrift »*Tal der Tränen*« eine kurze Auslegung zu Psalm 84,7. Für die Oktobernummer schrieb ich un-

ter der Überschrift »Vorwärts und himmelwärts« über die nächsten Verse. So habe ich dann Monat für Monat einen Beitrag für den *Baptist Messenger* geschrieben, bis andere Arbeiten mir keine Zeit mehr dazu ließen. Seitdem erscheint auf der Titelseite dieser kleinen Zeitschrift jeweils eine meiner Predigten.

Am 20. August 1854 predigte ich in der New Park Street-Kapelle über 1. Samuel 12,17: »Ist jetzt nicht die Weizenernte?« James Paul nahm diese Predigt als Nr. 2234 in seine Predigtreihe »Groschenpredigten« auf, und das war wohl das erstemal, daß eine meiner Predigten gedruckt wurde. Bevor ich je auf einer Kanzel gestanden hatte, war mir der Gedanke gekommen, daß einst Predigten von mir gedruckt werden würden. Als ich Joseph Irons Groschenpredigten las, die ich so sehr liebte, wurde in mir der Wunsch wach, einmal eine eigene Groschenpredigtreihe zu haben. Und der Traum wurde wahr. Das Interesse an meinen Predigten im *Penny Pulpit* und im *Baptist Messenger* war so groß, daß ich, ohne an eine wöchentliche Predigtreihe zu denken, einzelne Predigten drucken ließ. Mit Furcht und Zittern nahm ich dann den Vorschlag meines jetzigen Verlegers an, jede Woche eine Predigt von mir drucken zu lassen. Wir begannen mit der Predigt über Maleachi 3,6: »Ich bin der Herr, und wandle mich nicht; und es soll mit euch Kindern Jakobs nicht gar aus sein« vom 7. Januar 1855. Und nach so vielen Jahren bin ich froh, sagen zu können: Weil Gott mir geholfen hat, fahre ich bis heute fort, vor Klein und Groß Zeugnis abzulegen. Wie viele Groschenpredigt-Reihen sind in diesen Jahren begonnen und wieder eingestellt worden! Oft waren es hervorragende Männer, deren sonntägliche Predigten veröffentlicht wurden; aber früher oder später mußten all diese Predigtreihen eingestellt werden, manchmal wegen Krankheit oder Tod des Predigers; in anderen Fällen wohl auch wegen ungenügenden Absatzes. Vielleicht waren die Predigten zu gut, und die Leser fanden sie deshalb nicht interessant genug. Wer weiß, wie langweilig Lesepredigten meist sind, muß sich glücklich schätzen, wenn er seit über dreißig Jahren das Vorrecht hat, daß seine Predigten nicht nur gekauft, sondern auch gelesen werden. Das wundert mich so, und ich weiß keinen Grund als diesen: Die Predigten enthalten das Evangelium, verständlich und klar gepredigt. Und das brauchen die Menschen mehr als alles andere. Das Evangelium, immer lebendig und immer neu, hat meine große Gemeinde all diese vielen Jahre zusammengehalten. Das bringt die Menschen auch dazu, meine Predigten zu lesen. Ein französischer Bauer, dessen Ernte sehr gut war, wurde von seinen Nachbarn der Hexerei angeklagt. Er wies auf seine fleißigen Söhne, seinen tüchtigen Ochsen, seinen Spaten und seinen Pflug. Das sei keine Hexerei. Genauso kann ich die Tatsache, daß meine Predigten immer noch so gern gelesen werden, nur dem

Evangelium zuschreiben und der Tatsache, daß ihre Sprache verständlich ist.

Als Band I der New Park Street-Predigten erscheinen sollte, schrieb ich im Vorwort:

»Zum Lob dieser Predigten ist wenig zu sagen, und was an Bösem über sie gesagt worden ist, kann nicht mehr übertroffen werden. Aber der Verfasser erlebte es auch, daß die Verleumdungen sich totliefen, die schlimmen Worte sich erschöpften und ihr Gift nicht mehr wirkte. Aber die Angriffe haben auch den Absatz der Predigten gefördert, und mancher ist veranlaßt worden, sie deswegen aufmerksam zu lesen.

Es ist nur eins, was dieses Buch über seine Verächter erhebt, und das tut es so triumphal, daß dem Prediger die Meinungen der Menschen unwichtig sind. Dies eine ist die Tatsache, daß kaum je eine Predigt nicht von der Hand des Allmächtigen durch die Bekehrung wenigstens einer Seele bestätigt wurde. Einzelne Predigten, die sich hier in Gesellschaft ihrer Schwestern befinden, führten durch Gottes Gnade zur Erlösung von nicht weniger als zwanzig Seelen. Von so vielen weiß der Prediger es jedenfalls, am Jüngsten Tag wird man sicher noch mehr entdecken. Und dann sind noch Hunderte von Kindern Gottes vor Freude gesprungen über diese Botschaft, und das macht den Prediger unverletzlich gegen Kritik oder Verleumdung. Manche Ausdrücke mögen ein Lächeln hervorrufen. Der Prediger ist sich nicht sicher, daß Lächeln Sünde sei, aber auf jeden Fall ist es ein geringeres Verbrechen, ein kleines Lachen hervorzurufen als eine halbe Stunde Tiefschlaf.

Wie es auch gekommen sein mag, der Leser hat nun das Buch gekauft. Er hat keine Garantie, daß es vollkommen ist. Wenn es ihm nicht gefällt, muß er das Beste daraus machen – entweder, indem er für sich als Leser um Segen bittet oder um größere Erleuchtung für seinen Freund, den Prediger.«

Die ersten sieben Bände wurden in kleiner Schrift gedruckt, jede Predigt hatte acht Seiten. Als dann die Papiersteuer abgeschafft wurde, konnte der Herausgeber größere Drucktypen verwenden, so daß jede Predigt zwölf Seiten umfaßte. Zugleich wurde auch der Name geändert: Aus *The New Park Street Pulpit* wurde *The Metropolitan Tabernacle Pulpit*. Die große Drucktype machte die Predigten leichter lesbar, und der Umsatz stieg deutlich. Langjährige Gewohnheit hat dazu geführt, daß alle meine Predigten gleich lang sind, mich überrascht selbst, wie klein die Unterschiede sind. Wenn ich 40–45 Minuten predige, füllt das genau den vorhandenen Platz, erspart mir die Mühe, etwas hinzuzufügen zu müssen und die noch viel größere Mühe des Kürzens. Weil ich damals so viel unterwegs war, blieben meine frühen Predigten fast völlig unüber-

arbeitet, und deswegen sind sie voll von umgangssprachlichen Wendungen und anderen Redeweisen, die im mündlichen Vortrag durchaus verzeihlich sind, aber eigentlich nicht in den Druck gehören. Die späteren Predigten habe ich gründlicher überarbeitet, und das hat mir sehr gut getan, denn es half mir, meine Ausdrucksweise zu verbessern. Dieses Überarbeiten ist mühsamer, als man meint, es verbraucht einen guten Teil des Montags und oft viel Öl für die Schreibtischlampe nach Mitternacht. Aber meinen Lesern war ich das Beste schuldig. So haben mir die Stunden nicht leid getan; aber oft war ich erschöpft, und das Vergnügen wurde zur Arbeit.

Ich habe begonnen, die in kleiner Type gedruckten Predigten zu überarbeiten, so daß sie in der größeren Drucktype neu aufgelegt werden konnten. Ich fand Rechtschreibfehler, die verbessert werden mußten. Aber ich war glücklich, daß ich keinen Anlaß fand, lehrmäßig etwas zu korrigieren. Ich war glücklich, nichts von dem zurücknehmen zu müssen, was ich am Anfang meines Dienstes gelehrt hatte. Hier und dort habe ich die Ausdrucksweise ein wenig verändert. Aber die Wahrheit, die ich verkündigt habe, ist immer noch dieselbe, die mir der Herr zu Anfang durch seinen Geist, der nicht irrt, offenbart hat. Noch bevor mein erster Predigtband erschien, veröffentlichte Mr. W. H. Collingridge mein Buch mit Zitaten, Sentenzen und Illustrationen des bekannten Puritaners Thomas Brooks; im selben Jahr (1855) Mr. James Paul Band I der *Pulpit Library* mit zehn Predigten. Schön gedruckt und in Leinen gebunden fand das Buch großen Anklang und verkaufte sich sehr gut, obwohl es eine halbe Krone kostete.

Sofort, als ich meine Predigten zu veröffentlichen begann, gab der Herr seine Bestätigung: Sünder bekehrten sich, vom Wege Abgekommene fanden wieder zurück, Gläubige wurden erbaut. Und wie freue ich mich, daß es – zu seiner Ehre – immer so geblieben ist. Seit vielen Jahren schon vergeht selten ein Tag und nie eine Woche, daß mich nicht Briefe erreichen, manchmal fast vom Ende der Welt, die davon berichten, daß jemand durch eine dieser Predigten errettet worden sei. Dafür sei Gott alle Ehre!

Am 8. Juni 1956 predigte ich in der Exeter Hall über Hebräer 7,27: »Daher kann er auch selig machen immerdar, die durch ihn zu Gott kommen, und lebt immerdar und bittet für sie.« Unter dem Titel: »Vollkommene Erlösung« wurde die Predigt gedruckt, und mehr als 30 Jahre später erhielt ich die frohe Nachricht, daß ein Mörder in Südamerika durch sie den Erlöser fand. Ein Freund von mir, der nicht weit vom Tabernakel wohnt, war in der Stadt Para in Brasilien. Dort sei, so hörte er, ein Engländer wegen Mordes im Zustand der Trunkenheit lebensläng-

lich inhaftiert. Der Freund besuchte ihn. Er war tief traurig über seine Tat, aber still und ruhig und freudig im Herrn. Die Blutschuld hatte seiner Seele eine schreckliche Wunde geschlagen, aber sie war geheilt worden, und er freute sich an der Herrlichkeit der Vergebung.

So berichtete der Gefangene: »Ein junger Mann, der gerade seinen Kontrakt mit dem Gaswerk beendet hatte, wollte nach England zurückkehren. Vorher besuchte er mich noch und brachte mir ein Paket Bücher. Als ich es öffnete, sah ich, daß es Romane waren. Weil ich lesen konnte, war ich für jedes Buch dankbar. Nachdem ich einige der Bücher gelesen hatte, fand ich eine von Spurgeons Predigten (Nr. 84). In ihr bezog er sich auf Palmer, der, zum Tode verurteilt, im Gefängnis von Stafford saß. Um seinen Hörern den Text deutlich zu machen, sagte er: ›Selbst wenn Palmer viele Morde begangen hätte – würde er bereuen und Gottes vergessende Liebe in Christus suchen, so würde sogar ihm vergeben werden.‹ Da fühlte ich: ›Wenn Palmer Vergebung bekommen könnte, dann auch ich!‹ So suchte ich den Erlöser und, gelobt sei Gott, ich fand ihn! Jetzt ist mir vergeben, und ich bin frei. Ich bin ein begnadigter Sünder. Ich bin ein Mörder, aber meine Sünde ist für die ›vollkommene Erlösung‹ nicht zu schwer. Sein heiliger Name sei gelobt!«

Wie glücklich war ich, als ich diese Nachricht erhielt! Und wie dankbar bin ich, daß er nicht der einzige von denen ist, die zwar das schreckliche Verbrechen des Mordes begangen, dank Gottes Segen durch die Predigten aber zur Buße und zum Glauben an unseren Herrn Jesus Christus gefunden haben. Ein anderer Mann, der ein Leben des Trunkes und der Unkeuschheit geführt, mit Jagdmesser und Revolver Menschen getötet hatte – auch er fand den Erlöser und wurde ein neuer Mensch. Als er im Sterben lag, bat er jemanden, der bei ihm war, mir zu sagen, daß meine Predigten ihn zu Christus geführt hätten. »Auf Erden werde ich Spurgeon nie treffen«, sagte er, »aber ich werde dem Herrn Jesus Christus von ihm erzählen, wenn ich in den Himmel komme.«

Viele ungewöhnliche Dinge sind im Zusammenhang mit der Veröffentlichung der Predigten geschehen. Ein Bruder, dessen Namen ich nicht nennen möchte, kaufte mehr als 250 000 Exemplare und verteilte sie. An alle gekrönten Häupter Europas sandte er vornehm gebundene Predigtbände. Bücher mit 12 oder mehr Predigten ließ er an alle Studenten verteilen und an alle Parlamentsabgeordneten, sogar an wichtige Personen in den Städten Irlands.

Als meine ersten Predigten gedruckt wurden, veröffentlichte ein Londoner Geschäftsmann in den verschiedensten Blättern Anzeigen und bot an, die Predigten zu liefern. So verkaufte er große Mengen an Leute, die sonst nie von den Predigten gehört hätten. Er war kein Baptist, sondern ein Quäker. Es dauerte nicht lange, bis ich erfuhr, wer er war, und

ich denke, er wird es mir verzeihen, wenn ich hier die Aufmerksamkeit auf etwas lenke, für das ich ihm immer danken werde.

Mit meiner Erlaubnis wurden Predigten in verschiedenen australischen Zeitungen als Anzeigen gedruckt. Ein Herr gab dafür wöchentlich eine Summe aus, die ich nicht nennen mag, weil sie so unglaublich klingt. So wurden sie sogar im australischen Busch gelesen, und viele Briefe zeigten, daß sie gerade dort ihre Wirkung nicht verfehlten! Die rauhen Siedler waren froh, in ihrer Zeitung die beste aller Nachrichten zu finden: die Geschichte von der mit Blut erkaufte Erlösung.

In Amerika wurden sehr schnell 20 000 Exemplare des ersten Predigtbandes verkauft. Inzwischen sind es weit mehr als eine halbe Million, und viele christliche Blätter drucken die Predigten ab. Für diese Gelegenheit, zu so einem großen Teil der Menschheit zu sprechen, kann ich Gott nicht genug danken.

Als unerfahrener Autor habe ich einen Fehler gemacht, aber diesen Fehler auch nur einmal. Für mein Buch *The Saint and His Saviour* (Der Heilige und sein Erlöser) schloß ich mit James S. Virtue einen Vertrag über 50 Pfund ab. Damals – ich war gerade ein Jahr in London – erschien mir die Summe hoch. Aber verglichen mit dem, was der Verleger an dem Buch verdient haben muß, war sie lächerlich klein. Und weil er es nicht für nötig hielt, mir mehr zu zahlen, habe ich meine anderen Bücher Verlegern anvertraut, die mich großzügiger behandelten.

Mit den Herren Joseph Passmore und James Alabaster habe ich mich dann so gut verstanden, daß ich mir nie andere Verleger wünschte. Unsere Beziehung war eng und vertraut, und ich denke, sie werden mir zustimmen, wenn ich sage, daß sie beiden Seiten nützlich war. Unsere Geschäftsbeziehungen waren so, wie Christen es sich wünschen, die alles zur Ehre Gottes tun wollen. Passmore und Alabaster begannen als junge Geschäftsleute in einem kleinen Betrieb in der Wilson Street, Finsbury. Später konnten sie die wunderbare Geschichte erzählen, wie Gott sie dort segnete und ihr Geschäft wachsen ließ. Der unerwartet große Erfolg der Bücher machte es ihnen manchmal schwer, mit der großen Nachfrage mitzukommen. Aber sie packten kräftig an und nahmen alle verfügbaren Hilfen in Anspruch und konnten so eine solide Grundlage für die Zukunft der Firma schaffen, die sie später nach Little Britain verlegten und dann nach Fann Street/Aldergate Street. Ich habe Passmore oft gefragt, ob ich für ihn schreibe oder ob er für mich druckt; ob er mein Arbeitgeber ist oder ich seiner. Er jedenfalls sagt, ich sei der Boß. Damit ist die Frage wohl entschieden.

Mit Passmore verband mich nicht nur Geschäft, sondern auch Freundschaft. In beidem blieb die Harmonie immer ungetrübt.

Von den vielen Briefen an Passmore hier nur ein einziger:

»Lieber Herr Passmore,
haben Sie Ihr Geschäft aufgegeben? Falls nicht, wäre ich froh, wenn ich die Korrekturabzüge des Buches *Morning by Morning* (Tauperlen und Goldstrahlen) bekommen könnte, das Sie, wenn ich mich recht erinnere, begonnen haben zu drucken. Am Montag hätte ich welche bekommen sollen, und jetzt ist Mittwoch. Bitte schütteln Sie den guten Freund, der Ihr Geschäft übernommen hat. Sagen Sie ihm, daß Sie immer ein Vorbild an Pünktlichkeit gewesen seien und daß er es Ihnen nachmachen müsse. Ich sende ein Stück für den 31. Oktober, denn ich kann für dieses Datum keinen Korrekturabzug finden. Bitte geben Sie es bald dem Herrn, der Ihr Geschäft übernommen hat.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr C. H. Spurgeon.

P.S. Hat sich Herr Alabaster auch zurückgezogen? Ihnen beiden herzliche Glückwünsche, und der neuen Firma viel Erfolg. Wie sie heißt? Ich vermute »Firma Schnell und Prompt«.

27. Die ersten Ehejahre

Von Susannah Spurgeon

»Die Ehe kommt aus dem Paradies und führt dorthin. Bevor ich verheiratet war, war ich nicht halb so glücklich wie jetzt. Wenn du heiratest, beginnt dein Glück. Der Mann soll seine Frau lieben wie sich selbst; und noch etwas mehr, denn sie ist seine bessere Hälfte. So sollte er fühlen: »Wenn es nur eine gute Frau gibt auf der Welt, dann ist es die meine.« Der Pflüger denkt schon seit langem so von seiner eigenen Frau. Und nach 35 Jahren ist er sich dessen sicherer als je: Es gibt keine bessere Frau auf Erden als die seine«, schreibt Spurgeon in seinem Buch »Reden hinter dem Pflug«.

Unser Haushalt begann sehr bescheiden, und auch dabei mußten wir noch kräftig sparen, denn mein lieber Mann wollte gerne jungen Männern helfen, das Evangelium zu predigen. So mußten wir aus unserem bescheidenen Einkommen ziemlich viel für Unterhalt und Ausbildung von T. W. Medhurst abzwiegen, der als erster zum Dienst am Evangelium ausgebildet wurde. Aus so einem bescheidenen Anfang entwickelte sich das heutige Predigerseminar! Wie hat sich mein Mann gefreut, als er es gründete, und wie haben wir gemeinsam geplant und gedarbt, um das zu verwirklichen, was ihm sein liebendes Herz eingab. Das gab

mir auch ein mütterliches Interesse am Seminar und »unseren Männern«. Was das Geld anging, so war in jenen Tagen das Hauptproblem, wie Ausgaben und Einkommen ins rechte Verhältnis zu bringen wären. Es klappte nie richtig. Aber heute weiß ich, daß das Gottes Weg war, um später die Armut der Prediger verstehen zu können und ihnen zu helfen.

Als mir so ein Prediger seine Armut beschrieb, sagte er: »Sie können mich sicher nicht verstehen, denn Ihnen ist es ja nie so gegangen.« Sofort dachte ich an unsere ersten Jahre und konnte ehrlich sagen: »Es mag uns nicht so schlimm gegangen sein wie Ihnen jetzt, aber ich kann mich noch gut an die Zeit erinnern, wo wir nach dem »Es muß auch ohne gehen-System« lebten und wo Gottes Vorsorge unser Erbteil war.« Wie oft hat Er seine Hand ausgestreckt und uns gerettet, wenn unsere finanzielle Situation aufs äußerste gespannt und die Kasse des Seminars und unsere eigene gleich leer waren. Einmal ging es uns besonders schlecht. Wir hatten nie Schulden bei Geschäften, trotzdem war eine größere Summe fällig, wohl Gebühren oder Steuern. Aber wir hatten nichts, womit wir sie hätten bezahlen können. Wir waren erregt und traurig.

»Liebste«, sagte mein Mann, »was sollen wir machen? Ich kann mir kein Pferd mehr mieten und gehe dann jedesmal, wenn ich in New Park Street predige, zu Fuß dorthin.«

»Unmöglich«, antwortete ich, »du hast so viele Dienste dort, das kannst du nicht machen.« Lange haben wir über Sparmöglichkeiten nachgedacht, dann legten wir die Last vor den Herrn und baten ihn um Hilfe. Und natürlich hörte und antwortete er, denn er ist ein treuer Gott. Am selben Abend noch – oder am anderen Morgen, ich bin nicht mehr ganz sicher – bekamen wir einen Brief mit 20 Pfund. Wir haben nie erfahren, wer ihn schickte, aber wir wissen, er war Gottes Antwort auf unser Gebet. Das war das erste Mal, daß wir gemeinsam die Erfahrung machten, daß uns unser himmlischer Vater in besonderer Not hilft. Unsere Herzen wurden voller Freude, als wir begriffen, daß er wußte, was wir brauchten, bevor wir ihn darum baten. Im Laufe der Jahre kam so etwas immer wieder vor. Aber vielleicht war es diese erste Rettung aus der Not, die das Fundament für den starken und die Dinge bewegenden Glauben meines Mannes legte. Ich kann mich nicht erinnern, ihn je wieder so in Sorge wegen des nötigen Geldes gesehen zu haben, trotz all der großen Dinge, die er für den Herrn unternahm. Er vertraute völlig dem Herrn, und nichts fehlte ihm.

Zwei kleine Szenen sind typisch für unser Leben damals:

Es ist Sonntag. Des Tages Arbeit ist getan. Mein lieber Prediger hat eine leichte Mahlzeit gegessen, und jetzt ruht er in seinem Sessel neben dem lodernnden Feuer. Seine Frau sitzt auf einem Kissen zu seinen Füßen und würde ihm gerne etwas Gutes tun.

»Soll ich dir heute abend was vorlesen, Liebster?« sagt sie. Die Erregung und die Mühe des Sonntags machen ihn immer müde, und seine Seele muß zur Ruhe kommen. »Soll ich dir ein oder zwei Seiten George Herbert vorlesen?«

»Ja, das würde mir gut tun.« Also wird das Buch geholt, ich lese ihm einen Abschnitt vor, mit vielen Pausen. Vielleicht genießt er das Buch um so mehr, weil er mir die kostbaren Wahrheiten von Herberts Versen erklären muß. Was es auch ist, wir genießen die Zeit. Ich lese über eine Stunde, bis der Friede des Himmels in unsere Seelen fließt und der müde Diener des Königs der Könige seine Müdigkeit verliert und fröhlich wird.

Wieder ist es Sonntagabend, und das Bild ist etwas anders. Mein lieber Prediger ist nicht nur müde, sondern richtig niedergeschlagen. »O Liebste«, sagt er, »ich fürchte, ich war beim Predigen heute nicht so treu, wie ich es hätte sein müssen. Ich habe nicht so ernstlich verlorene Seelen gesucht, wie Gott es von mir will. Herr, vergib deinem Diener! – Ach bitte«, fährt er fort, »geh ins Arbeitszimmer und hol Baxters *Reformed Pastor* und lies mir was vor. Vielleicht macht das mein träges Herz wieder frisch.«

Ich hole das Buch, und mit tiefem Seufzen blättert er in ihm, bis er einen Abschnitt wie diesen findet: »Was für eine Aufgabe haben wir auf uns genommen! Sollten wir da untreu sein? Wo wir Haushalter Gottes sind, sollten wir da nachlässig sein? Wo wir die Heiligen führen, die ewig in Gottes Herrlichkeit leben werden, sollten wir uns da nicht um sie kümmern? Da sei Gott vor! Ich flehe euch an, Brüder, wer nachlässig ist, lasse sich von diesem Gedanken aufwecken! Der du mühsame und schmerzliche Pflichten meidest und die Seelen der Menschen mit vorgefertigten Formeln abspeist, denkst du, daß das der rechte Umgang mit der Braut Christi ist? Wenn die Seelen der Menschen doch Gottes Antlitz sehen und ewig bei ihm sein sollen, verdienen sie da nicht deine größte Sorge und Anstrengung? Denkst du so niedrig von der Gemeinde Gottes, als daß sie nicht deine beste Fürsorge und Hilfe verdiente? Wärest du ein Schaf- oder Schweinehirt, könntest du sie laufen lassen und sagen: ›Sie sind es nicht wert, daß ich für sie Sorge.‹ Aber würdest du das jemals tun, wenn sie dir gehörten? Wie wagst du es da, so von den Seelen der Menschen zu reden?«

So lese ich, nur gelegentlich von seinen Seufzern unterbrochen, Seite um Seite, bis meine Stimme vor Mitgefühl versagt, mein Blick undeutlich wird und sich seine und meine Tränen vermischen. Er weint, weil sein für Gott so empfindsames Gewissen ihn quält, und ich weine, einfach weil ich ihn liebe und seinen Kummer mit ihm teilen will. Ich glaube nicht einen Augenblick, daß er einen Grund für seine Selbstvorwürfe

hat. Aber da das eine Sache zwischen ihm und seinem Gott ist, kann ich ihn nur durch mein stilles Mitfühlen trösten. »Die Last des Herrn« liegt auf ihm, und Gott läßt ihn für eine Zeit die Last seines Amtes spüren, »daß die überschwengliche Kraft sei Gottes und nicht von uns«. Und »wer lehrt wie Er?«

In den ersten Jahren unserer Ehe geschah etwas Außergewöhnliches. An einem Samstagabend kam mein Mann ganz und gar nicht mit dem Text zurecht, über den er am Sonntag predigen wollte. Es war Ps. 110,3: »Nach deinem Sieg wird dir dein Volk willig opfern in heiligem Schmuck. Deine Kinder werden dir geboren wie der Tau aus der Morgenröte.« Sorgfältig wie immer las er zu dem Vers alle Kommentare, die er hatte, um vom Heiligen Geist Klarheit über den Text und über seine Gedanken zu bekommen. Aber alles schien vergebens. Ich war genauso traurig wie er und konnte ihm in dieser Not nicht helfen. So dachte ich jedenfalls. Aber der Herr hatte noch eine große Gnade für mich bereit, und durch sie führte er seinen Diener aus den Schwierigkeiten heraus. Mein Mann blieb lange wach, war völlig erschöpft und entmutigt, denn all seine Versuche, an den Kern des Textes zu kommen, waren erfolglos geblieben. Ich schlug ihm vor, schlafen zu gehen, und wollte es ihm dadurch erleichtern, daß ich sagte, wenn er jetzt schlief, würde er sich am Morgen frisch fühlen und ordentlich arbeiten können. »Weckst du mich dann sehr früh, so daß ich noch genug Zeit zur Vorbereitung habe?« Ich versicherte ihm das, und vertrauensvoll wie ein müdes Kind schlief er sofort ein.

Als es am Sonntagmorgen gerade hell werden wollte, hörte ich ihn im Schlaf sprechen. Aufmerksam hörte ich zu. Schnell merkte ich, daß er von dem Vers sprach, der ihm am Abend so unverständlich gewesen war. Im Schlaf sagte er, was der Vers bedeutete, und was er sagte, war klar und erfrischend. Vor Freude fast zitternd versuchte ich das, was er sagte, zu verstehen und zu behalten. Denn wenn ich nur die Hauptpunkte seiner Darlegung behalten konnte, würde er keine Schwierigkeiten haben, daraus die Predigt zu machen. Aber was geschähe, wenn ich die kostbaren Worte nicht erfassen würde? Ich konnte keine Notizen machen, und so betete ich, wie Nehemia es tat, zu dem Gott des Himmels und bat ihn, daß er mich die Worte verstehen und behalten lasse, die er seinem Diener im Schlaf gab und auf so einzigartige Weise mir anvertraute. Wie ich so dalag und immer wieder die Worte wiederholte, die ich zu behalten wünschte, war meine Freude groß, wenn ich an die Überraschung dachte, die ihn beim Aufwachen erwartete. Aber ich muß wohl zu lange gewacht und mich zuviel gefreut haben, so daß ich einschlummerte, als die übliche Zeit zum Aufstehen gekommen war. Mein Mann erwachte und schreckte auf, als er die Uhr sah.

»Liebste, du hast gesagt, du würdest mich früh wecken. Und jetzt ist es schon so spät. Was soll ich tun? Was soll ich tun?«

»Hör zu«, antwortete ich und erzählte ihm alles, was ich gehört hatte.

»Das ist ja genau, was mir fehlte«, rief er aus. »Das ist die richtige Erklärung des ganzen Verses! Und du sagst, ich hätte das im Schlaf gepredigt? – Das ist wundervoll«, wiederholte er immer wieder, und wir beide priesen den Herrn, weil er uns so herrlich seine Macht und Liebe gezeigt hatte. Voller Freude ging er hinunter in sein Arbeitszimmer, schrieb diese gottgegebene Predigt nieder und hielt sie noch am selben Morgen (13. April 1856) in New Park Street-Kapelle.

Hier muß ich von der Geburt unserer Zwillinge berichten, um einer Geschichte zu widersprechen, die witzig sein soll, viel erzählt und weltweit geglaubt wird, nicht nur damals, nein, bis heute! Man erzählt, daß mein lieber Mann von der Vergrößerung seiner Familie bei einer Predigt erfuhr und die Nachricht sofort an die Gemeinde weitergab und halb scherzend hinzufügte:

»Nicht mehr als andern steht mir zu,

Und doch hat Gott mir mehr gegeben!«

In Wirklichkeit wurden die Jungen am Samstagmorgen des 20. September 1856 geboren, und den ganzen Tag hat mein Mann das Haus nicht verlassen; ich wüßte auch nicht, daß er je am Samstag gepredigt hätte. Also ist die Sache eine Legende, und ich denke, ich weiß auch, wie sie entstanden ist: Am folgenden Donnerstag predigte er für die Aged Pilgrims' Friend Society, einen Seniorenhilfsverein. Dabei sagte er: »Wenn wir in der Stadt unterwegs sind und die Armen sehen, dann müßte der ein sehr undankbarer Christ sein, der nicht seine Augen zum Himmel erhebt und so Gott lobt:

»Nicht mehr als andern steht mir zu,

Und doch hat Gott mir mehr gegeben!«

Ich bin überzeugt, daß ein Spaßvogel, der von der Geburt der Zwillinge wußte, diese Verse mit ihnen in Verbindung brachte und das dann der Welt als die reine Wahrheit weitergab.

Ich erinnere mich noch an ein anderes Erlebnis. Das war an einem Sonntagabend, als es dem Herrn gefiel, die ersten schwarzen Schatten über unser junges Glück fallen zu lassen. Ich lag auf dem Sofa unter dem Fenster und dachte an meinen geliebten Mann, der gerade seine erste Predigt in der Surrey Music Hall hielt. Ich betete, daß der Herr die Tausende, die dort versammelt waren, segnen möge. Es war einen Monat nach der Geburt unserer Zwillinge, und ich träumte für sie glückliche Träume. Da hörte ich einen Wagen vor der Tür halten. Mein Mann konnte es noch nicht sein; ich überlegte, was für unerwarteter Besuch das wohl

wäre. Sofort trat einer der Diakone ein, und ich begriff im selben Augenblick, daß etwas Ungewöhnliches geschehen war. Ich bat ihn, mir alles schnell zu sagen, und er tat es, freundlich und voller Mitgefühl. Dann kniete er am Sofa und betete, daß wir die Gnade und die Kraft bekämen, die schreckliche Prüfung zu ertragen, die so plötzlich über uns gekommen war. Aber wie dankbar war ich, als er ging! Ich wollte allein sein und in dieser Stunde der Dunkelheit und des Todes zu Gott schreien!

Als mein Mann nach Hause gebracht wurde, war er nur noch ein Schatten seiner selbst – so hatte die Agonie der Seele ihn in einer Stunde verändert. Es folgte eine Nacht des Weinens und des Klagens und unbeschreiblicher Not. Nichts konnte ihn trösten. Ich dachte, es würde nie ein neuer Morgen werden. Und als er dann doch graute, brachte er keine Erleichterung.

In seiner Gnade hat Gott die meisten Einzelheiten der Zeit des Schmerzes, die jetzt begann, aus meiner Erinnerung gelöscht. Aber die Qual meines Mannes war so tief und der Schmerz so stark, daß die Vernunft auf ihrem Thron zu wanken schien und wir manchmal fürchteten, er würde nie wieder predigen. Wir gingen wirklich durch das »Tal der Todesschatten«. Und wie Christ in Bunyans Pilgerreise seufzten wir bitterlich, denn der Weg war so dunkel, daß wir oft, wenn wir einen Fuß vor den anderen setzen wollten, nicht wußten, wohin wir treten sollten.

Und dann gefiel es Gott, im Garten eines Hauses in der Vorstadt Croydon, das einem der Diakone gehörte, das seelische Gleichgewicht meines Mannes wieder herzustellen und die Fesseln zu lösen, die seine Seele in Dunkelheit hielten. Man hatte uns nach Croydon gebracht in der Hoffnung, daß Veränderung und Ruhe ihm gut tun würden. Wie schon so oft gingen wir nebeneinander – er ruhelos und gequält, ich voller Sorge, wohin das alles führen sollte, als er an der Treppe zum Haus plötzlich innehielt, sich zu mir wandte, es in seinen Augen aufleuchtete (oh, wie hatte mir dieses Leuchten gefehlt!) und er sagte: »Liebste, wie dumm war ich! Was macht es, was mit mir geschieht, wenn nur der Herr erhöht wird.« Und dann sprach er mit Kraft und Nachdruck die Worte aus Phil. 2,9–11: »Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters. – Wenn Christus erhöht wird«, sagte er, »so mag er mit mir tun, was er will; mein Gebet soll nur das eine sein: daß ich mir selbst sterbe und ganz für ihn und seine Ehre lebe. O Liebste, jetzt ist mir alles klar! Preise mit mir den Herrn!«

In diesem Augenblick zerbrachen seine Fesseln, der Gefangene war frei und freute sich im Licht des Herrn. Die Sonne der Gerechtigkeit

schien ihm wieder, und sie hatte Heilung unter ihren Flügeln. Aber die Narben dieses Kampfes trug er bis zu seinem Todestag, und die körperlichen Kräfte, die er vor dieser schlimmen Prüfung hatte, gewann er nie mehr ganz zurück. Der Herr hatte ihn wirklich einen dornigen Weg geführt. Menschliche Liebe hätte alles getan, ihn vor einem solchen Leiden zu bewahren, aber Gottes Liebe sah vom Anfang an das Ende, und »er macht keinen Fehler«.

Wir blieben noch etwas in Mr. Winsors gastfreiem Haus, in dem wir in der Zeit der Not Zuflucht gefunden hatten. Wir beschlossen, daß dort die Kinder dem Herrn dargebracht und seinem Dienst geweiht werden sollten. Als es unserem Patienten gut genug ging, um an der Kindessegnung teilzunehmen, luden wir unsere Freunde ein und hatten eine gesegnete Stunde des Gebetes und des Lobes.

Einzelheiten weiß ich nicht mehr, aber ich erinnere mich, daß die beiden kleinen Geschöpfe, nachdem sie Gott unter Gebet dargebracht worden waren, in dem großen Raum herumgetragen wurden, um bewundert, geküßt und gesegnet zu werden. Ich weiß nicht mehr, welche Segnungen ihr Vater für sie erbeten hat. Aber der Herr hat dieses Gebet und die vielen Gebete, die ihm folgten, nicht vergessen.

28. Die Katastrophe in der Royal Surrey Gardens Music Hall 1856

Viele meiner Freunde sind mit den frühen Jahren meines Dienstes in London nicht sehr vertraut, einfach weil seitdem schon eine Generation vergangen ist. Deshalb muß ich davon erzählen, damit die, die heute unsere Freunde und Mitarbeiter sind, erfahren, wie wunderbar uns der Herr geführt hat.

Die Kapelle in der New Park Street war umgebaut und erweitert worden. Doch inzwischen waren die Versammlungen so groß geworden, daß trotz der Vergrößerung der Kapelle die Rückkehr doch sehr dem Versuch geglichen hätte, das Meer in eine Teekanne zu füllen. Fast jeden Sonntag mußten Hunderte an den Türen abgewiesen werden. Und die, die Einlaß fanden, hatten es auch nicht viel besser, so dicht gedrängt saßen und standen sie, und so warm war es. Meine Feinde machten mich durch Flugschriften, Karikaturen und Leserbriefe immer bekannter, und so kamen noch mehr Zuhörer. Deshalb wurden am 26. Mai 1856 in einer Gemeindeversammlung zwei Beschlüsse gefaßt:

»Beschlussen – daß so bald wie möglich dafür gesorgt wird, daß die

Abendgottesdienste in den Sommermonaten in der Exeter Hall stattfinden können.

Beschlossen – daß alle männlichen Mitglieder dieser Gemeinde so schnell wie möglich zusammengerufen werden sollen, um zu beraten, wie die großen Menschenmengen, die im Zusammenhang mit dem Dienst unseres Pastors das Evangelium hören wollen, besser untergebracht werden können.«

Wie »beschlossen«, wurden vom 8. Juni bis 24. August die Morgengottesdienste in New Park Street gehalten und die Abendgottesdienste in Exeter Hall. Aber das war keine gute Lösung. Deswegen begannen wir im August mit der Schaffung eines Baufonds für ein größeres Bethaus. Zu der Zeit ließen uns die Besitzer der Exeter Hall wissen, daß sie das Gebäude nicht dauernd nur einer Gemeinde vermieten könnten. Zwar zahlten wir Miete, aber es war verständlich, daß andere denken konnten, die Baptisten würden ein Gebäude monopolisieren, das allen Konfessionen gehörte. Ich sah das ein und begann mich nach einem anderen Versammlungsort umzusehen. Es war eine sorgenvolle Zeit, und meine Freunde fürchteten, es würde sehr lange dauern, bis wir ein eigenes Haus bauen könnten. Aber der Herr hatte einen Platz bereit, wo wir drei Jahre verweilen konnten – die Music Hall in den Royal Surrey Gardens.

Als ich nach London kam, war der Zoologische Garten ein vornehmer und ruhiger Ort, aber nur wenige Leute besuchten ihn. Er wurde finanziell teils durch Beiträge von Familien, die in der Nachbarschaft wohnten, getragen und teils durch große öffentliche Feuerwerksveranstaltungen. Aber das reichte nicht, und so wurde eine Gesellschaft gegründet, um den Zoologischen Garten weiter ausbauen und zusätzlich in ihm die wesentlich attraktiveren Konzerte des populären M. Jullien durchzuführen. Es wurde ein sehr schönes Gebäude mit drei Galerien errichtet, das 6000 bis 10000 Menschen Platz bot. Ich weiß nicht, wie viele Plätze es genau waren, und ich kann auch nicht nachsehen gehen, denn von der Music Hall ist nichts mehr übrig. Ich erinnere mich, wie ich mit William Olney ging, um die Halle zu besichtigen. Obwohl wir fühlten, daß es ein gewaltiges Unternehmen wäre, in so einem großen Gebäude zu predigen, vertrauten wir Gott und wagten zu hoffen, daß er den ernstesten Versuch segnen würde. Ein oder zwei unserer guten Gemeindeglieder hielten es für falsch, in des »Teufels Haus« zu gehen. Ich fand diese Bezeichnung der Music Hall nicht angemessen, riet ihnen aber doch, nicht hinzugehen, um ihr Gewissen nicht zu verletzen. Zugleich bat ich sie, weder ihre Geschwister noch mich zu entmutigen, denn wir wären bereit, sogar in »des Teufels Haus« zu gehen, um Seelen für Christus zu gewinnen. Wir wählten die Music Hall, weil es einfach keinen anderen Raum gab.

Am 6. Oktober fand eine außergewöhnliche Gemeindeversammlung

statt. Ihr Zweck wird im Protokoll so beschrieben: »Diese Versammlung wurde einberufen, um zu überlegen, ob wir die Surrey Gardens Music Hall für unsere Sonntagabendgottesdienste nutzen sollten, da die Direktoren der Exeter Hall unserer Gemeinde die weitere Nutzung nicht erlauben. Nachdem einige Brüder den Vorschlag unterstützt hatten, wurde beschlossen, für einen Monat, beginnend am dritten Sonntag im Oktober, die Music Hall zu mieten.«

Als es so weit war, hatten wir große Erwartungen, aber niemand ahnte, was uns bevorstand. Es wurde viel gebetet, ich war voller Hoffnung, und doch fühlte ich die große Verantwortung und hatte eine geheimnisvolle Vorahnung, daß in Kürze eine große Prüfung über mich kommen sollte. Im Vorwort zu Band II der *Pulpit Library* schrieb ich: »Die erste Predigt dieses Bandes – »Prüfet mich« (Mal. 3,10) – hielt ich in New Park Street Chapel am Morgen des Sonntags, an dem der verhängnisvolle Unglücksfall in der Surrey Gardens Music Hall geschah. Das Thema hatte ich wegen der bevorstehenden Ausweitung unserer Arbeit gewählt und wegen der damals unglaublich großen Zahl von Menschen, zu denen ich am Abend zu sprechen gedachte. Wenn bestimmte Sätze das Unheil vorwegzunehmen scheinen, so kann ich nur sagen, daß sie echt sind – die Predigt ist eine getreue Wiedergabe dessen, was der Steuergraf mitschrieb.«

Die Predigt enthält folgende beinahe prophetische Worte: »Vielleicht wird Gott mich dahin stellen, wo das Unwetter tobt, wo die Blitze zucken und wo der Sturm heult. Gut dann, ich bin geboren, um die Macht und Majestät unseres Gottes zu beweisen. In Gefahren wird er mir Mut geben, in Mühen wird er mich stärken . . . Diese alte Bibel spricht heute zu mir. Dieses Schwert des Geistes wurde in viele eurer Herzen gestoßen. Und wenn sie auch hart waren wie Granit, dieses Schwert war schärfer . . . Heute abend wird sich eine noch nie dagewesene Zahl Menschen versammeln, um Gottes Wort zu hören, und sei es nur aus Neugier. Gottes Stimme ruft mir zu: »Prüfe mich jetzt!« »Prüfe mich jetzt«, sagt Gott, »und geh und prüfe mich für die Spötter. Prüfe mich für die Ruchlosen, für die gemeinsten der Gemeinen, für die schmutzigsten der Schmutzigen; geh und prüfe mich jetzt.« Halte das lebensspendende Kreuz hoch. Zeige es in den Regionen des Todes, geh und verkündige das Wort des Lebens. Zeige es in den von der Pestilenz verwüsteten Vierteln der Stadt, geh und trage das Räucherfaß der Verdienste des Erlösers dorthin und prüfe, ob er nicht der Seuche Einhalt gebieten und die Krankheit entfernen kann . . .«

Den schrecklichen Abend werde ich nie vergessen! Ich habe alle Artikel aufbewahrt, die auf die »große Katastrophe« Bezug nehmen, und ich habe sie gerade noch einmal alle durchgesehen. Ich wurde an viel

Schmerzhaftes erinnert; aber noch an mehr, das mich den Namen des Herrn preisen läßt.

Als ich mich dem Haus in der Manor Street näherte, in dem das Büro der Gesellschaft war, von dem aus ich die Music Hall betreten sollte, war ich überrascht, die Straße in großem Umkreis von Menschen blockiert zu finden. Ich gelangte nur mit Mühe in das Haus. Die Straße vom Eingang des Zoologischen Gartens bis zur Music Hall war dicht gedrängt mit Menschen gefüllt, die keinen Einlaß in die Music Hall mehr fanden. Ich fühlte mich ganz eingeschüchtert, und es kam die gleiche Schwäche über mich, die ich in meiner Jugend vor jeder Predigt gespürt hatte. Aber ich fing mich und wurde durch die Menge zur Kanzel geleitet. Was ich dort erlebte, war die schlimmste Prüfung meines Lebens.

Aber ich will jetzt Dr. Campbell, dem Herausgeber des *British Banner*, das Wort geben. Denn er schreibt als Augenzeuge und unparteiischer Beobachter:

»Vom kirchlichen Gesichtspunkt aus gesehen war der letzte Sonntag (19. Oktober) einer der ereignisreichsten Tage, den unsere große Stadt seit Generationen erlebte. An diesem Tage wurde das größte, bequemste und schönste Gebäude, das in dieser gewaltigen Stadt je für öffentliche Vergnügungen errichtet worden ist, für die Verkündigung des Evangeliums in Besitz genommen. Dort, wo lange Zeit wilde Tiere gezeigt wurden und sich noch wildere Menschen in großer Zahl für eiteln Zeitvertreib trafen, versammelte sich die größte Zahl von Menschen, die sich je in einem Gebäude traf, um einen nonkonformistischen Prediger zu hören. Selten hat das menschliche Auge etwas Eindrucksvolleres gesehen. Worte reichen nicht aus, um es zu beschreiben; man muß dabeigewesen sein, um es zu verstehen. Und wer dabei war, wird den Eindruck nicht vergessen. Der Anblick von zehn- oder zwölftausend Menschen, an solch einem Ort und zu solch einer Zeit, alle versammelt, um das Wort des lebendigen Gottes zu hören, zu denen ein Mann mit solcher Stimmkraft spricht, daß ihn selbst die mit Leichtigkeit hören können, die ganz entfernt sitzen, das allein schon reichte aus, daß alle guten Menschen, die es erlebten, sich freuten. Und es ist sicher nicht zuviel, wenn ich sage, daß auch die Engelwelt aufmerkte!

Aber so groß wie die Freude und die Hoffnung wurden auch die Enttäuschungen und die Trauer über das schreckliche Unglück, zu dem es bei diesem Gottesdienst kam und das zu seinem vorzeitigen Ende führte! Im feierlichsten Augenblick des Gottesdienstes erhoben sich die Bösen, wie ein Wirbelwind brach die Sünde herein, gefolgt von Panik, Flucht, Chaos und Tod. In Kellerwohnung und Palast waren die schrecklichen Ereignisse dieses Abends das wichtigste Gesprächsthema. Auf den Plätzen, Straßen und Gassen, in den Werkstätten und Büros, über-

all wo sich Menschen trafen, war es tageläng das Gesprächsthema.

Wie üblich, brachte die Einbildungskraft Übertreibungen hervor und die Bosheit Lügen. Es hieß, das herrliche Gebäude sei völlig niedergebrannt! Andere wußten, daß das Dach eingestürzt sei und 10000 Menschen unter sich begraben hätte! Je schrecklicher, desto glaubhafter und willkommener die »Berichte«. Aber wir können als Augenzeugen sprechen. Wir waren bei den ersten, die das Gebäude betraten, und setzten uns in die Nähe der Kanzel, die vor dem Orchester aufgebaut wurde. So konnten wir alles übersehen und alles bestens hören. Der einfache Bericht der Tatsachen ist das beste Gegengift gegen die Flut von Irrtum und Falschheit, die ein Teil der Londoner Presse verbreitete.

Das gewaltige Gebäude füllte sich ziemlich schnell, und eine gleich große Zahl Menschen soll keinen Eingang gefunden haben. Man kann sich vorstellen, daß es beim Hereinströmen der Tausende etwas tumultartig zuging. Der Kampf an den Türen um Eintritt erregte die Leute, und wer Eintritt erlangt hatte, lief schnellstens dort hin, wo es einen Sitz- oder Stehplatz zu geben schien. Während dieser Zeit sah die Halle allem anderen ähnlicher als einem Gottesdienstraum, und ordnungsliebende Menschen haben sich sicher nicht wohlgefühlt. Aber verglichen mit den gewaltigen religiösen Jahrestreffen in Exeter Hall und anderen ähnlich großen Versammlungen, auch mit den riesigen Versammlungen Whitefields in Kennington Common oder Moorfields in Glasgow oder Edinburgh gibt es keinen Grund, sich über das Maß der Unruhe zu beklagen.

Als die Halle restlos voll war, wurde es ruhig. Die Stimmung war so ruhig wie bei jeder anderen wohltätigen oder gar gottesdienstlichen Versammlung. Da die Halle restlos gefüllt war, begann Spurgeon den Gottesdienst vernünftigerweise zehn Minuten vor der Zeit. Bei ihm saß eine große Anzahl bedeutender Männer, Amtsträger und Glieder seiner Gemeinde, die den Psalmgesang leiteten. Nach einigen einführenden Worten sprach er ein kurzes Gebet, ließ dann ein Lied singen, kräftig, voller Gefühl und mit einer Inbrunst, wie man es selten in einem Gottesdienst erlebt. Das brachte die gewaltige Menschenmenge in eine tiefe Feierlichkeit, und ihr Gesang klang mir »wie die Stimme großer Wasser«. Das Lied als solches war schon eine bedeutsame Verkündigung des Evangeliums. Dann folgte die Schriftlesung, die der Prediger, wie es seine Sitte ist, immer wieder durch kurze Erklärungen unterbrach. Die Schriftstelle war gut gewählt, die kurzen Erklärungen so treffend, daß sie selbst den Frivolsten beeindruckten mußten. Sie wandten sich an die Herzen der Hörer und machten deutlich, daß es dem Redner um die wichtigste Angelegenheit der Welt ging.

Dann folgte das Hauptgebet. Auch hier die gleiche Atmosphäre. Das Motiv des Predigers war offensichtlich die Rettung von Menschen . . .

Und genau diesen Augenblick wählten die Abgesandten der Finsternis, um die Mine der Zwietracht zur Explosion zu bringen; und sie führte tatsächlich zu vielfachem Mord! Hätten sie es versucht, als Gott im Lied gelobt wurde, es wäre ihnen nicht gelungen. Genauso wenig Erfolg hätten sie während der Predigt gehabt, wenn alle Augen und Ohren auf den so beredten Prediger gerichtet gewesen wären. Und genau das wußten diese Verbrecher. Und wie sie ihr Geschäft verstanden! Geschickt hatten sie alles geplant, und sie führten ihre Pläne durch wie Soldaten, die mit einer versteckten Geschützbatterie angreifen. Genau in dem Augenblick, als der fromme Teil der Anwesenden sich um den Thron des Ewigen Gottes versammelt hatte, brach die teuflische Verschwörung mit der Schnelligkeit des Blitzes und der Wut des Unwetters herein. Sie bewirkte, was vorhergesehen werden konnte und vorhergeplant war. Wenn man sagen wollte, daß die Katastrophe mit ein oder zwei Schreien ›Feuer, Feuer‹ begonnen hätte, gäbe das ein völlig falsches Bild. Wir selbst haben keine solchen Schreie gehört. Es hat sie wohl gegeben, sie waren aber nur Signale. Was geschah, war offensichtlich Folge eines Planes, an dem wenigstens einige hundert Menschen beteiligt waren. Wären es nur die Schreie ›Feuer, Feuer‹ gewesen, hätte es überall in der großen Halle Unruhe gegeben. Aber insgesamt war die Halle ruhig, der unglaubliche und schreckliche Ausbruch beschränkte sich auf eine große Zahl von Menschen in einer bestimmten Ecke in der Nähe des Haupteingangs. Was geschah, kann am ehesten noch als der Ausbruch des plötzlichen Fortissimo eines gewaltigen, gut geübten Chores verstanden werden oder als das Brechen eines gewaltigen Stausees. Die Schreie von zwei oder drei Individuen konnten niemals einen so plötzlichen, so übereinstimmenden und so andauernden Ausbruch der Furcht, des Schreckens und der Bestürzung hervorrufen. Uns war aus der Perfektion des Ablaufs klar, daß die Sache vorher geübt war. Nach allem, was wir sehen konnten, waren die, die die Unruhe hervorriefen, die gleichen, die das Gedränge anführten. Spurgeon erholte sich sofort von der schrecklichen Überraschung, die ihn während des Gebets traf; er begriff, daß es ein falscher Alarm war, denn es gab keinerlei Anzeichen von Feuer, auch keinerlei Anzeichen von Rissen in der Struktur des Gebäudes. Er bemerkte sofort, woher der Tumult kam, und tat alles, was helfen konnte, den Tumult zu beenden und die Versammlung zu beruhigen.«

Noch lebendiger ist der Bericht Dr. Fletchers, den er einer Predigt anfügte: »... Während der Gottesdienst von Spurgeon wie üblich gestaltet wurde, hörte man während des zweiten Gebets ganz plötzlich, offensichtlich gut vorbereitet, aus allen Ecken des Gebäudes Schreie: ›Feuer! Die Galerie bricht! Das Gebäude bricht zusammen!‹ Es ist unmöglich zu beschreiben, was das bei den Hörern bewirkte. Hunderte rannten zum

Ausgang, riskierten ihr Leben und opferten das ihrer Mitmenschen. Vergebens suchte Spurgeon mit seiner weittragenden Stimme die Menge zu beruhigen. In dem eintretenden Gedränge kamen sieben Menschen zu Tode; um alles noch zu verschlimmern, sollen, sobald Menschen nach draußen gelangten, andere aus der Menge der draußen Wartenden sich in die Halle hineingedrängt haben! Spurgeon, der von den Todesfällen nichts wußte, ließ sich, weil sich die Menge etwas beruhigte, überzeugen, doch noch zu predigen. Aber nach ein oder zwei vergeblichen Versuchen fand er es unmöglich. Statt seiner vorbereiteten Predigt sagte er:

»Meine Freunde, ihr wollt, daß ich predige. Aber worüber soll ich predigen? Möge Gottes Heiliger Geist mir etwas geben, das zu dem paßt, was heute hier geschehen ist! Meine Freunde, es wird ein schrecklicher Tag kommen, gegen den der Schrecken und das Durcheinander dieses Abends nichts ist. Dann wird Donner, Blitz und Finsternis herrschen, die Erde wird beben unter uns und die Stützen des Himmels werden wanken. Der Tag wird kommen, daß am Himmel Zeichen und Wunder geschehen, und der Herr wird auf den Wolken in Herrlichkeit thronen und euch zum Gericht rufen. Heute abend sind viele in der großen Verwirrung weggegangen, und so wird es auch an jenem großen Tag sein. Aber ich kann es glauben, daß diese Zeit der Prüfung zeigen wird, daß viele – im Verhältnis nicht weniger als die Zahl derer, die hiergeblieben sind, verglichen mit denen, die weggingen – auch diese Prüfung bestehen werden. Die Unruhe, die heute entstanden ist, ist zum Teil auf den Instinkt der Selbsterhaltung zurückzuführen. Aber für die meisten war es nicht so sehr die Furcht vor dem Tode, die sie trieb, als die Furcht vor dem, was nach dem Tod kommt, die Furcht vor dem unbekanntem Land, aus dessen Grenzen nie ein Reisender zurückkehrt. Es war ihr Gewissen, das Feiglinge aus ihnen machte. Viele hatten Angst, hierzubleiben, weil sie fürchteten, wenn sie blieben, müßten sie vielleicht sterben und dann verdammt werden. Sie wußten – was auch viele von euch wissen: Wenn ihr heute plötzlich vor euren Schöpfer gerufen würdet, müßtet ihr ohne Absolution vor ihm erscheinen, ohne Vergebung, verdammt. Aber was kann eure Angst heute wohl sein, verglichen mit der Angst an jenem Gerichtstag des Allmächtigen, wenn die Himmel über euch zusammengerollt werden und die Erde unter euch ihren Schlund auftut? Aber wißt ihr nicht, meine Freunde, daß Gnade, allmächtige Gnade euch immer noch retten kann? Habt ihr nie die herrliche Nachricht gehört, daß Jesus in die Welt kam, um Sünder zu retten? Und wenn du der Größte aller Sünder wärest, glaube, daß Christus für dich starb, und du wirst gerettet! Weißt du nicht, daß du verloren und elend bist und daß niemand als nur Jesus hilflosen Sündern helfen kann? Du bist krank und wund, aber Jesus kann dich heilen. Und er tut es, wenn du ihm nur vertraust. Ich

wollte heute über Sprüche 3,33 predigen: Im Hause der Gottlosen ist der Fluch des Herrn; aber das Haus der Gerechten wird gesegnet. Aber nach dem, was geschehen ist, fühle ich, daß ich darüber heute nicht predigen kann. Ich fürchte, es kann einen neuen Alarm geben, deswegen wäre es mir lieb, wenn einige von euch jetzt gingen, aber in Ruhe und Ordnung, so daß niemand zu Schaden kommt.«

Hier kam es zu neuer Unruhe. Nach dem Singen eines Liedes kehrte wieder einigermaßen Ruhe ein, und der Prediger versuchte noch einmal, seinen Vortrag fortzuführen: »Meine Hörer, ihr mögt meinen, es gäbe fünfzig verschiedene Klassen von Menschen auf Erden, aber in Gottes Augen gibt es nur zwei. Gott kennt nur Gerechtfertigte und nicht Gerechtfertigte, Böse und Gerechte.«

Bei der Unruhe, die jetzt entstand, war es sinnlos, noch zu predigen, und so sagte Spurgeon: »In mir herrscht ein großer Aufruhr, ich weiß kaum noch, wo ich bin, so groß ist meine Sorge, daß viele Menschen beim Hinausstürzen verletzt würden. Mir wäre es lieb, wenn ihr jetzt alle ruhig das Gebäude verließet, möge Gott euch mit seinem Segen entlassen und sicher nach Hause bringen. Während unsere Freunde das Gebäude durch die Mitteltür verlassen, wollen wir ein Lied singen und beten, daß aus diesem schrecklichen Geschehen doch wenigstens etwas Gutes erwachsen möge. Aber geht bitte langsam. Die, die dem Ausgang am nächsten sitzen, sollen zuerst gehen.«

Er ließ ein Lied singen und bat die Versammlung, das Gebäude zu verlassen. Er sprach noch den Segen, dann wurde er, überwältigt von der Erregung, die er so lange beherrscht hatte, offensichtlich in einem Zustand der Empfindungslosigkeit, von der Plattform geführt.«

So weit Dr. Fletcher.

Ich tat alles, um ruhig zu bleiben und die Leute zu beruhigen. Und bei den meisten gelang es mir auch. Aber am anderen Ende des Gebäudes ging etwas vor sich, was ich nicht verstand, und zwischen den Sitzplätzen liefen erregte Leute hin und her, und auch das konnte ich nicht verstehen. Vermutlich haben die, die die Unfälle auf der Treppe bemerkt hatten, die Aufmerksamkeit darauf lenken wollen. Sie fanden es eigenartig, daß der Gottesdienst weitergehen sollte, nachdem Menschen zu Tode gekommen waren. Aber von diesen schrecklichen Geschehnissen ahnte ich erst etwas, als ich fast ohnmächtig von der Kanzel geführt wurde und das Gerücht hörte. Mehr weiß ich nicht, denn ich war kaum bei Bewußtsein, und durch das Schreien und Weinen der Menschen wurde ich durch einen Garten auf die Straße getragen, mehr tot als lebendig. Sieben Tote lagen auf dem Gras, und viele haben mir erzählt, wie schrecklich der Anblick war. Ich habe sie nicht gesehen. Aber was ich

sah, reichte schon aus, um mich fast um den Verstand zu bringen. Es sah so aus, als ob mein Dienst, der so einflußreich zu werden schien, für immer zu Ende gekommen sei. Und manche sagten das auch triumphierend; aber sie wußten nicht, was sie sagten. Ich wurde früh am nächsten Morgen in das Haus eines Freundes gebracht, und als man mir in Croydon aus dem Wagen half, sah mich ein Arbeiter. »Dann muß es sein Geist sein«, rief er, »denn gestern abend sah ich, wie sie ihn tot aus der Surrey Gardens Music Hall herausstrugen!« Gott sei's gedankt, ich war nicht tot. Aber wer mich so gesehen hatte, mag wohl geglaubt haben, der schreckliche Schock hätte mich umgebracht.

Natürlich gab es eine gerichtliche Untersuchung. Das Urteil: Unfall, nicht beabsichtigt. Zu einem anderen Ergebnis konnte man wohl kaum gelangen. Für die Opfer wurde ein Hilfsfond errichtet, und unsere Leute taten, was sie konnten, um den Verletzten zu helfen. Unsere Freunde waren niedergeschlagen, verloren aber weder den Glauben noch die Liebe und wandten sich auch nicht von ihrem jungen Pastor ab. Ich war zu keiner geistigen Leistung fähig. Wie schrecklich war mir, daß einige meiner Hörer getötet oder verletzt worden waren. Wenn nur jemand ein Wort über das Unglück sagte oder wenn ich auch nur eine Bibel sah, flossen mir die Tränen.

In dieser Zeit blieben mir die wütenden Angriffe der Presse verborgen. Ich erfuhr von ihnen erst, als ich mich genügend erholt hatte, um sie ohne Verletzung zu ertragen. Eine Zeitung, deren Namen ich nicht nennen will, weil sie seit langem ihre Einstellung zu mir völlig geändert hat, schrieb folgendes:

»Spurgeon ist ein Prediger, der seinen Hörern Verdammungsurteile ins Gesicht schleudert. Andere, die der Heiligen Schrift folgen, versuchen, irrende Seelen durch liebevolle Worte und auf freundliche Weise auf den rechten Weg zu locken. Spurgeon packt sie bei der Nase und zwingt sie zur Religion. Laßt uns gegen die Übergriffe und Gotteslästerungen von Männern wie Spurgeon eine Schranke aufrichten. Wir sagen: ›Bis hierher und nicht weiter.‹ Wir müssen Mittel finden, um den Tausenden, die Erleuchtung brauchen, klarzumachen: ›Seiner Meinung nach ist er ein aufrechter Christ. Unserer Meinung nach ist er ein eiferner Scharlatan. Wir sind nicht engherzig und auch keine Sabbatfanatiker. Aber Theater und Kirche halten wir weit auseinander.‹ Und vor allem wollen wir jedem aufrichtigen Mann eine Peitsche in die Hand geben, um die Gesellschaft von solchen Gotteslästerungen zu reinigen, wie sie Sonntagabend über den Schreien der Toten und der Sterbenden und lauter als das Stöhnen der Verletzten aus dem Mund Spurgeons in der Surrey Gardens Music Hall ertönten.«

Viele Male habe ich diese große Katastrophe als ein Beispiel für die

Wahrheit benutzt, daß Unfälle keine göttlichen Gerichte sind. Das beste Beispiel dafür ist wohl die Predigt, die ich nach dem Eisenbahnzusammenstoß im Clayton-Tunnel der Linie London-Brighton hielt. Diese Predigt ist für mich besonders bedeutsam, weil ich ein gedrucktes Exemplar besitze, das Dr. Livingstone auf seiner Reise durch Afrika bei sich trug, auf das er geschrieben hatte: »Sehr gut. D.!« Es wurde nach seinem Tod in einem Tagebuchband (Nov. 1861 – Juli 1863) gefunden, und Mrs. Livinstone-Bruce, seine Tochter, schenkte es mir.

Ich danke Gott, daß dieses so schreckliche Unglück sich nie mehr wiederholte; ich glaube, ich hätte es nicht überlebt. Allerdings hatte ich manchmal Anlaß zur Sorge, wenn ich Gottesdienste in Gebäuden durchführte, die mir nicht recht geeignet schienen für die Masse von Menschen, die zusammengekommen war, um das Wort zu hören.

Vor vielen Jahren predigte ich z.B. in einem völlig überfüllten Gebäude, und mich beunruhigte ein dauerndes Zittern. Ich bekam so viel Angst, daß ich einen Freund, der von Statik etwas verstand, bat: »Geh doch bitte und schau nach, ob das Gebäude sicher ist. Es scheint mir nicht stark genug für die Massen von Menschen.« Als er zurückkam, schaute er sorgenvoll, sagte aber nichts. Der Gottesdienst ging ruhig zu Ende, und dann sagte er: »Wie froh bin ich, daß alles vorbei ist. Du solltest hier nie wieder predigen, das Gebäude ist zu schwach. Aber ich dachte, wenn ich dich in Angst versetzt hätte, wäre die Gefahr einer Panik noch größer gewesen.«

Etwa 18 Monate nach der Katastrophe in der Music Hall hätte noch Schlimmeres geschehen können. Am Sonntag, dem 11. April 1858, berichtete ich meiner Gemeinde vom gnädigen Eingreifen des Herrn:

In der vergangenen Woche habe ich viel über die göttliche Vorsehung nachgedacht. Ihr werdet es verstehen, wenn ich von den Erlebnissen in Halifax berichte. Ich sollte dort am Mittwoch predigen, und es herrschte starker Schneesturm. Man hatte sich auf 8000 Hörer eingestellt und ein gewaltiges Holzbauwerk errichtet. Ich rechnete wegen des schlechten Wetters mit nur wenigen Hörern und stellte mich auf die unangenehme Pflicht ein, in einem riesigen Raum zu einer Handvoll Leuten zu sprechen. Aber als ich ankam, waren doch 5–6000 Menschen da. Ich habe wohl nie einen festeren Bau gesehen. Er war nicht schön, aber schien doch sehr geeignet. Wir trafen uns am Nachmittag und wieder am Abend zum Gottesdienst. Wir wollten gerade nach Hause gehen. Direkt vor mir stand eine gewaltige Galerie, massiv und sicher, die 2000 Menschen Platz bot. Am Nachmittag war die Galerie voll, und sie stand so fest wie ein Fels. Am Abend stand sie genauso fest da und bewegte sich nicht. Aber achtet auf die Vorsehung Gottes. Als nach der Abendversammlung noch kaum mehr als hundert Menschen im Raum waren,

gab der Hauptträgerbalken nach, und ein Stück der Galerie brach unter ohrenbetäubendem Lärm herunter. Einige wurden von herabstürzenden Balken getroffen, aber die gute Hand Gottes wachte über uns, nur zwei Menschen wurden ernsthaft verletzt, aber ihre Beinbrüche können wohl ohne Amputation geheilt werden. Wäre das etwas früher passiert, wären nicht nur viel mehr verletzt worden, sondern die Chance wäre tausend zu eins gewesen, daß es zu einer schlimmeren Panik gekommen wäre als die, zu der es an diesem Ort gekommen ist. Wäre so etwas geschehen, und wäre ich der unglückliche Prediger gewesen, so bin ich sicher, daß ich nie wieder hätte predigen können.

Aber ich muß noch mehr von Gottes Vorsehung berichten. Unter der Last des Schnees und unter dem Ansturm des Windes brach das ganze Gebäude mit einem gewaltigen Krach zusammen. Hätte der Schneefall drei Stunden früher begonnen, wäre die Halle über uns zusammengebrochen, und ich weiß nicht, wie viele überlebt hätten. Und noch eins: Den ganzen Tag lang taute es so stark, daß der Schnee zum Teil schmolz und durch das Dach zu unserem großen Ärger auf uns tropfte. Wenn Frost geherrscht hätte, wäre das Gebäude einige Stunden früher zusammengebrochen; und dann wären euer Pastor und der größte Teil der Zuhörer wohl schon in der anderen Welt. Es mag Menschen geben, die an Gottes Vorsehung nicht glauben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand, der das miterlebt hat, so denken kann. Eines jedenfalls weiß ich: Wenn ich bisher nicht an göttliche Vorsehung und Fürsorge geglaubt hätte, dann hätte ich an dem Tag begonnen, daran zu glauben. Lobt den Herrn mit mir, laßt uns gemeinsam seinen Namen preisen! Er war sehr gnädig zu uns und erinnerte sich unser.

29. Gottesdienste 1858–1860

»Ich kann sagen, und Gott ist mein Zeuge, daß ich nie einen Menschen gefürchtet habe, egal wer er ist. Aber oft – nein, immer – zitterte ich, wenn ich auf die Kanzel gehe, daß ich verlorenen Sündern das Evangelium nicht treu genug verkündigen könnte. Die Sorge, eine Predigt richtig vorzubereiten und zu halten, so daß der Prediger seinen Hörern Christus richtig verkünden und sie an Christi Statt bitten kann, sich mit Gott versöhnen zu lassen, diese Sorge kennt nur der, der die Seelen der Menschen liebt. Predigen ist kein Kinderspiel. Wer das meint, wird am Tag des Gerichts vielleicht entdecken, daß er etwas Schlimmeres spielte als des Teufels Spiel«, sagte Spurgeon in einer Predigt im August 1858 in Belfast.

Bei seinen Predigten, Ansprachen und Vorträgen wurde ein großer Teil des benötigten Geldes gesammelt. Häufig verwandte man die Hälfte der Kollekte für Projekte am Ort, manchmal erhielt Spurgeon aber auch die ganze Summe für sein neues Gotteshaus. Selten verging ein Monat, an dem nicht solche Eingänge auf der Spendenliste erschienen. Die Gemeinde in der Surrey Gardens Music Hall war so zusammengesetzt, daß ihr junger Prediger am Sonntag nur ganz ausnahmsweise abwesend sein konnte. Als er aber einmal doch einen Sonntag und einige Wochentage in Schottland verbrachte, konnte er nach seiner Rückkehr 391 £ als Nettoertrag seiner Reise nach Glasgow und Edinburgh in den Baufond einzahlen.

In London waren die Dienste Spurgeons für jeden Tag und jede Stunde, an denen er nicht von seiner Gemeindegarbeit beansprucht wurde, äußerst begehrt. Und er war immer der willige Anwalt der Benachteiligten und Unterdrückten. Das kam in einer Predigt über Jesaja 62,10 »Räumt die Steine hinweg« zum Ausdruck, die er für die »Gesellschaft für früheren Ladenschluß« hielt. Wenn auch inzwischen die Geschäfte früher schließen, so sind seine Ausführungen heute genauso gültig wie damals. Zuerst bemühte er sich auf dem Weg derer, die zum Himmel wandern, folgende »Steine« zu entfernen: Der vermeintlich heilige Charakter der Gebäude, in der das Evangelium gepredigt wird; die unverständliche und gelehrte Sprache vieler Prediger; die Widersprüchlichkeit oder Düsternis, die Bekenner des Glaubens häufig an den Tag legen. Dann kam er zum Anlaß seiner Predigt:

»Und was mag ein Arbeiter sagen? Was Sie sagen, ist schön und gut, und der Glaube ist ein heilig und himmlisch Ding. Aber es liegt noch ein anderer Stein auf meinem Weg. Können Sie den auch wegnehmen, mein Herr? Von Montag bis Samstagabend – oder besser, bis Sonntagmorgen – nichts als Arbeit, Arbeit, Arbeit. Und kaum bin ich abends todmüde ins Bett gefallen, muß ich am Morgen schon wieder raus und an die Arbeit. Und da laden Sie mich ein, am Sonntagmorgen in Ihr Gotteshaus zu kommen. Soll ich dahin gehen, um zu schlafen? Ich soll kommen und dem Prediger zuhören. Wenn Sie einen Engel vom Himmel holten und ihm Gabriels Posaune in die Hand gäben, die die Toten aufwecken würde, dann könnte ich wohl zuhören. Ich brauche etwas fast so Wirksames, um meine Augenlider auseinander zu halten. Soll ich schnarchen, wenn die Heiligen singen? Was nutzt es, wenn der Prediger sagt, ich solle das Joch Christi auf mich nehmen, und dann hinzufügt, es sei sanft und seine Last sei leicht. Ich weiß nicht, ob das Joch Christi leicht ist, aber ich weiß, daß das Joch, das mir eine sogenannten christliche Bevölkerung auferlegt, nicht leicht ist. Ich muß so viel arbeiten wie ein Sklave, und die Israeliten können sich beim Steinebrennen in Ägypten

ten unter der Peitsche ihrer Aufseher kaum mehr gequält haben. Mein Herr, das ist der große Stein, der mitten auf meinem Weg liegt. Und solange der da liegt, hilft all Ihr Reden übers Christentum nichts!»

Das sage ich Ihnen: Dieses Hindernis ist wie der große Stein vor dem Grab Christi. Wenn Sie den nicht wegröllen, wie sollen diese Leute je das Wort hören? Deswegen predige ich heute für die »Gesellschaft für früheren Ladenschluß«. Der frühere Ladenschluß ist nicht das Hauptthema meiner Predigt, aber er ist ein wichtiger Punkt, den ich Ihrer besonderen Aufmerksamkeit empfehle. Als Christen sollten Sie diesen Stein aus dem Weg räumen. Um das zu tun, müssen Sie mit der üblichen, aber üblen Sitte brechen, spät einkaufen zu gehen. Wie können sie von einem Menschen erwarten, daß er den Sabbat heiligt, wenn Sie ihn sechs Tage lang so viele Stunden jeden Tag arbeiten lassen? Muß er doch an sechs Tagen zwölf Tagewerk leisten, an jedem Tag die Arbeit von zwei Tagen! Ihr Brüder und Schwestern, räumt die Steine weg! Und wenn ihr sie nicht alle wegräumen könnt, dann werft nicht noch neue auf den Weg, indem ihr ohne nachzudenken eure Mitgeschöpfe arbeiten laßt, wenn sie eigentlich ruhen sollten!«

Im August 1858 besuchte Spurgeon das erstmal Irland und predigte viermal in Belfast. Er nahm kein Honorar, alle Einnahmen sollten der Young Men's Intellectual Improvement Association für den Neubau von Schulräumen zufließen.

Daß es ihm gesundheitlich dabei nicht gut ging, zeigten seine Bemerkungen in der Music Hall am Sonntagmorgen nach seiner Rückkehr. Als er über die Worte: »Wie deine Tage, so deine Kraft« predigte, sagte er:

»Kinder Gottes, könnt Ihr sagen, daß das bisher wahr gewesen ist? Ich kann es! Es mag egozentrisch klingen, wenn ich davon spreche, wie ich die Wahrheit dieses Wortes in dieser Woche erlebt habe. Aber ich muß es berichten, um Gott zu loben. Ich verließ letzten Sonntag diese Kanzel und fühlte mich so schwach, wie sich ein Prediger nur fühlen kann. Als ich das Land verließ, war ich so krank, wie man es nur sein kann. Aber als ich den Fuß auf das Ufer Irlands setzte, wo ich predigen sollte, bekam ich alle Kraft, die ich brauchte. Als ich die Rüstung angelegt hatte, um für meinen Herrn zu kämpfen, verließen mich alle Schmerzen, ich war nicht mehr krank. Wie mein Tag, so war meine Kraft.«

Die erste Predigt in Belfast war ein ernster Appell an die Unentschiedenen. Der Text war aus Markus 12,34: »Da Jesus aber sah, daß er vernünftig antwortete, sprach zu zu ihm: Du bist nicht ferne von dem Reich Gottes.« 23 Jahre danach erhielt Spurgeon von einem Missionar diesen Brief:

»Ihre erste Predigt in Belfast führte zu meiner endgültigen Entscheidung für den Missionsdienst. Ich habe 10 Jahre als Missionar in Damaskus gearbeitet und dort die allererste Kirche für die geistliche Verehrung des wahren Gottes gebaut. Auf dem Hermon habe ich zwei Kirchen gebaut, und immer wieder habe ich in diesen Kirchen Ihre Predigt in Arabisch gehalten. Eine davon hielt ich oben auf dem Gipfel des Hermon bei einem Picknick mit Teilnehmern aus den verschiedenen Dörfern.«

Die zweite Predigt hatte ein Thema, das Spurgeon besonders liebte. Wenn er damals an einem Ort mehrfach predigte, kam fast jedesmal eine Predigt über Offenbarung 14,1–3 vor. Wenn er zu diesem Thema predigte, sagte er meist auch einige Sätze über seine Liebe zur Harfe. In Belfast klang das so:

»Johannes spricht von einer Stimme »wie von Harfenspielern, die auf ihren Harfen spielen«. Von allen Musikinstrumenten ist die Harfe das Schönste. Die Orgel hat einen gewaltigen Klang, aber die Harfe ist weich und schön, und deswegen war sie wohl für einen königlichen Musiker wie David das geeignete Instrument. Ich muß bekennen, daß mich die Harfe so bezaubert, daß ich, wenn ich auf der Straße einen alten Harfenspieler hörte, ihn bat, in mein Haus zu kommen und für mich zu spielen, um dabei eine Predigt vorzubereiten. Da hat sein Spiel mich erfreut, und mein Herz wurde fröhlich, während ich den faszinierenden Klängen lauschte. Der himmlische Gesang hat die zarten Töne der Harfe, und doch ist er wie Donner und wie das Tosen des Meeres im Sturm. Warum? Weil es dort keine Heuchler gibt und auch keine Formalisten, die mit ihren Mißtönen die Harmonie verderben. Dort gilt:

»Es mischt kein Seufzen sich den Klängen
Des Lobs aus der Erlösten Rängen.«

Schmerz, Trauer, Tod und Sünde können diesen Ort des Segens nicht erreichen. Es gibt dort nichts, was das Glück der verherrlichten Seelen mindern könnte. Sie singen alle schön, weil sie vollkommen sind. Und sie singen um so lauter, weil sie ihre Vollkommenheit allein der freien Gnade verdanken.«

Der Text der dritten Predigt war über Matthäus 28,5: »Der Engel antwortete und sprach zu den Frauen: Fürchtet euch nicht! Ich weiß, daß ihr Jesum, den Gekreuzigten, sucht.« Er sollte die wahrhaft Suchenden ansprechen und ihnen den Weg zeigen.

Die vierte und letzte »irische« Predigt hielt Spurgeon im Botanischen Garten, wo etwa 7000 Menschen seine Predigt über Matthäus 1,21 hörten: »Du sollst ihm den Namen Jesus geben, denn er wird sein Volk erretten von ihren Sünden.«

Am Schluß des Gottesdienstes sagte er: »Ich möchte Ihnen für all die Freundlichkeit danken, die ich hier empfangen habe, ganz besonders den Geistlichen von Belfast. Noch nie in meinem Leben habe ich in einer Stadt eine so feine Gruppe von Männern gefunden, die der guten alten Wahrheit treu sind, und ich kann sagen, daß ich nun jeden von ihnen lieb habe. Ich danke Ihnen für all das Gute, das Sie zu mir und über mich gesagt haben, und ihnen und all meinen Freunden sage ich ein herzliches ›Auf Wiedersehen‹, und möge der Tag kommen, daß wir uns im Himmel wiedersehen.«

Unter den Wochentagsgottesdiensten waren für Hörer und Prediger die Gottesdienste in Paris vom 7.–9. Februar 1860 besonders eindrücklich. Eine 32seitige Broschüre berichtet davon. Auf Spurgeons Exemplar steht in seiner eigenen Handschrift: »Von Rev. Wm. Blood, der beim Brand der *Amazon* gerettet wurde.« Blood war für eine Übergangszeit Pastor der Amerikanischen Gemeinde in Paris. Er berichtet wie folgt:

»Ich war noch nicht lange in Paris, als mir der Gedanke kam, meinen guten Freund C. H. Spurgeon einzuladen, in der französischen Hauptstadt zu predigen. Ich hoffte, daß das mit Gottes Segen in diesem Land des Aberglaubens und des Irrtums der Beginn einer Erweckung werden könnte. Weil Frankreich und das ganze Festland, wenn auch seit der Reformation geistlich schlimm vernachlässigt, gute Missionsmöglichkeiten boten, sah ich nicht ein, warum nicht ein Versuch gemacht werden sollte, das schwelende Feuer des wahren Glaubens zu neuem Licht und neuer Wärme zu entfachen.

Aber es gab Hindernisse. Spurgeon hatte fast für jeden Tag der nächsten zwei Jahre Verpflichtungen und hatte eine Amerikareise abgelehnt, obwohl man ihm 20 000 £ für den Baufond anbot. Ich war dann für ihn eingesprungen, weil er zu krank war, um zu predigen. Zudem: widerspräche es nicht dem Kirchenrecht, wenn ich als Anglikaner einen Mann predigen ließe, der nicht in der apostolischen Sukzession stand? Aber Gott selbst hatte ihn offensichtlich ordiniert, das Evangelium des Friedens zu predigen. Das entschied die Frage. So bat ich darum, daß Spurgeon in der American Chapel predigen dürfe. Eine eventuelle Kollekte sollte die Bauschulden der eigenen Gemeinde tilgen. Das Komitee der Gemeinde war gerne mit Spurgeon einverstanden, nicht aber mit der Kollekte. Die sollte Spurgeons Baufond zukommen. Dann wurde das Konsistorium der Reformierten Kirche Frankreichs gebeten, die wesentlich größere *Eglise de l'Oratoire* zur Verfügung zu stellen. Das Konsistorium stimmte zu.«

Spurgeon erklärte sich bereit, dreimal zu predigen. Auf die weitere Bitte, an jedem Tag zweimal zu predigen, antwortete er:

»Mein lieber Herr Blood,

ich bin bereit, einmal am Dienstag zu predigen, und zwar abends. Dann zweimal am Mittwoch, und zweimal am Donnerstag. Aber Freitag früh muß ich sofort abreisen. Ich dachte, ich sollte zugunsten Ihrer Gemeinde predigen. Aber wenn das Komitee die Kollekte lieber unserem Baufond zur Verfügung stellt, ist es mir auch recht. Bringen Sie mich bitte in einem ruhigen Haus unter, wo ich nicht so viel Besuch bekomme. Zum Helden gemacht zu werden ist für mich der schlimmste Teil meines Dienstes. Ich hoffe, daß Gott die Reise segnet.

Sehr herzlich

C. H. Spurgeon.«

In der christlichen Zeitschrift *L'Espérance* beschrieb Dr. Grandpierre Spurgeons Besuch so:

»Der berühmte Prediger sprach dreimal in der American Chapel und zweimal in der Eglise de l'Oratoire. Niemand wird widersprechen wollen, wenn wir sagen, daß dieser berühmte Redner der hohen Meinung, die man allgemein von ihm hat, voll und ganz entsprach. Spurgeon ist breit gebaut, und sein Äußeres verrät nichts von seiner so außergewöhnlichen Gabe. Als Christ ist er von herzlicher Frömmigkeit geprägt. Als Theologe lehrt er eine klare, faßbare Theologie. Er ist eindeutig Calvinist, aber gemäßigt. Als Redner ist er einfach und vollmächtig, klar und überfließend. Der Aufbau seiner Predigten ist klar, seine Sprache flüssig und elegant, ermüdet nie. Man würde ihm gerne stundenlang zuhören. Spurgeon hat nie ein Seminar besucht und predigt regelmäßig seit seinem 17. Lebensjahr. Er ist jetzt 26. Was wir gehört haben, zeigt, daß er in jeder Hinsicht – körperlich, moralisch und geistlich – von Gott begabt ist als Redner – als christlicher Redner.«

Doch in London gab es unzufriedene Stimmen. In einem gewissen Londoner Blatt hieß es:

»Der unschlagbare Spurgeon verließ heute morgen Paris, die Stadt, durch die er wie ein Wirbelwind getobt war. Die Pariser waren von ihm wohl weniger begeistert als er von sich. Was auch immer der moralische Ertrag seiner Beredsamkeit gewesen sein mag, sicher ist auf jeden Fall, daß er sich über eine Wirkung nicht beklagen konnte, denn die Großzügigkeit seiner Hörer zeigte sich in den mit Goldstücken reich gefüllten Kollektentellern.«

Zuletzt sollen noch die jährlichen Predigten im Tabernakel von Moorfields erwähnt werden, wo Dr. John Campbell, seit langem Freund und Befürworter des jungen Predigers, seinen Dienst tat. Campbell schrieb darüber:

»Alle 365 Tage ehren Spurgeon und seine liebe Frau und die beiden kleinen königlichen Prinzen meine Familie einen ganzen Tag lang mit ihrer Anwesenheit. Darauf verlassen wir uns, es ist ein Festtag. Durch die zwei Predigten, die er aus dem Anlaß hält, finanziert Spurgeon unsere Stadtmission im Tabernakel fast ganz.«

Spurgeon berichtet von diesen Besuchen: »Er war mir ein sehr lieber Freund. Ich predigte jedes Jahr einmal für ihn, und es war klar, daß meine liebe Frau und unsere Jungen mitkommen mußten. Am Tag vor unserem Besuch pflegte dieser große, kräftige Mann, der für Ketzer keinerlei Milde kannte und sie – übertragen gesprochen – grün und blau schlug, in einen Spielzeugladen zu gehen, um Spielzeug für die Kinder zu kaufen. Einmal, als er uns wieder einlud, schrieb er: »Unsere Katze hat Kätzchen bekommen, damit die Jungen etwas Neues zum Spielen haben.« Das zeigte, was für ein friedliches Herz der alte Mann hatte, wenn er sich solche Mühe machte, den Kleinen Freude zu bereiten.«

30. Der Bau »unseres heiligen und herrlichen Hauses«

Am 7. September 1857 fand in der New Park Street Chapel eine Versammlung statt, die einen doppelten Zweck hatte: Wir wollten Gott für den Erfolg danken, den er den Bemühungen des Pastors um Gelder für den Baufond geschenkt hatte, und sie sollte alle ermutigen, ihr möglichstes für den Fond zu tun. Spurgeon sagte zu diesem Anlaß, man könne davon ausgehen, daß die Tausende, die regelmäßig die Gottesdienste in der Music Hall besuchten, nach der Fertigstellung eines Gebäudes mit 5000 Plätzen dieses füllen und so die beste und stärkste Gemeinde in London bilden würden. Sir Morton Peto hatte versprochen, ein geeignetes Grundstück zu suchen, und auch dem Baufond beträchtliche Beiträge zugesagt. Der Fond wuchs, aber nicht so schnell, wie es der junge Pastor sich wünschte.

Der folgende Auszug aus dem Protokollbuch der Gemeinde zeigt, daß im Juli 1858 der Zeitpunkt gekommen war, einen weiteren Schritt nach vorn zu tun:

»Versammlung der männlichen Gemeindeglieder,
Montag, 26. Juli 1858

Unser Pastor berief diese Versammlung ein, um die Gemeinde mit dem Stand der Vorbereitungen für den Bau eines neuen Tabernakels

vertraut zu machen und um die Meinung der Gemeinde zu den bisherigen Fortschritten zu erfahren.

Die Gemeinde beschloß einstimmig, daß der Bauausschuß ohne Zeit zu versäumen in seiner Arbeit fortfahren solle, und daß unser Pastor, wenn er es für nötig hält, uns für jeden zweiten Monat verlassen soll, um das benötigte Geld zu sammeln.

Die Versammlung war ein sehr erfreulicher Beweis für die Einheit und den Eifer der Brüder.«

Nach einiger Zeit konnte der Erwerb eines Grundstücks für das neue Gotteshaus bekanntgegeben werden, und am 13. Dezember 1858 hatte sich wieder eine erwartungsvolle Gemeinde in der New Park Street versammelt, um »einen Bericht über das bisher Erreichte zu hören und Schritte zu beschließen, wie das nötige Geld für das Tabernakel zusammengebracht werden soll«. Der ehrwürdige Diakon James Low hatte den Vorsitz, und Diakon Thomas Cook, der Sekretär des Bauausschusses, trug einen Bericht des Bauausschusses über die finanziellen Fortschritte und über die Fortschritte der Planung vor, aus dem wir hier einen Auszug wiedergeben. Inzwischen waren, seit der Baufond vor 27 Monaten eingerichtet wurde, 9418 £ 19 s 7 d eingegangen, pro Monat 348 £ 17 s.

Nach den Ansprachen verschiedener Pastoren sagte Spurgeon:

»Ich bin sicher, daß das Tabernakel gebaut wird und daß ich in ihm predigen werde. Ich zweifle auch nicht, daß wir das Geld bekommen werden. Das macht mir keine Sorge. Ich hoffe, Sie stimmen mir zu, daß der gewählte Ort der günstigste ist. Nach dem Erwerb des Grundstücks mußten wir Pläne erstellen lassen und schrieben einen Architektenwettbewerb aus.« Er liest vor:

»Der Bauausschuß des neuen Tabernakels der Gemeinde von Pfarrer C. H. Spurgeon ist bereit, Pläne oder Modelle für die Errichtung eines Gebäudes auf einem Grundstück in der Nähe von The Elephant and Castle, Newington entgegenzunehmen, für die folgende Preise ausgesetzt werden: erster Preis 50 £, zweiter Preis 30 £, dritter Preis 20 £. Die Entwürfe müssen folgenden Bedingungen entsprechen: Das Erdgeschoß, das 5 Fuß unter dem Niveau des Bürgersteiges liegen muß, soll Schulräume von 12 Fuß Höhe enthalten und einen Vortragsraum für 800 Personen. Der darüberliegende Gottesdienstraum soll 3000 Sitzplätze und mindestens 1000 Stehplätze haben mit nicht mehr als zwei Emporen übereinander. Jeder Sitzplatz muß mindestens 2 Fuß 6 Zoll mal 1 Fuß 7 Zoll groß sein. Entwürfe im gotischen Stil werden vom Bauausschuß nicht angenommen. Die Surrey Music Hall hat sich als akustisch günstig erwiesen, ähnliche Entwürfe werden bevorzugt. Die Ko-

sten dürfen einschließlich Architektenhonorar, Heizung, Lüftung, Beleuchtung, Grundstücksgestaltung, Wasserversorgung und aller anderen Kosten 16000 £ nicht überschreiten. Die beteiligten Architekten werden als Preisrichter fungieren und den ersten und dritten Preis vergeben, jedoch darf keiner seinen eigenen Entwurf zur Prämierung vorschlagen. Der zweite Preis wird vom Bauausschuß vergeben.«

Spurgeon fuhr in seinem Bericht fort:

»Über 250 Architekten ließen sich die Ausschreibungsunterlagen geben. Wir werden also bald eine sehr hübsche Tabernakel-Bilder-Galerie haben. Es sind heute viele Freunde unter uns, die die Gottesdienste in der Music Hall besuchen. Am Sonntagabend finden sie hier keinen Platz und müssen mit der halben Nahrung zufrieden sein. Ihretwegen möchte ich, daß das neue Gotteshaus gebaut wird, denn ich kann es nicht ertragen, daß so viele Sonntag für Sonntag kommen und keinen Platz finden.

Nun zum Geld: Das Gebäude soll 16000 £ kosten, aber verlassen Sie sich drauf, es werden 20000 £ sein. Mancher fragt sicher: ›Wie werden wir die bekommen?‹ Beten Sie darum. Als ich über die gewaltige Summe nachdachte, sagte ich zu mir selbst: Es können genausogut zwanzigwie zehntausend sein. Wir bekommen beide Summen ohne Probleme. Brüder, wir müssen beten, daß es Gott gefallen möge, uns das Geld zu geben, dann werden wir es bekommen. Hätten wir mehr Glauben gehabt, hätten wir das Geld schon. Und wenn dieses Tabernakel fertig ist, werden wir genug Geld bekommen, um noch ein Dutzend weitere zu bauen. Denken Sie an das, was Georg Müller durch Glauben und Gebet geschafft hat. Als in unserem Land eine Hungersnot drohte, fragten die Leute: ›Herr Müller, was werden Sie jetzt tun?‹ ›Zu Gott beten‹, war seine Antwort. Er betete, und er bekam viel mehr als vorher. Sie fragen: ›Was muß ich jetzt tun?‹ Lassen Sie mich daran erinnern, daß alles, was Sie haben, nicht Ihnen gehört, sondern Ihrem Herrn. Sie sind nur Haushalter, die in der Ewigkeit Rechenschaft ablegen müssen.«

Offensichtlich berührten diese Worte die Herzen der Hörer, denn es wurden an dem Abend fast 1000 £ gespendet oder zugesichert.

Im Februar 1859 wurden die Entwürfe der am Wettbewerb teilnehmenden Architekten (62 Pläne und 1 Modell) im Newington House and Carriage Repository ausgestellt. Diese Ausstellung fand nicht nur unter den Mitgliedern der New Park Street-Gemeinde reges Interesse. Bei der Abstimmung der teilnehmenden Architekten erhielt der Entwurf von E. Cookworthy Robins mit etwa 40 Stimmen den ersten Preis. Der Bauausschuß vergab den zweiten Preis an W. W. Pocock. Nach seinem Entwurf wurde dann das Tabernakel gebaut, wenn auch mit vielen Änderungen, zu denen auch der Wegfall der vier Ecktürme gehörte. Als Spurgeon erfuhr, daß jeder etwa 1000 £ kosten würde, meinte er, das Geld

könne anders sinnvoller verwendet werden. Außerdem wurde der Stil verändert. So entstand das Gebäude, das heute Hunderttausenden in der ganzen Welt so bekannt ist. Das von Pocock für seinen Angebotsumschlag gewählte Kennwort lautete: »Metropolitan«. Wie passend war diese Wahl! Denn das unter seiner Aufsicht zu errichtende Gebäude sollte »The Metropolitan Tabernacle« heißen.

Die Pläne wurden fertiggestellt, die Arbeiten ausgeschrieben. Als die eingegangenen Angebote geöffnet wurden, lag das teuerste Angebot bei 26 370 £ und das niedrigste bei 21 500 £ mit einer möglichen Ersparnis von 1500 £, falls ein bestimmter Baustein verwendet würde. William Higgs hatte das niedrigste Angebot eingereicht, und er erhielt den Auftrag für 20 000 £, genau die Summe, von der Spurgeon vor einigen Monaten gesprochen hatte. Spurgeon hat die Tatsache, daß William Higgs den Tabernakel baute, oft als Gnadengeschenk bezeichnet. Viele Gemeindeglieder waren erfreut, daß eines der geistlichen Kinder ihres Pastors diesen Auftrag bekam. Später wurde Higgs Diakon der Gemeinde und einer von Spurgeons engsten Freunden und besten Mitarbeitern.

Als alles vorbereitet war, legte Sir Samuel Morton Peto, M. P., am Donnerstagnachmittag, den 16. August 1859, im Beisein von 3000 Menschen den Grundstein. Zuerst wurde Psalm 100 gesungen, dann betete Spurgeon. B. W. Carr las den Bericht der Diakone über die Geschichte der Gemeinde. Dann rief Spurgeon aus: »In die Flasche, die wir unter dem Grundstein einmauern, haben wir kein Geld getan – denn wir haben keins übrig. Wir haben auch keine Zeitung hineingelegt. Denn wenn wir auch die Pressefreiheit unseres Landes bewundern und lieben, so geht es doch in diesem Gebäude um andere Dinge. Was wir einmauern, ist nur dies: Die Bibel, das Wort Gottes, denn das ist die Grundlage dieser Gemeinde. Auf diesem Felsen baut Christus den Dienst seiner Wahrheit. Einen anderen Maßstab haben wir nicht. Zusammen mit der Bibel legen wir in den Grundstein das Baptistische Glaubensbekenntnis, unterschrieben von Benjamin Keach, einem meiner Vorgänger. Außerdem legen wir den heute verlesenen Bericht der Diakone hinein, gedruckt auf Pergament, und ein Exemplar von Dr. Rippons Gesangbuch, das kurz vor seinem Tode veröffentlicht wurde. Der letzte Gegenstand ist ein Programm des heutigen Tages. Wenn England je einmal zerstört werden sollte, so glaube ich nicht, daß ein Neuseeländer, der die Trümmer durchforscht, viel damit anfangen könnte. Hätten wir Gold oder Silber in den Grundstein gelegt, würde er es vielleicht mitnehmen. Es würde mich aber nicht wundern, wenn diese Überbleibsel ihren Weg in irgendein Museum in Australien oder in Amerika finden würden, wo man dann versuchen wird, unsere altertümlichen Namen zu buchstabieren, und gerne wüßte, wer die Männer

waren, deren Namen hier stehen: Samuel Gale, James Low, Thomas Olney, Thomas Cook, George Winsor, William P. Olney, George Moore und C. H. Spurgeon. Ich denke mir, daß man dann sagen wird: »Das waren sicherlich gute Männer . . .« Diese Diakone sind lebendige Steine. Gut und über lange Zeit haben sie dieser Gemeinde gedient. Ehre, wem Ehre gebührt! Ich bin froh, daß ihr Name neben meinem steht, und ich hoffe, daß wir auch in der Ewigkeit zusammen sein werden. . . Gegen alle, die Neues lehren, halten wir die Wahrheit des reinen Evangeliums aufrecht, besonders gegen die Arminianer. Und lassen Sie mich zugleich öffentlich erklären, daß ich auch kein Antinomist bin. Ich gehöre nicht zu denen, die sich scheuen, Sünder zu Christus zu rufen. Ich warne den Sünder, ich lade ihn ein, ich ermahne ihn. So trifft mich von beiden Seiten Verachtung. Man wirft mir Inkonsequenz vor, als ob etwas, was Gott befiehlt, inkonsequent sein könnte. Und auf solche Inkonsequenz will ich bis zum Ende stolz sein! Ich binde mich, genau genommen, an kein bestimmtes Glaubensbekenntnis. Die fünf Grundsätze liebe ich als die fünf Seiten des Evangeliums, aber den Mittelpunkt dieses Fünfecks liebe ich mehr als seine Seiten. Und schließlich sind wir Baptisten und müssen in dieser Frage klar bleiben. Das Zeugnis unserer Kirche muß einig und unteilbar bleiben. Wir müssen *einen* Herrn, *einen* Glauben und *eine* Taufe haben. Aber genauso lieb ist uns der wichtige Satz aus dem Apostolischen Glaubensbekenntnis: »Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen.« Ich glaube nicht an die Gemeinschaft der Anglikaner allein; ich glaube nicht an die Gemeinschaft der Baptisten allein, ich wage es nicht, nur bei ihnen zu sitzen. Vielleicht sollte ich so exklusiv sein, überhaupt nicht bei ihnen zu sitzen, weil ich sagen müßte: »Das ist nicht Gemeinschaft der Heiligen, sondern Gemeinschaft der Baptisten.« Jeder, der den Herrn Jesus Christus in Wahrheit liebt, ist herzlich willkommen. Er hat nicht nur die Erlaubnis, mit der Gemeinde Christi das Mahl zu feiern, er ist herzlich eingeladen.

Von ganzem Herzen können wir sagen, daß wir durch unsere baptistische Eigenart noch keinen guten Freund verloren haben. Unter uns sind Brüder von den Independentisten und auch von den Exklusiven, von denen einer gleich zu uns sprechen wird. Er ist nicht so streng exklusiv, sondern hat herzliche Gemeinschaft mit dem ganzen Volk Gottes. Zu meinen besten Freunden gehören Anglikaner, ich habe Freunde in jeder Konfession. Darauf bin ich stolz. So fest wie jemand von dem Recht auf seine eigene Lehrmeinung überzeugt sein mag, so fest mag er die Hand eines jeden drücken, der den Herrn Jesus Christus liebt.

Nun zu unseren Aussichten. Wir werden dieses Gotteshaus bauen, und ich gehe davon aus, daß es vor seiner Eröffnung bezahlt sein wird. Daß es so teuer ist, liegt zum Teil daran, daß es im Parterre viele Sonn-

tagsschulräume und einen Gemeindesaal für 800 bis 900 Personen enthält. Das ist nötig, weil unsere Gemeinde so groß ist und ihre Glieder wenn immer möglich zu den Versammlungen kommen. Keine Kirche in London wird so intensiv genutzt; sie hielte es kaum aus. Wir müssen dieses Tabernakel fest bauen, denn unsere Freunde sind immer bei uns. Wie gerne kommen sie zu den Gebetsversammlungen! Nirgendwo werden die Sitzplätze, für die die Leute ihre Gebühr bezahlen, so genutzt wie bei uns. Sie sagen: »Wir wollen alles hören, was wir können«, und tatsächlich geben sie mir keine Chance, die Plätze leer zu sehen. Wenn wir unser Gotteshaus fertig haben, wollen wir andere bauen. Wenn Gott mir mein Leben erhält und meine Leute hinter mir stehen, dann werde ich nicht ruhen, bis das finstere Surrey voll von Gotteshäusern ist. Das Tabernakel ist nur der Anfang. Im letzten halben Jahr haben wir Gemeinden in Wandsworth und Greenwich gegründet. Der Herr hat sie wachsen lassen, oft bewegte sich das Taufwasser. Was wir an zwei Orten getan haben, werde ich bald an einem dritten tun, und das gleiche werden wir nicht nur zum vierten und fünften Mal tun, sondern mit Gottes Hilfe auch hundertmal. Wir wollen uns mit diesem Tabernakel kein warmes Nest bauen und uns dann zur Ruhe setzen. Wir wollen eine missionarische Gemeinde sein und nicht ruhen, bis nicht nur unsere Nachbarschaft, sondern unser ganzes Land, von dem man sagt, daß einige Gegenden so finster seien wie Indien, vom Evangelium erleuchtet ist.«

Bis zum Januar 1860 waren für den Baufond 16 868 £ 6 s 2 d einkommen, und am 2. April fand unter dem Vorsitz Spurgeons wieder eine stark besuchte Versammlung in New Park Street statt, um »einen Bericht über die Entwicklung des Baufonds zu hören und Wege zu suchen, um weitere Beiträge zu bekommen«. Spurgeon erwähnte, daß die Mitgliederzahl der Gemeinde auf fast 1500 gestiegen sei und immer mehr Menschen Gemeindeglieder werden möchten und daß er nicht daran zweifle, daß es nach der Eröffnung des Tabernakels über 3000 sein würden. Mr. Cook berichtete, daß bis zu diesem Tage 18 904 £ 15 s 2 d eingegangen seien, daß aber schätzungsweise noch 12 000 £ gebraucht würden, um das Tabernakel schuldenfrei zu eröffnen. Davon wurden an jenem Abend mehr als 500 £ gegeben. Spurgeon selbst berichtet weiter:

»Bald nach Baubeginn ging ich mit Mr. Cook, dem Vorsitzenden des Bauausschusses, zum Bauplatz. Dort knieten wir zwischen Steinen, Sand und Gerüststangen nieder und erbaten des Herrn Segen für das ganze Unternehmen und beteten, daß keiner der vielen Arbeiter beim Bau unseres neuen Gotteshauses getötet oder verletzt werden möchte. Und später konnte ich bezeugen, daß unser Gott, der Gebet erhört, beide Bitten gewährt hat.

Ich habe viele Gründe, mit verhaltenem Atem von dem zu sprechen, was Gott durch mich gewirkt hat. Ein Grund ist der, daß ich tief in meinem Herzen fühle, daß die Ehre in Wirklichkeit unbekanntem Helfern gebührt, die dem Herrn dienen, aber kein Lob dafür empfangen.

Das Tabernakel sollte gebaut werden, und wir brauchten dafür etwa 30 000 £. Als wir anfangen, meinten wir, 12–15 000 £ würden reichen, und daß wir kühn wären, so viel zu wagen. Als wir dann an die Arbeit gingen, zögerten manche aus dem Bauausschuß doch etwas. Dafür kann niemand ein Vorwurf gemacht werden. Es war ein großes Risiko, und ich wollte selbst nicht, daß es jemand übernehme. Ich war bereit, das Risiko auf mich zu nehmen; da ich aber kein Geld hatte, zählte ich nicht. Einige meiner Mitarbeiter hatten Sorge, ich nicht. Ich hielt das Projekt für möglich und war überzeugt, daß wir alles würden bezahlen können. Meine ruhige Sicherheit aber hatte einen ganz konkreten Hintergrund. Dafür gebührt einem Mann die Ehre, der schon vor einigen Jahren in seine Ruhe eingegangen ist. Als ich mit einem Freund in der Provinz zu einer Predigt fuhr, überholte ein Herr unseren Wagen und bat mich, in seinem Wagen mitzufahren, weil er gerne mit mir sprechen wolle. Ich stieg also um. Er sagte: »Sie müssen das große Gebäude bauen.« Ich sagte: »Ja.« Er darauf: »Viele Ihrer Freunde werden unsicher sein. Nun, als Geschäftsmann weiß ich, daß Sie Erfolg haben werden. Zudem ist Gott mit dem Werk, da kann es nicht fehlschlagen. Ich möchte, daß Sie sich nie Sorgen machen müssen oder niedergeschlagen sind.« Ich sagte ihm, daß es ein großes Werk sei und daß ich hoffte, daß der Herr es mir ermöglichen würde, es zu Ende zu führen. »Wieviel, meinen Sie, wird es noch kosten, bis alles fertig ist?« »20 000 £ brauchen wir wohl noch.« »Dann will ich Ihnen diese 20 000 £ zur Verfügung stellen unter der Bedingung, daß Sie davon nur das behalten, was Sie brauchen, um den Bau fertigzustellen. Verstehen Sie«, fügte er hinzu, »ich werde wohl nicht mehr als 50 £ geben, aber ich werde Schuldverschreibungen und Sicherheiten über 20 000 £ zur Verfügung stellen, auf die Sie im Notfall zurückgreifen können.« Das war wahrhaft königlich! Ich habe niemand etwas gesagt, aber die Sicherheit, die dieses Versprechen mir gab, war äußerst wertvoll. Ich brauchte noch genauso viel Glauben, denn ich war entschlossen, das Geld des Freundes nicht anzurühren. Aber jetzt hatte ich keinen Grund mehr zur Sorge. Gott war sehr gut zu mir. Aber weil es so war, konnte ich mich nicht rühmen. Mein Freund gab seine 50 £ und kein Pfund mehr, und ich war ihm zutiefst dankbar für die Hilfe, die er geleistet hätte, wenn es nötig gewesen wäre. Andere waren genauso großzügig, unter ihnen der ungenannte Geber von 5000 £. Wenn irgend jemand geehrt werden soll, dann sollen es diese lieben Brüder sein.«

31. Spätere Gottesdienste in der Music Hall

Nach der großen Katastrophe haben wir in der Music Hall nur noch am Vormittag Gottesdienste gehalten, damit das Tageslicht weitere Taten der Finsternis unmöglich mache, wenn auch am Abend mehr Zuhörer gekommen wären. Unser erster Morgengottesdienst fand am 23. November 1856 statt, der letzte am 11. Dezember 1859. Dank der Vorsehung Gottes war die große Halle genau zu dem Zeitpunkt fertig, an dem wir sie benötigten, und wir konnten sie fast so lange benutzen, wie wir sie brauchten. Die Miete, die wir zahlten, war ein beträchtlicher Posten im Einkommen des Zoologischen Gartens. Trotzdem wollte die Gesellschaft lieber die Einnahmen aus der sonntäglichen Öffnung des Gartens haben. Am Sonntag vor der Öffnung für das Publikum im Jahre 1859 verließen wir die Music Hall, und damit verließ die Gesellschaft auch ihre wichtigste Einnahmequelle. Sofort ging es sowohl moralisch als auch finanzielle hoffnungslos abwärts.

Menschen aus allen Klassen – vom Premierminister abwärts – hörten dort das Wort. Niemals waren so viele Adlige in freikirchliche Gottesdienste gekommen. Sie kamen regelmäßig mit Politikern, führenden Geistlichen, berühmten Reisenden und vielen anderen herausragenden Menschen, um den Prediger in den Surrey Gardens zu hören. Ihr Kommen und ihre Hilfe waren hoffnungsvolle Zeichen, daß der Bau eines eigenen Gebäudes notwendig und möglich sei. Die Menschen kamen nicht nur aus den religiös geprägten Bereichen der Gesellschaft. Das Zeitunglesen der Besucher vor Beginn des Gottesdienstes zeigte, daß die anwesend waren, um die es ging. Am wichtigsten aber war, daß Gott mit uns war. Viele Menschen bekehrten sich, oft auf sehr dramatische Weise. Sie kamen meist aus den Schichten der Gesellschaft, die sonst in keinen Gottesdienst gehen. Wenn die Music Hall auch nicht mehr steht – wer dort seine geistliche Geburt erlebt hat, wird sie nie vergessen.

Selbst damals habe ich es nicht jedem recht gemacht. Und manche waren gegen mich, die meine besten Freunde hätten sein sollen. Die Predigt: »Nötigt sie hereinzukommen« war voller Liebe zu den Seelen der Menschen. Aber für die Hypercalvinisten taugte sie nichts, weil sie in ihr die Irrlehre des Arminius fanden. Mein Herr versah die Botschaft jedoch mit seinem Siegel. Durch wohl keine meiner Predigten sind so viele Seelen für Gott gewonnen worden. Und die gedruckte Predigt wurde auch vielen Anstoß zum Glauben. Wenn es nichtswürdig ist, Sünder zu ermahnen, zu Christus zu kommen, dann möchte ich noch nichtswürdiger sein. Ich glaube genauso sehr wie jeder andere an die Lehre von der Gnade; ich bin ein wahrer Calvinist nach der Ordnung Calvins, und ver-

mutlich hat keiner meiner Ankläger so viel Calvin gelesen wie ich. Aber wenn es böse ist, die Sünder aufzufordern, das ewige Leben zu ergreifen, dann will ich noch böser sein, so böse, wie es nicht nur Calvin selbst war, sondern auch mein Herr und seine Apostel. Sie lehrten, daß die Errettung aus Gnade und nur aus Gnade geschieht, und scheuten sich doch nicht, die Menschen als verantwortliche Wesen anzusprechen und sie aufzufordern, »durch die enge Pforte einzugehen« und nicht die »vergängliche Speise zu wirken, sondern die da bleibt in das ewige Leben«.

Sehr gesegnet unter den Music Hall-Predigten war die Predigt »Auf Jesus schauen«. Viele bezeugen, durch sie den Herrn gefunden zu haben, und viele berichteten, daß die gedruckte Predigt in gleicher Weise gesegnet wurde. Diese Predigt ist eine der einfachsten, ohne Neues und Besonderes. Daß sie so wirkte, ist ein Beweis für die Souveränität Gottes. Der Herr ist in der Predigt. Die Qualität einer Predigt hängt nicht davon ab, ob sie gefällt. Auch nicht von der Gelehrsamkeit, die sich in ihr zeigt, sondern davon, ob sie die Heiligen erbaut und die Sünder erweckt. Auch die Predigt über das Leiden Jesu am Kreuz war für viele ein Segen. Der blutende Christus ließ das Herz der Hörer bluten, und seine Schande am Kreuz ließ den Hörer sich seiner Sünde schämen. Möge doch der Heilige Geist die Augen der Menschen den leidenden Erlöser sehen lassen, dann wird ihnen ihre Sünde leid sein.

Es gab viele auffällige Bekehrungen in der Music Hall. Eine war so außergewöhnlich, daß ich sie oft als Beleg dafür zitiert habe, daß Gott manchmal seine Diener führt, etwas zu sagen, woran sie nie gedacht hätten, damit ein Hörer gesegnet wird, für den diese Worte persönlich gedacht sind. Als ich einmal in der Music Hall predigte, wies ich auf einen Mann mitten in der Menge und sagte: »Da sitzt ein Mann, der ist Schuhmacher. Er öffnet seinen Laden am Sonntag. Auch letzten Sonntag. Er nahm 9 Pence ein, 4 Pence waren sein Verdienst. Für 4 Pence verkauft er seine Seele dem Satan.« Später traf ein Stadtmissionar diesen Mann, wie er eine meiner Predigten las. Er fragte: »Kennen Sie Spurgeon?« – »Ja«, antwortete der Mann, »allerdings. Ich habe ihn predigen hören, und durch Gottes Gnade wurde ich unter seiner Verkündigung ein neuer Mensch. Wie das kam? Ich ging in die Music Hall und setzte mich mitten unter die Zuhörer. Spurgeon schaute mich an, als kannte er mich, wies in seiner Predigt auf mich und sagte der Gemeinde, ich sei ein Schuhmacher, der seinen Laden am Sonntag öffne. Und das war auch so. Das hatte mir nichts gemacht. Aber er sagte auch, daß ich am Sonntag davor 9 Pence eingenommen und 4 Pence verdient hätte. Genauso war es gewesen; ich konnte mir nur nicht vorstellen, woher Spurgeon das wußte. Da überfiel mich der Gedanke, daß Gott durch ihn zu mir gesprochen habe, und am nächsten Sonntag hielt ich meinen Laden ge-

schlossen. Zuerst hatte ich Angst, ihn wieder zu hören. Ich fürchtete, er könnte den Leuten noch mehr über mich erzählen. Dann ging ich aber doch, begegnete dem Herrn, und er errettete mich.«

Manche, die zur New Park Street-Gemeinde kamen, führten ihre Bekehrung auch auf die Gottesdienste in der Music Hall zurück, aber sie sagten, die Predigten allein seien nicht die Ursache gewesen. Sie waren vom Lande nach London gekommen, und ein Mann aus unserer Gemeinde, der jetzt schon im Himmel ist, begrüßte sie am Ausgang, sprach mit ihnen und fragte sie, ob sie auch am Abend zum Gottesdienst kommen würden. Dann lud er sie zu sich zum Tee ein, sprach mit ihnen ein wenig über den Meister und brachte sie dann am Abend mit. Genauso nächsten Sonntag. So geschah es, daß die, die von den Predigten wenig beeindruckt waren, durch die Worte des guten alten Mannes und durch das gnädige Wirken des guten Herrn sich zu Gott bekehrten.

Als ich in der Music Hall predigte, schickte mir ein unbekannter, aber äußerst fähiger Kritiker jede Woche eine Liste meiner Fehler und Versprecher. Er blieb immer anonym. Das ist der einzige Vorwurf, den ich ihm mache, denn den Dienst, den er mir getan hat, kann ich ihm nie vergelten. Mit großem Einfühlungsvermögen und geleitet von dem Wunsch, mir nützlich zu sein, führte er alles auf, was ich falsch gesagt hatte. In einigem irrte er sich, aber meistens hatte er recht, und seine Anmerkungen machten es mir möglich, viele Fehler zu erkennen und vermeiden zu lernen. Jede Woche war ich auf seine Bemerkungen gespannt, und sie haben mir geholfen, besser zu predigen. Wenn ich einen Satz schon einmal vor zwei oder drei Sonntagen gesagt hatte, schrieb er: »Siehe den gleichen Ausdruck in der . . . Predigt« und fügte gleich die Nummer der Predigt und die Seitenangabe bei. Einmal war ihm aufgefallen, daß ich zu oft die Zeile »Nichts hab ich zu bringen« zitierte, und er schrieb: »Wir sind schon ausreichend über Ihre Armut informiert.« Manch ein junger Prediger hätte sich durch solch strenge Kritik wohl entmutigen lassen. Aber es wäre dumm gewesen, auf so eine wichtige Hilfe zu verzichten.

Der letzte Gottesdienst in den Surrey Gardens fand am Sonntagmorgen, dem 11. Dezember 1859 statt. Spurgeon predigte über Paulus' Abschiedsrede an die Ältesten von Ephesus:

»Darum bezeuge ich euch an diesem heutigen Tage, daß ich rein bin von allem Blut, denn ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht verkündigt hätte all den Rat Gottes.«

32. Versammlungen im noch unfertigen Tabernakel

Die erste Versammlung im Tabernakel fand am Dienstagnachmittag, dem 21. August 1860, noch vor Fertigstellung des Gebäudes statt. Sie hatte einen doppelten Zweck: Gott für den bisherigen Erfolg zu danken und so viel wie möglich von der nötigen Summe zusammenzubekommen, um das Tabernakel schuldenfrei zu eröffnen. Bis dahin waren 22196 £ 19 s 8 d eingegangen, aber 8000 £ fehlten noch. Apsley hatte den Vorsitz und gratulierte der Versammlung, daß sie in dem größten freikirchlichen Gottesdienstgebäude Großbritanniens zusammengekommen sei. Verschiedene Redner brachten Interesse und Sympathie zum Ausdruck. Dann gab Spurgeon eine detaillierte Beschreibung des Gebäudes:

»Sie ahnen vielleicht die Freude, mit der ich heute vor Ihnen stehe, aber niemand wird sie ganz nachempfinden können, und ich bin auch nicht fähig, ihr richtig Ausdruck zu verleihen. ›Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen.‹ So gerne ich auch meiner Dankbarkeit Ausdruck verleihen möchte, so muß ich doch sofort an meine Aufgabe gehen und zuerst einige Worte über die Struktur des Gebäudes sagen.

Wenn der Boden nachgäbe, würden unsere Brüder, die jetzt auf der Plattform sitzen, sich im Taufbecken befinden; und falls irgendwann einer von ihnen, der noch nicht getauft ist, den Wunsch hat, gemäß dem Befehl ihres Meisters getauft zu werden, der wird mich immer zu diesem Dienst bereit finden. Das Taufbecken wird gewöhnlich nicht zugedeckt sein, denn wir schämen uns unserer Überzeugung der Gläubigentaufe nicht.

Wenn wir das Herrenmahl feiern, steht auch der Tisch hier. Auf der Rückseite der Plattform sind auf jeder Seite Stufen für die Diakone, die die Zeichen des Todes unseres Erlösers austeilen. Über uns sehen sie die Kanzel oder besser die Plattform, die vielen Menschen Platz bietet. Wenn ich predige, kann ich nicht still stehen wie eine Statue. Ich brauche Raum für mich und meine Gedanken.

Dieses gewaltige Gebäude hat, so glaube ich, eine perfekte Akustik. Wenn sie noch nicht gut wäre, hätte mich das nicht enttäuscht, die Mauern sind noch nicht mit Holz verkleidet. Denn es ist meine Theorie, daß weiche Oberflächen die beste Akustik bringen, weil sich in vielen Gebäuden gezeigt hat, daß Natursteinwände Hauptursache von Echoeffekten sind, so daß man Vorhänge anbrachte, um den Widerhall zu brechen und dem Redner eine Chance zu geben, auch verstanden zu werden.

Als Sie das Gebäude betraten, sagten viele von Ihnen, daß der Bau gar nicht so groß sei wie erwartet. Darüber habe ich mich gefreut. Der Bau erscheint also nicht gewaltig. Ein Gebäude sieht dann gewaltig aus, wenn es seine Proportionen verloren hat. Wenn die Proportionen stimmen, wirkt ein Gebäude nicht gewaltig.

Wenn Sie ein Stockwerk tiefer gehen, finden Sie den Vortragssaal, so groß wie New Park Street Chapel oder etwas größer. Die Schulräume sind größer als das ehrwürdige Gotteshaus von Moorfields, in dem mein Bruder, Dr. Campbell, so lange das Wort predigte.

Der Vortragssaal unter dieser Plattform ist für die Gemeindeversammlungen vorgesehen. Er ist nötig, denn wir haben jetzt über 1500 Gemeindeglieder. Die Schulräume werden wohl 1500 oder sogar 2000 Kinder fassen. Die großen Klassenräume werden sonntags der Sonntagsschule dienen und wochentags meinen Studenten. In diesem Raum wird auch die Bücherei Platz finden, in der die Werke aller bisherigen Pastoren der Gemeinde gesammelt werden.

Hinter der ersten Empore sind drei große Räume: in der Mitte das Zimmer des Pastors. Rechts und links davon sind die Räume der Diakone und der Ältesten – der Offiziere der Armee an der Seite des Kapitäns, die auf sein Kommando vorstoßen. Über diesen Räumen, im zweiten Stock, sind wieder drei kleine Räume, die als Lager für Traktate und Bibeln dienen sollen und für andere Projekte der Gemeinde. Beachten Sie bitte auch, daß alle Emporen eigene Eingänge und Treppen haben, so daß es kein Gedränge geben kann.

Einige Brüder haben gefragt: »Wer wird an seine Stelle treten, wenn Spurgeon stirbt?« – Als ob Gott sich nicht Diener erwecken könnte wie er will, oder als ob wir in der Gegenwart unsere Pflicht nicht tun sollten wegen etwas, das vielleicht in 50 Jahren geschieht! Vielleicht sagen Sie: »50 Jahre – Sie geben sich aber noch eine lange Zeit.« Ich weiß nicht, warum ich nicht so lange leben sollte. Es kann so sein. Und es wird so sein, wenn der Herr es so will. Dr. Gill wurde im Alter von 22 Jahren Pastor dieser Gemeinde und blieb es für mehr als 50 Jahre. Dr. Rippon war 20 Jahre und blieb 36 Jahre Pastor der Gemeinde. Ich wurde mit 19 berufen, ist es da nicht möglich, daß ich durch Gottes Gnade auch meiner Generation viele Jahre diene? Und außerdem: Wenn ich etwas beginne, denke ich nie darüber nach, ob ich seine Fertigstellung erleben werde, denn ich bin sicher, wenn es Gottes Plan ist, wird er es fertigstellen, selbst wenn ich die Arbeit unerledigt lassen müßte.«

33. Das Tabernakel wird eröffnet

Inzwischen höre ich, daß Leute sagen: »Dieser Mann hat nie ein College besucht; er kam völlig unvorbereitet in dieses Amt; er kann nur die Armen ansprechen; er spricht keine Fremdsprache . . .« Dann antworte ich: »Genauso ist es. Jedes Wort ist wahr, und man könnte noch viel mehr sagen. Aber nun hat Gott das Törichte in der Welt erwählt, um das Weise zu beschämen. Und Gott hat, was schwach ist in der Welt, erwählt, um das Starke zu beschämen. Und was niedrig ist in der Welt und was verachtet ist, hat Gott erwählt, ja, was nichts ist, um zunichte zu machen, was ist, damit sich kein Fleisch vor Ihm rühme.« Auf diese Weise will ich mit dem Apostel Paulus ein Tor sein. Aber was haben die Besucher eines Colleges getan, das mit diesem Werk zu vergleichen wäre? Was haben die weisen und gelehrten Pastoren zur Bekehrung von Seelen beigetragen, das sich mit dem Segen vergleichen ließe, der auf diesem ungebildeten Jungen ruht? Es war Gottes Werk, und Gott erwählte das unmöglichste Werkzeug, das er finden konnte, damit Ihm die Ehre zukäme. Und Er soll sie auch haben. Ich will nichts für mich, indem ich es einer Erziehung zuschreibe, die ich nicht erhalten habe, oder Kenntnissen, die ich nicht besitze, oder einer Beredsamkeit, um die ich mich nie bemüht habe. Ich verkündige Gottes Wort, und Gott – das weiß ich – spricht durch mich und wirkt durch mich, und Ihm allein sei der Ruhm!«

Am 18. Dezember 1859 begannen wir unsere dritte Serie von Gottesdiensten in der Exeter Hall, die am 31. März 1861 zu Ende gingen. Hier ein paar Anmerkungen aus jener Zeit:

»Es gehört wohl zu Gottes Plan, daß er uns als Kirche und sein Volk häufig auf Wanderschaft schickt. Dies ist unser dritter Ort. Seine Türen werden sich bald hinter uns schließen.

Zu allen Zeiten werden wir in Bewegung gebracht: manchmal zwingt das Gewissen dazu, manchmal – wie heute – ist es ein angenehmer Grund. Ich bin sicher, daß, als wir zum ersten Mal in die Surrey Music Hall zogen, Gott mit uns ging. Der Satan kam auch mit, aber er ist vor uns geflohen. Dieses schreckliche Unglück damals, das sich mir unverwischbar ins Gedächtnis gedrückt hat, hat Gott auf wunderbare Weise in sein Gegenteil verkehrt und wurde zur Quelle von tausenderlei Segnungen, u.a. auch zu der, daß bis heute im Theater und in der Konzerthalle das Wort Christi gepredigt wird, was vorher nie möglich war. Auf jedem Teilstück unserer Wanderschaft erlebten wir die Hand Gottes. Menschen kamen, um Gottes Wort zu hören, die vielleicht nie vorher auf dem anderen Ufer der Themse gewesen waren. Hier brach Gott harte

Herzen; hier wurden Seelen neu, und hier kamen Wanderer ans Ziel.

Und nun ziehen wir weiter, in das Haus, das uns Gott auf so ganz besondere Weise gegeben hat, und ich bitte wie Mose: »Herr, steh auf! Laß deine Feinde zerstreut werden und alle, die dich hassen, flüchtig werden vor dir!«

Du magst fragen: »Aber was für Feinde haben wir denn?« Wir haben viele. Wir werden in unserem neuen Tabernakel mit dem altbösen Feind der Kirche zu kämpfen haben. Am meisten gegen den nächsten: der Untreue, dann mit der Gleichgültigkeit der Massen und ihrer Sorglosigkeit, mit der Wahrheit des Evangeliums umzugehen, und mit der immer mächtiger werdenden Sünde und Korruption. Wie sollen wir dem allen begegnen? Sollen wir's mit etwas Reform-Sozialismus versuchen? Sollen wir über einige neue Versuche der Wirtschaftspolitik predigen? Nein, das Kreuz, das alte Kreuz ist genug. Wir wollen Christus als den Heiland der Sünder predigen, den Geist Gottes als den, der der Seele die Wahrheit Christi auslegt, und Gott den Vater in Seiner unbegrenzten Macht zu retten, wen Er will, in seinem unerschöpflich gnädigen Willen, den schlimmsten aller schlimmen Sünder anzunehmen. Und da ist keine Gleichgültigkeit so verhärtet, keine Unkenntnis so blind, keine Schlechtigkeit so gemein, kein Gewissen so ermattet, daß sie nicht wiederbelebt werden könnten, wenn Gott das will in der Macht seiner Stärke. So steh auf, Herr, o Gott Vater, steh auf und laß Deinen ewigen Willen geschehen! O Sohn Gottes, steh auf, zeige Deine Wunden und vertritt uns vor dem Angesicht Deines Vaters, und laß Deine Bluterkauften gerettet sein! Steh auf, Heiliger Geist, in tiefer Ehrfurcht appellieren wir an Deine Hilfe! Hilf denen, die sich bis jetzt widersetzen, dir Raum zu geben! Komm und schmilz das Eis, brich den Granit, das steinerne Herz! Zerschneide die eiserne Sehne und beuge den steifen Nacken! Steh auf, Herr – Vater, Sohn und Geist –, ohne Dich können wir nichts tun. Doch sobald du aufstehst, sind Deine Feinde zerstreut, und es fliehen, die Dich hassen!«

Am 6. Februar 1861 finden wir in unseren Berichten folgende feierliche Erklärung, die Spurgeon und leitende Freunde unterzeichnet haben:

»Diese Kirche braucht noch knapp 4000 £, um das Tabernakel schuldenfrei eröffnen zu können. Sie bittet Gott um diese Gnade und glaubt, daß ihr Gebet um Jesu willen gehört und erhört wird –Unterschriften.«

Ende Februar wurden noch £ 3000 gebraucht; »... Wir glauben an unseren gnädigen Gott und vertrauen, daß er Seine Leute beeinflusst, daß Ende nächster Woche oder am Karfreitagabend das Geld zur Verfügung steht . . .«

Es war nur angemessen, ein Haus des Gebets mit einer Gebetsversammlung zu eröffnen. Also versammelten sich am Montag, dem 18. März 1861, morgens um 7.00 Uhr über 1000 Menschen im Tabernakel. Spurgeon leitete die Versammlung. Zu den Teilnehmern gehörten viele der Diakone und Ältesten der Gemeinde und die Studenten des Seminars. Eifer und tiefer Ernst zeichneten die Gebete aus.

Am nächsten Montagmorgen leitete Pastor George Rogers zur gleichen Stunde die zweite Gebetsversammlung. Er sprach über »Das Haus Gottes, das Tor des Himmels«. Am Nachmittag desselben Tages hielt Spurgeon die erste Predigt im Tabernakel über Apg. 5,42: »Und hörten nicht auf, alle Tage im Tempel und hin und her in Häusern zu lehren von Jesus Christus.« Am Abend sprach Pastor W. Brooks von der Bloomsbury-Gemeinde über Philipper 1,18: »Daß nur Christus verkündigt werde allerweise, so freue ich mich doch darin und will mich auch freuen.«

Am nächsten Abend fand unter der Leitung von Sir Henry Havelock eine Versammlung derer statt, die Beiträge zum Baufond geleistet hatten; mehr als 3000 nahmen teil.

Am Karfreitag, dem 29. März, predigte Spurgeon am Morgen über Römer 3,24.25: »Christus Jesus, den Gott vorgestellt hat zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben in seinem Blut« und am Abend über Hoheslied 2,16: »Mein Freund ist mein, und ich bin sein.« Es war ein geeigneter Schlußakkord dieser beiden Gottesdienste, daß Spurgeon bekanntgeben konnte, daß das noch fehlende Geld eingegangen sei und daß somit der erste Sonntagsgottesdienst in einem schuldenfreien Gebäude stattfinde. Am Abend des Oster-Sonntags, dem 31. März, predigte Spurgeon über 2. Chronik 5,13.14 und 7,1–3. Er sprach darüber, daß die Herrlichkeit des Herrn das Haus fülle, und äußerte dabei eine Prophetie, die in jedem einzelnen Punkt mehr als erfüllt wurde: »Gott möge das Feuer seines Geistes senden, dann wird der Prediger sich mehr und mehr in seinen Herrn verlieren. Ihr werdet weniger an den Sprecher denken und mehr an die verkündete Wahrheit.«

Am Montagabend, dem 1. April, predigte John Graham über 2. Thesalonicher 1,12, und am nächsten Abend, als die Londoner Baptistenbrüder das Tabernakel füllten, predigte Spurgeon. Nachdem er die Versammelten begrüßt hatte, sagte er:

»Diese Kapelle gehört nicht in erster Linie mir oder der Tabernakel-Gemeinde oder auch nur den Baptisten; ich habe das Gefühl, ich würde jetzt die Übertragungsurkunde dem eigentlichen Eigentümer aushändigen, da das Haus dem Gott der ganzen Welt gehört und dann allen Anhängern des alten Apostolischen Glaubens.

Wir meinen, die Baptisten seien die Urchristen, da wir unseren Ursprung nicht auf die Reformation zurückführen; uns gab es schon, bevor

Luther und Calvin geboren sind. Wir leiten uns auch nicht von der römischen Kirche ab; wir sind nie drin gewesen. Uns gibt es seit den Tagen Christi, und unsere Glaubensgrundsätze haben immer gegolten, auch wenn sie sagen: Eine ihrer Diakone beraubte Kirche hätte ihre besten Söhne verloren; das geistliche Haus würde bei Verlust dieser Säulen wanken und wäre in jeder Hinsicht der Verödung ausgesetzt. Gott sei Dank, daß wir nicht in dieser Gefahr stehen. Das Haupt der Gemeinde wird die Folge treuer Männer nicht abreißen lassen, Männer, die ihr Amt treu verwalten werden und ein gutes Zeugnis haben und kühn im Glauben sind.« Er fährt fort: »Nein, ich glaube nicht, daß es eine baptistische Gemeinde für recht hält, die Gewissen anderer zu kontrollieren. Wir waren immer bereit zu leiden, jedoch nicht, vom Staat Hilfe anzunehmen oder die Reinheit der Braut Christi durch irgendeine Allianz mit irdischen Regierungen preiszugeben.

Als ich nach London kam, begegnete ich noch den letzten einer früheren Generation von Diakonen – feine Gentlemen, etwas steif und unbeweglich, nicht ganz nach meinem Geschmack, doch achtbare, stolze Granden von Dissidenten in dunklen Anzügen mit weißen Krawatten. Unter ihnen fand ich als Freund, Berater und rechte Hand Thomas Olney. Kein Pastor noch eine Gemeinde hatte je einen besseren Diakon. Unter den anderen Diakonen jener ersten Zeit sprach mich einer an, als ich auf dem Weg zur Exeter Hall war, um zu predigen. »Ich bin ein alter Mann«, sagte er, »und ich kann nicht so schnell vorangehen wie die jungen Leute. Ich will aber auch keine Last sein. Ich möchte mich still zurückziehen und will sehen, ob ich mich Mr. Brooks anschließen kann.« Es war das Beste für ihn und für uns, was dieser liebe Mann tun konnte. Als ich ihn eines Tages besuchte, bat er mich, ihm meine beiden Jungen zu bringen, damit er sie segnen könne. Guter alter Mann! Er starb am nächsten Tag.«

Am Donnerstag, dem 4. April, predigte Dr. Octavius Winslow über die Worte: »Es ist vollbracht«; am folgenden Sonntag stand Spurgeon vormittags und abends auf der Kanzel; es war das erste Abendmahl im Tabernakel, und am Dienstag fand die erste Taufe statt, über die Dr. Campbell in *The British Standard* vom 12. 4. schreibt:

»Das Tabernakel wird ein Magnet besonders für junge Leute aus allen Teilen der Stadt werden, die sich in den alten Kirchen und Kapellen ihrer Väter nicht mehr so recht wohlfühlen. Das wird dem Tabernakel eine Monopolstellung einräumen, die sich auf zweierlei Weise auswirken wird: Viele aus der Welt werden hier zu Christus finden, worüber wir uns freuen können. Und es wird viele aus den Kirchen ins Wasser ziehen, worüber wir uns nicht freuen können. Dieses Metropolitan Taber-

nakel wird mehr Proselyten machen als alle anderen Kapellen der Baptisten zusammen. Es verleiht der Angelegenheit Achtung und Würde. Junge gefühlvolle Mädchen und poetische junge Männer werden es nicht erwarten können, in ein Marmorbecken getaucht zu werden, das so schön ist, daß es einem Palast zur Ehre gereichte, und so groß, daß sich Delphine darin tummeln könnten. Nun, Mr. Spurgeon kennt sich in diesen Dingen aus. Seine noble Vorurteilslosigkeit hat zwar seine baptistische Bigotterie noch nicht ganz verdrängen können, aber seine große Beredsamkeit wird sich des glänzenden Marmors bestens annehmen. Am Sabbatabend bewies er, daß er genauso, wie er für das Evangelium zu sterben, auch für das Wasser zu kämpfen bereit ist.

Am Dienstagabend wurde die Taufe – nach baptistischer Ordnung durch Untertauchen – an einigen zwanzig Leuten vollzogen. Die ganze Veranstaltung macht die ernste Konsequenz für Familien und Kirche deutlich.

Zuerst hielt Mr. H. S. Brown aus Liverpool seine macht- und wirkungsvolle Predigt. Nach Argumenten und Aufruf folgte die Illustration durch Mr. Spurgeon (die Taufe). . . Das Interesse daran war übermächtig. Wir zweifeln, daß es geringere Bedeutung hat als der Schleier für die Nonnen der katholischen Kirche.

Da war der junge Redner, das Idol der Versammlung, im Wasser mit seiner lichtvollen Ausstrahlung; und oben auf der Rampe Frau Spurgeon, eine äußerst beeindruckende junge Dame, bewundert von allen, die sie kennen, die mit höflicher Würde und unnachahmlicher Bescheidenheit die zitternden Schwestern nach und nach zu ihrem Mann führte, der sie freundlich entgegennahm und unternahm, die Handlung mit unterschiedlichen, zur Taufe passenden Worten begleitete, Worte, die stärken, ermutigen und aufmuntern sollten. Für die Getauften standen Diakone an beiden Seiten des Beckens, die sie bei der Hand nahmen und ihnen Tücher überwarfen. Zwei andere Diakone nahmen sie oben an der Rampe in Empfang, und zwei weitere führten sie in die Umkleidekabinen. Es wäre nicht gerade wünschenswert gewesen, wenn alle Damen dort Kandidaten der gleichen Bestimmung gewesen wären. Wir haben einige gesehen, deren Köpfe total verdreht waren. Baptistenprediger haben im Blick auf das Wachstum ihrer Gemeinden gegenüber Mr. Spurgeon keine Chance. Sie arbeiten auf einer Ebene, er auf zwei: Land und Wasser. Wir sollten uns nicht wundern, wenn seine Gemeinde sich in sieben Jahren verdoppelt hat. (Es dauerte keine sieben Jahre, bis das geschehen war und die Gesamtgemeinde in dem Tabernakel nicht mehr Platz fand.) Die größte Kirche der Welt wird die größte Kapelle haben – was dann?«

Am Mittwoch, dem 10. April, wurde ein großer Abendmahlsgottesdienst gefeiert – vielleicht der größte seit Pfingsten – und so haben wir auf die Einheit der Kirche hingewiesen und auf die Gemeinschaft des Leibes Christi, dieses Vorrecht aller Glieder der Gemeinde. Der Nachmittag und der Abend des nächsten Tages boten Vorträge, die den wesentlichsten Lehren des Calvinismus gewidmet waren: Erwählung, Verlorene des Menschen, Versöhnung des einzelnen, Berufung, endgültige Bewahrung.

Bei der ersten Gemeindeversammlung im Tabernakel am 6. Mai, wurden 72 neue Glieder in die Gemeinde aufgenommen, und der Pastor schrieb in das Kirchenbuch:

»Ich, Charles Haddon Spurgeon, der Letzte aller Heiligen, setze hierunter mein Siegel, daß Gott wahrhaftig ist; denn er hat heute meine Hoffnung erfüllt und gemäß unserem Glauben gegeben. O Herr, sei Du gepriesen an aller Welt Enden und hilf mir, treuer und stärker zu sein. C. H. Spurgeon.« Es folgt die handschriftliche Eintragung einer großen Zahl von Unterschriften, die von »Susie Spurgeon« angeführt werden:

»Wir, die unterzeichnenden Mitglieder der Gemeinde, die bisher zur New Park Street-Kapelle gehörten und sich nun im Metropolitan Tabernakel versammelt, möchten mit überströmenden Herzen die Freundlichkeit unseres treuen Gottes bezeugen. Wir baten im Glauben, aber unser Gott hat unsere Wünsche übertroffen, indem er uns nicht nur die ganze Summe gab, sondern dies auch noch früher, als wir erwartet hatten. Wirklich, der Herr ist gut und ist es wert, daß man ihn preist. Wir schämen uns, daß wir je an ihm gezweifelt haben; und wir bitten als Gemeinde und als einzelne, daß der Herr uns helfe, ihm allezeit zuversichtlich zu vertrauen, so daß unsere Seelen still sein können. Im Namen unseres Gottes erheben wir unser Banner. Oh, daß Jehova – sei unter uns Jehova – shammal und Jehova – shalom! Dem Vater, Sohn und Heiligen Geist sei Lob und Dank. Gott ist treu – das bezeugen wir.«

Nachdem die Gemeinde das Tabernakel in Besitz genommen hatte, bemühte man sich, in der New Park Street-Kapelle eine neue Gemeinde zu gründen. Bruder John Collins arbeitete hart, und Gott schenkte ihm reichen Segen, aber die Neubekehrten zog es unwiderstehlich zur Muttergemeinde im Tabernakel, und es war schließlich unübersehbar, daß das Gebäude in dieser Situation nicht mehr genutzt werden konnte. Es wurde verkauft.

34. Denkwürdige Gottesdienste im Tabernakel 1861–1874

Am 15. Dezember 1861, in der Nacht zum Sonntagmorgen, war der Prinzgemahl heimgerufen worden. Spurgeon verlas zu Beginn seiner Predigt einige Sätze, die darauf Bezug nahmen. Am nächsten Sonntag predigte er über Amos 3,6: »Ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht tue?« Unter dem Titel: »Das königliche Sterbebett« wurde die Predigt veröffentlicht.

Nach dem Bergwerksunglück in Hartley am 30. Januar 1862 predigte Spurgeon über Hiob 14,14: »Wird ein toter Mensch wieder leben?« Am Schluß der Predigt setzte Spurgeon sich für die Witwen und Waisen ein, die unter diesem schrecklichen Unglück zu leiden hatten. Obwohl es ein Wochentagsgottesdienst war und obwohl viele der Hörer schon Beiträge zum Hilfsfond geleistet hatten, gab die Gemeinde 120 £.

Am Sonntag, dem 18. Mai 1862, predigte Spurgeon kürzer als sonst. Als er die Predigt schloß, sagte er:

»Mein lieber Freund Dr. d'Aubigné ist heute morgen unter uns. Er ist auf Befehl unserer verehrten Königin vom Bischof von London gebeten worden, in der Hofkapelle von St. James zu predigen. Er ließ mich letzte Woche wissen, daß er gerne öffentlich der herzlichen Gemeinschaft mit den englischen Freikirchen Ausdruck geben möchte. Es ist mir eine große Freude, ihn im Tabernakel willkommen zu heißen. Ich tue das im Namen dieser Gemeinde, und ich wage zu sagen, im Namen aller Freikirchen Englands. Möge der Historiker der Reformation weiterhin gesegnet werden durch den Herrn, seinen Gott!«

Dr. d'Aubigné wandte sich an die Gemeinde:

»Als ich Ihren lieben Pastor die Worte aus Römer 16 vorlesen hörte, dachte ich daran, wie oft Paulus in seinen Briefen von der ›Liebe zu den Heiligen‹ und vom ›Glauben an den Herrn‹ spricht. In Römer 16 gewinnt diese Liebe zu den Heiligen wunderbar Gestalt. Beachten Sie, wie viele Christen die Gemeinde Korinth und der Apostel Paulus in Rom kannten! Leider kenne ich in dieser Versammlung nur zwei oder drei. Ich kenne Ihren Pastor, meinen lieben Freund, Herrn Spurgeon. Und ich kenne den Namen von Mr. North zu meiner Linken, und ich kenne Mr. Kinnaird, der mich in Ihrer großen Stadt empfing. ›Gajus, mein Wirt‹, wie der Apostel sagt. Aber in dieser Versammlung von 8000 Männern und Frauen – Brüdern und Schwestern in Christus, wie ich hoffe – kenne ich sonst niemand. Und wie viele Christen kennen Sie, meine lieben Freunde, in Genf? Vielleicht nicht einmal drei, sondern nur zwei oder einen. Das ist für mich ein Beweis, daß die brüderliche Liebe heute so stark

ist wie zur Zeit der Apostel. So können wir im Heiligen Geist sagen, daß wir, die wir mit dem Blut und dem Geist des Herrn getauft sind, denselben Vater, denselben Sohn, denselben Geist und denselben Glauben haben und daß wir in der ganzen Welt eine geistliche Familie sind. Meine lieben Freunde, laßt uns in der Bruderliebe wachsen! . . .«

Während der schrecklichen Hungersnot unter den Webern in Lancashire predigte Spurgeon am 9. November 1862 über christliches Mitgefühl anhand von Hiob 30,25: »Ich weinte ja über den, der harte Zeit hatte, und meine Seele jammerte der Armen.« Seine Bitte um großzügige Hilfe begründete Spurgeon fünffach: (1) Sie sind an ihrem Unglück nicht selbst schuld. (2) Ihr Leiden ist durch die nationale Sünde der Sklaverei verursacht. (3) Sie haben ihr Leid mit größter Geduld getragen. (4) Ihr Leid ist sehr weit verbreitet. (5) Dankbarkeit gegen Gott sollte die, die es vermögen, bewegen, großzügig zu geben. Die Bitte war äußerst erfolgreich. Es wurden 776 £ gegeben, wohl das höchste Opfer, das im Tabernakel je für einen Zweck außerhalb der Gemeinde gegeben wurde, mehr sogar als die 700 £, die beim Buß- und Betttagsgottesdienst im Kristallpalast für die Opfer der Indischen Meuterei zusammengekommen waren.

Am 15. März 1863 hielt Spurgeon im Metropolitan Tabernakel die Predigt über 1. Samuel 7,12, die unter der Nummer 500 veröffentlicht wurde: »Da nahm Samuel einen Stein und setzte ihn zwischen Mizpa und Sen und hieß ihn Eben-Ezer und sprach: »Bis hierher hat uns der Herr geholfen.« Diese Predigt war autobiographisch und historisch und enthielt viele interessante Hinweise auf Gottes gnädige Durchhilfe, die die Gemeinde und ihr Hirte empfangen hatten.

Der in vieler Hinsicht denkwürdigste Gottesdienst fand am Sonntagmorgen, dem 5. Juni 1864, statt, als Spurgeon seine berühmte Predigt über die »Taufwiedergeburt« hielt.

Mehr als 10 Jahre später schrieb er über diese Predigt:

»Ich hielt die Predigt mit der klaren Erwartung, daß sie dem Absatz meiner Predigten deutlich Abbruch tun würde. Einem der Verleger sagte ich, daß ich den Absatz mit einem Schlag zerstören würde, aber daß ich diesen Schlag führen müsse, koste es was es wolle, denn die Last des Herrn war schwer auf mir. Ich habe mir sehr genau die Kosten überlegt und erwartete, manchen Freund und Mitarbeiter zu verlieren, und rechnete mit den Angriffen geschickter und ärgerlicher Gegner. Ich hatte in manchem recht, aber nicht, was den Absatz der Predigten anging. Der stieg sofort sprunghaft . . . Keine Wahrheit ist fester als diese: Man muß dem Weg der Pflicht folgen, wenn die Seele Frieden haben soll. Was das für Folgen hat, ist nicht wichtig. Wir müssen unser Gewissen rein hal-

ten, gleich was kommt. Gedanken an Einfluß und an die öffentliche Meinung wiegen dabei so leicht wie Federn. In weniger wichtigen wie in wichtigen Dingen habe ich deutlich gesagt, was ich dachte, und dadurch unzählige Tadel und Verdammungsurteile über mich gebracht. Aber das bedaure ich ganz und gar nicht, und in der Zukunft werde ich genauso offen sprechen wie in der Vergangenheit. Ich will keinen Anhänger behalten, weil ich ihn durch mein Schweigen im Unklaren gelassen habe. Und außerdem lieben die Menschen eine klare Sprache.«

Samuel Blow, damals Student am Predigerseminar, erinnerte sich noch gut an den Tag nach dieser gewaltigen Predigt:

»Montagsmorgens pflegte Spurgeon seine Predigten zu überarbeiten; nachmittags kam er zu uns in die Klasse und stellte Fragen in Geschichte und anderen Fächern. Es ging dabei immer sehr behaglich zu. Als er diesmal in den Raum kam und sich setzte, sagte er uns, daß er gerade seine Predigt überarbeitet habe und daß er sicher sei, daß sie, wenn sie gedruckt erscheine, große Unruhe und gewaltige Opposition hervorrufen werde. Er schlug deswegen vor, nicht den üblichen Unterricht zu halten, sondern die Zeit im Gebet zu verbringen. Und so haben wir den ganzen Nachmittag damit verbracht, für die Veröffentlichung dieser wichtigen Predigt, die die Theorie von der Taufwiedergeburt ad absurdum führt, um Gottes Segen zu flehen.«

Heute, nach mehr als dreißig Jahren (um 1900), ist es schwer, sich die Sensation vorzustellen, die das Erscheinen der Predigt hervorrief. Drei Wochen nach ihrer Auslieferung predigte Spurgeon über Hebräer 13,13: »So laßt uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen«, und dann erschienen in schneller Folge Sonderdrucke mit den Titeln wie »Kinder, gebracht zu Christus, nicht zum Taufbecken«, »So spricht der Herr«. Alle fanden enormen Absatz, und auf jede Äußerung folgte eine Antwort der anglikanischen Kirche. Spurgeon sammelte 135 Predigten und Pamphlete und band sie in einen großen Oktavband, und zweifellos sammelten auch andere; denn später kamen ihm Bände in die Hand, in denen er folgendes Vorwort las:

»Im Jahre 1864 warf der Rev. C. H. Spurgeon der Kirche von England im Blick auf Kindertaufe und Wiedergeburt den Fehdehandschuh hin; wenn überhaupt, dann sofort! Die daraufhin entbrannte theologische Auseinandersetzung war von beispielloser Härte. Das ganze religiöse London stürzte sich in den Kampf. Die Druckerpressen stöhnten unter der Last; die Schriften für und gegen in Prosa oder in Versen, ernsthaft oder lustig, sind kaum zu zählen.«

Spurgeons kirchliche Kritiker waren keine Liliputaner. Das zeigen ihre Namen wie auch Inhalt und Stil ihrer Entgegnungen. Aber auch

Spurgeon kämpfte nicht allein. Siebzehn Wochen lang belebte die Kontroverse die Spalten von *The British Standard*, die später einen Sonderdruck von 330 Seiten ergaben. Die Mitarbeit in der Evangelischen Allianz wurde ebenfalls tangiert, indem sich Spurgeon einige Jahre aus der Zusammenarbeit mit der Allianz zurückzog, nachdem ihn ein baptistischer Pastor wegen der bewußten Predigt angegriffen hatte. Doch er kam zurück und blieb dann bis zu seinem Heimgang im Vorstand der Allianz.

Der Gottesdienst am Sonntagabend des 31. Juli 1864 war für Spurgeon und zwei seiner Hörer sehr eindrücklich. Ein Mann aus Newington war durch Spurgeons Predigten bekehrt worden und besuchte regelmäßig die Gottesdienste im Tabernakel. Seine Frau, überzeugte Anglikanerin, war absolut dagegen, aber er kam trotz allem weiterhin.

An einem Sonntagabend, als ihr Mann zum Gottesdienst gegangen war, wurde ihre Neugier stärker als ihr Vorurteil, und so beschloß sie, den Prediger zu hören. Da sie nicht erkannt werden wollte, kleidete sie sich mit einem dichten Schleier und einem dicken Schal, zudem setzte sie sich auf die oberste Empore. Sie kam sehr spät, und als sie eintrat, sagte der Prediger gerade seinen Text an. Die ersten Worte, die sie hörte, paßten genau auf sie, zudem der Prediger, wie sie erklärte, genau auf sie zeigte und sagte:

»Komm herein, du Weib Jerobeams! Warum stellst du dich so fremd? Ich bin zu dir gesandt als ein harter Bote« (1. Könige 14,6).

Diese zufällige Übereinstimmung berührte sie noch stärker, als Spurgeon während der Predigt sagte:

»Wie ich so über den gelegentlichen Hörer spreche, geht es mir nicht aus dem Sinn, daß ich jemandes Porträt gezeichnet haben könnte. Ich denke, es sind einige unter uns, deren Charakter und Verhalten ich so genau beschrieben habe, daß sie wissen, daß sie gemeint sind. Und wenn du es bist, den ich beschrieben habe, dann schau dich nicht unter deinen Nachbarn um und sage: ›Das paßt auf jemand anderen.‹ Wenn die Beschreibung auf dich paßt, nimm sie an, und Gott möge sie in die Mitte deines Gewissens stellen, so daß du sie nicht loswerden kannst! . . . Ich vermute nicht, daß sich heute abend hier jemand verkleidet hat, obwohl auch das vorkommen kann: Der Arbeiter, der Angst hat, ausgelacht zu werden, kommt vielleicht verkleidet hierher. Und vielleicht auch der Pfarrer, dessen Gewissen nicht ruhig wäre, wenn er hier gesehen würde. Ganz gleich, wer du auch bist, ob verkleidet oder nicht, all das nützt nichts, wo Gottes Evangelium gepredigt wird. Er erkennt dich schnell und findet das Denken und Trachten des Herzens heraus. Er wird dich finden, und wie sehr du dich auch verkleidest, er wird dir zeigen, wer du wirklich bist.«

Als der Mann nach Hause kam, verriet ihm seine Frau ihr Geheimnis. Er müsse, sagte sie, Spurgeon irgendwie informiert haben, daß sie oben auf der Galerie des Tabernakels sei. Der gute Mann versicherte ihr, er sei unschuldig, konnte sie aber nicht überzeugen. Am nächsten Tag erzählte er dem Prediger, was für Schwierigkeiten er wegen dieses eigenartigen Erlebnisses seiner Frau gehabt hatte. Als Spurgeon von diesem Geschehen berichtet, erzählte er auch, daß er in der Exeter Hall einmal ganz plötzlich vom Thema abgewichen sei, in eine bestimmte Richtung gedeutet und gesagt habe:

»Junger Mann, die Handschuhe, die du trägst, sind nicht bezahlt. Du hast sie deinem Arbeitgeber gestohlen!«

Nach dem Gottesdienst bat ein junger Mann, bleich und sehr erregt, um ein Gespräch unter vier Augen mit Spurgeon. Er legte ein Paar Handschuhe auf den Tisch und sagte unter Tränen:

»Es ist das erste Mal, daß ich meinen Chef bestohlen habe, und ich werde es nie wieder tun. Sie werden mich doch nicht verraten. Meine Mutter würde es umbringen, wenn sie hört, daß ich ein Dieb geworden bin.« Der Prediger hatte aufs Geratewohl den Bogen gespannt, aber der Pfeil traf genau das Ziel, das Gott für ihn vorgesehen hatte, und der überraschte Hörer wurde auf diese eigenartige Weise vermutlich davor bewahrt, ein größeres Verbrechen zu begehen.

35. Predigten im Freien

Man kann sicher zu Recht behaupten, daß Predigen im Freien so alt ist wie das Predigen selbst. Wir dürfen sicher annehmen, daß Henoch, der »siebente nach Adam«, wenn er weissagte, keine andere Kanzel verlangte als den Hang eines Hügels, und daß Noah, der Prediger der Gerechtigkeit, bereit war, mit seinen Zeitgenossen in der Werkstatt zu argumentieren, in der er seine wunderbare Arche baute. Mit Sicherheit fanden Mose und Josua die geeignetsten Plätze, um zu gewaltigen Versammlungen zu sprechen, unter dem säulenlosen Bogen des Himmels; auf dem Feld bei Gilgal beendete Samuel eine Predigt bei Donner und Regen, wodurch der Herr das Volk zurechtwies und auf die Knie zwang. Elia stand auf dem Karmel und forderte das schwankende Volk heraus mit den Worten: »Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten?« Und Jona, ähnlichen Geistes Kind, ließ seinen Warnruf in den Straßen Ninives erklingen, und auf allen Plätzen der Stadt rief er: »Es sind noch vierzig Tage, so wird Ninive untergehen.« Um Esra und Nehemia zu hören, versammelte sich das ganze Volk wie ein Mann auf der breiten Gasse vor

dem Wassertor«. Überall im Alten Testament finden wir Beispiele von Predigten im Freien.

Unser Herr selbst, der ja noch viel mehr unser Vorbild ist, hielt die meisten Predigten auf dem Hang eines Berges, am Seeufer oder auf der Straße. Er war wirklich ein Freiluftprediger. Auch in der Synagoge schwieg er nicht, aber beim Predigen fühlte er sich auf einem Acker genauso wohl. Es ist uns von ihm keine Predigt in der königlichen Kapelle überliefert, wohl aber die Bergpredigt und die Feldpredigt. Die früheste und göttlichste Art des Predigens, geübt von dem, der »sprach, wie nie ein Mensch sprach«, war Predigen im Freien. Nach seinem Tode versammelten sich seine Jünger in geschlossenen Räumen, besonders dort im Obergemach. Aber viel häufiger predigten auch sie im Vorhof des Tempels oder wo sie sonst einen geeigneten Platz im Freien fanden.

Wenn ich den Ort für eine Predigt im Freien aussuchen könnte, würde ich entweder einen Ort wählen, wo das Gelände vor mir leicht ansteigt, oder eine offene Fläche, die hinten durch eine Mauer begrenzt wird. Natürlich muß zwischen der Kanzel und der Begrenzung im Hintergrund genügend Raum für die Hörer sein, aber ich will das Ende der Fläche sehen und nicht in den endlosen Raum hineinschreien. Ich kenne keinen schöneren Platz für eine Predigt im Freien als das Grundstück meines Freundes James Duncan in Benmore, wo ich auch tatsächlich viele Male gepredigt habe. Dort war ein tischebener Rasen, dahinter ansteigende Terrassen mit Tannen. Die Leute konnten entweder unten auf Stühlen sitzen oder es sich auf den grasbewachsenen Hängen so bequem wie möglich machen. So hatte ich den einen Teil der Gemeinde auf den Galerien über mir und den anderen Teil um mich herum. Meine Stimme stieg mühelos den Hang hinauf, und ich stelle mir vor: Hätten die Leute eine halbe Meile weit so gesessen, so hätten sie mich doch noch ohne Mühe hören können. Ich denke mir, daß Wesleys Lieblingsplatz Gwennap Pit ungefähr ähnlich gewesen sein muß. Es ist verständlich, daß Amphitheater und sanfte Hänge für Predigten im Freien schon immer beliebt waren.

Für jeden Sterblichen, Mann, Frau und Kind, ist frische Luft in großer Menge eine gewaltige Sache. Zweimal habe ich sonntags in Blairmore, nicht weit von Benmore, auf einem kleinen Hügel über der Küste gepredigt. Nachdem ich mit aller Kraft zu den Tausenden von Zuhörern gepredigt hatte, fühlte ich mich nicht halb so erschöpft wie oft, wenn ich vor nur ein paar hundert Menschen gepredigt hatte in irgendeinem schrecklichen Loch, das man Kapelle nannte. Daß ich in Blairmore nicht müde war, führe ich darauf zurück, daß dort niemand, der sich vor Zugluft fürchtete, die Fenster schließen konnte, und auch darauf, daß das

Dach dort so hoch war, wie der Himmel über der Erde ist. Ich bin überzeugt, daß man an einem Sonntag drei- oder viermal im Freien predigen kann und dabei weniger müde wird als bei *einer* Predigt bei schlechter Luft, in einem Raum aufgeheizt und vergiftet von menschlichem Atem und geschützt gegen jedes Eindringen frischer Luft.

In London sollte unbedingt mehr im Freien gepredigt werden. Wenn einige es auch nicht mögen, so werden andere doch gesegnet, wenn die Freiversammlungen richtig durchgeführt werden. Wenn das Evangelium gepredigt wird und wenn das in einem Geist der Liebe und der Wahrheit geschieht, ist am Nutzen nicht zu zweifeln. Das Brot, das man über das Wasser schickt, wird man nach langer Zeit finden. Aber die Wahrheit muß in einer Weise gepredigt werden, die des Hörens jetzt wert ist, denn Lärm allein schadet nur.

Ich kenne eine Familie, die an jedem Sonntagnachmittag durch das gräßliche Geschrei direkt neben ihrem Haus und durch das Geheule von »Sicher in Jesu Armen« um ihre Sonntagsruhe gebracht wird. Sie sind eifrige Christen, und sie würden denen, die sie so quälen, liebend gern helfen, wenn sie in dem gewaltsamen Schreien auch nur den geringsten Nutzen sehen könnten. Aber da sie selten einen Zuhörer sehen, so beklagen sie sich, daß sie um ihre wenigen Stunden der Ruhe gebracht werden, weil diese zwei guten Männer es für ihre Pflicht halten, einen lautstarken, aber völlig nutzlosen Gottesdienst durchzuführen.

Einmal sah ich einen Mann predigen, dessen einziger Zuhörer ein Hund war. Der saß auf seinem Schwanz und schaute ehrfürchtig sein Herrchen an. Es lag keiner im Fenster, es ging auch niemand vorbei, aber der Bruder und sein Hund waren auf ihrem Posten.

Einmal sah ich sogar einen ernstesten Deklamierer, vor dem ein Hut lag, voller Papiere. Aber nicht einmal ein Hund hörte zu. Ich hoffe, daß es wenigstens den Redner erleichtert hat. Aber trotzdem muß es als ein wesentlicher Teil der Predigt angesehen werden, daß jemand sie hört.

Vor vielen Jahren predigte ich in King Edward's Road in Hackney, damals noch offenes Gelände. Jedesmal war das Gedränge richtig gefährlich, die Massen schienen kein Ende zu nehmen, halb so viel wäre weniger gefährlich gewesen. Das Gelände ist inzwischen bebaut, genauso die Felder in Brixton, wo es so schön war, die hörende Menge zu sehen. Mit der seltenen Bürde belastet, daß sich zu viele drängten, mußte ich aufhören, in London im Freien zu predigen. Aber deshalb halte ich Predigten im Freien noch für genauso wichtig. Jeden Sonntag ist das Tabernakel voll. Mehr Zuhörer kann ich mir nicht wünschen, und deswegen predige ich nur außerhalb Londons im Freien. Aber für die Prediger, die nur ein kleines Gebiet erreichen und deren Zuhörerzahl klein ist, sind Freiversammlungen das Heilmittel, in London genauso wie außerhalb.

Mein Freund Mr. Abraham schuf einmal für mich bei Minster Lovell in Oxfordshire eine gewaltige Kathedrale, deren Überreste noch heute »Spurgeon-Tabernakel« genannt werden. Es war ein herrlicher Ort zum Predigen, eine Lichtung im dichten Wald von Wyclwood, die man auf durch das dichte Unterholz geschlagenen Wegen erreichte. Nie werde ich diese grünen Wege und die grünenden Wälle vergessen. Das innere Heiligtum war ein großes Quadrat, in dem das Unterholz geschlagen und die kleineren Bäume gefällt waren. Aber man hatte genügend junge Eichen stehen lassen, damit sie wuchsen und Schatten spendeten. Es war eine herrliche Kathedrale mit Säulen und Bogen. In ganz Europa habe ich kein Gebäude gesehen, das mit »meiner Kathedrale« zu vergleichen wäre. Der blaue Himmel war zu sehen, und gegen Abend lächelte uns die Sonne durch das Fenster an der Stirnseite zu. Es war wirklich eindrucksvoll, so unter dem gewölbten Firmament Gottesdienst zu feiern, fern vom Lärm der Stadt, da, wo alles um uns herum zur stillen Gemeinschaft mit Gott beitrug. Der Wald ist jetzt gerodet, und wir versammeln uns ein Stück weiter weg. Der Platz ist ziemlich ähnlich, nur bilden jetzt weite Felder die Grenze, nicht mehr der Wald. Nur die Säulen und das Dach meines Tempels sind geblieben, aber ich bin froh, wie die Druiden unter den Eichbäumen anbeten zu können. In einem Jahr hatte eine Taube ihr Nest genau über meinem Kopf gebaut. Und während ich predigte, flog sie hin und her, um ihre Jungen zu füttern. Warum auch nicht? Wo sollte sie sich mehr zu Hause fühlen als dort, wo der Gott der Liebe und der Fürst des Friedens angebetet wird? Natürlich ist es wahr, daß »meine Kathedrale« nicht wasserdicht ist, und was sich über die Gemeinde ergoß, war manchmal nicht nur die Gnade. Aber das hat auch seine Vorteile, denn es macht uns dankbar für jeden schönen Tag, und weil das Wetter so unsicher ist, wird um so mehr gebetet.

Einmal predigte ich während der Heuernte im Freien bei einem heftigen Gewitter über den Text: »Er wird zu uns kommen wie ein Regen, wie ein Spätregen, der das Land befeuchtet.« Mit Sicherheit hatten wir den Segen, und die Unbequemlichkeit. Ich war sehr feucht, und meine Hörer müssen durchnäßt gewesen sein. Aber sie hielten durch, und ich habe nicht gehört, daß jemandes Gesundheit gelitten hätte. Aber ich danke Gott, daß durch diese Predigt Seelen zu Jesus gebracht wurden. So durchnäßt zu werden schadet gelegentlich nicht, wenn man genügend angeregt ist. Aber wir dürfen keine Wunder einkalkulieren und so leichtsinnig planen, daß die Kranken sterben und die Gesunden krank werden könnten.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich in den Cheddar Cliffs gepredigt habe. Was für ein eindrucksvoller Ort! Welche Schönheit und Erhabenheit! Aber es bestand die Gefahr, daß durch Bewegungen der

höher in den Klippen Sitzenden Steine gelöst und auf die tiefer Sitzenden fallen würden. Deswegen würde ich dort nicht noch einmal predigen. Am Schluß der Predigt rief ich die mächtigen Felsen zu Zeugen an, daß ich das Evangelium den Menschen gepredigt hatte und daß sie Zeugen gegen sie sein sollten an jenem letzten Tage, falls sie die Botschaft ablehnen sollten. Viele Jahre später hörte ich von einem, dem der Heilige Geist diese Anrufung hat nützlich werden lassen.

Es wäre leicht nachzuweisen, daß die großen Erweckungen in der Regel von vielen Predigten im Freien begleitet waren, falls sie nicht gar davon ausgelöst waren. Die erste klare Verkündigung evangelischer Lehre mußte fast immer im Freien stattfinden oder in Gebäuden, die eigentlich nicht für Gottesdienste gebaut waren, weil die Kirche ja in der Hand des Papsttums war. Es ist wahr, daß Wycliff das Evangelium einige Zeit in der Kirche von Lutterworth predigte. Und Hus, Hieronymus und Savonarola hielten eine Zeitlang Predigten, in denen das Evangelium schon aufleuchtete, im Rahmen des kirchlichen Establishments. Aber sobald sie das Evangelium tiefer erfaßten und verkündigten, wurden sie auf andere Plattformen gezwungen. Als die Reformation noch ein Baby war, war sie wie der neugeborene Christus, und sie hatte keinen Ort, wo sie ihr Haupt hinlegen konnte. Aber Männer, den himmlischen Heeren vergleichbar, verkündeten ihre Botschaft unter freiem Himmel, wo die Hirten und das gemeine Volk sie gerne hörten. In ganz England stehen noch heute die »Evangeliumseichen«. In Addlestone in Surrey habe ich selbst unter den weitausladenden Ästen einer alten Eiche gesprochen, unter der John Knox das Evangelium während seines Aufenthaltes in England gepredigt haben soll.

Vor vielen Jahren predigte ich in Bristol im Freien. Besonders interessant für mich war dabei, daß ich jetzt das erlebte, was Whitefield dort vor langer Zeit erlebt hatte. Er sagte von einer seiner Predigten vor den Bergleuten von Kingswood: »Als erstes Zeichen, daß sie angesprochen waren, sah ich die weißen Linien, die die Tränen, die reichlich über ihre Backen flossen, auf ihre Gesichter malten, denn sie waren direkt aus der Grube zum Gottesdienst gekommen.« Auch meine Hörer waren Seeleute und Bergleute – Männer mit schwarzen Gesichtern, und als ich begann, über das Erlösungswerk Christi zu sprechen, sah ich, wie ihnen die Tränen die Backen hinunterliefen. Sie hoben ihre Hände hoch, als wollten sie etwas aus dem Gesicht wischen, aber in Wirklichkeit wollten sie ihre Tränen verbergen. Es berührte mich zu sehen, wie die rauhen Männer unter dem Evangelium zusammenbrachen, und ich stimme voll überein mit dem, was Whitefield über ähnliche Gottesdienste schrieb: »Der hohe Himmel über mir, die weiten Äcker vor mir und Tausende und Abertausende von Menschen, einige in Kutschen, einige auf Pfer-

den, andere in Bäumen und, auch so oft, alle in Tränen aufgelöst – und dazu manchmal noch die Feierlichkeit des hereinbrechenden Abends – das war fast mehr, als ich ertragen konnte. Und manchmal überwältigte es mich geradezu.«

Um zu ergänzen, was Spurgeon selbst über seine Predigten im Freien geschrieben hatte, schrieben viele Freunde aus verschiedenen Gegenden des Landes ihre Erinnerungen an unvergeßliche Gottesdienste nieder, aber nur wenige können hier Platz finden.

Ein begeisterter Bruder aus Wales stellte eine Liste der Freiversammlungen zusammen, bei denen Spurgeon in Wales gesprochen hatte. Viele müssen sehr eindrucksvoll gewesen sein. Die Menge war so groß, daß es schwer war, die Zahl der Teilnehmer genau zu berechnen. Von einer Versammlung heißt es: »Spurgeon schätzte, daß 28 000 Menschen anwesend waren.« Von einer anderen: »Man schätzte die Menge auf 30–50 000, Spurgeon auf 25 000.«

D. A. Doudney, 53 Jahre lang Herausgeber des *Gospel Magazine*, berichtet über den 12. Juli 1859, als Spurgeon in einem wunderschönen Tal zweimal zu großen Versammlungen predigte:

»Wir waren in einem lieblichen Tal versammelt. Es war umgeben von bewaldeten Hügeln, und an diesem Versammlungsabend war alles völlig still. Die Sonne, die den ganzen Tag hell geschienen hatte, ging im Westen unter. Die gewaltige Menschenmenge, die gebannt dem jungen Prediger zuhörte, war unvergeßlich eindrucksvoll. Obwohl Spurgeon während des Tages mit viel Kraft gesprochen hatte, gebrauchte er seine edle Stimme so, daß jeder ihn klar verstanden haben muß. Ich hatte nicht bemerkt, daß es an dem Ort ein deutliches Echo gab. Der Prediger hatte es aber offensichtlich bemerkt, und er benutzte es sehr wirkungsvoll: Als er zum Ende seines letzten Aufrufs kam, rief er, sehr überlegt und eindrucksvoll: »Ja, selbst die Natur bestätigt und wiederholt diese freundliche Einladung, denn auch sie sagt, wieder und wieder (hier hob er seine Stimme zu höchster Höhe und rief mit wunderbarer Stimmengewalt) Komm – Komm – KOMM.« Und sofort hallte das Echo von den Hügeln zurück über die atemlos stille Versammlung, wieder und wieder, bis es langsam verklang: Komm – Komm – Komm. Die Hörer waren wie elektrisiert, und wohl keiner wird je diesen Moment vergessen.«

William Cuff schreibt von einem Gottesdienst auf den Wiesen von Naunton in den Cotswold Hills:

»1862 hörte ich Spurgeon zum erstenmal im Freien predigen, und zwar in Naunton, 18 Meilen von Cheltenham. Ich war noch jung, hatte mich gerade zu Gott bekehrt. Natürlich hatte ich von dem berühmten

Mann schon gehört, und voller Neugier und Erwartung ging ich, um ihn zu hören. Der Gottesdienst fand auf einer lieblichen Wiese statt, durch die sich der berühmte Naunton Brook schlängelte. Es war ein herrliches Wetter, und von überall her kamen die Menschen, Menschen aller Klassen. Auf den Feldern ruhte die Arbeit, viele kamen in ihrem Arbeitszeug. Überall waren Pferde angebunden, und die Straße schien von allen Arten von Fahrzeugen blockiert zu sein, vom vierrädrigen Frachtwagen bis zum gedeckten Einspanner. Ein Frachtwagen war die Kanzel. Schon lange vor Beginn hatten sich Tausende versammelt. Wir waren voller Erwartung, und deshalb beteten wir eifrig darum, daß Gottes rettende Macht über Prediger und Hörern sei. Ein alter Mann neben mir betete fast die ganze Zeit, die wir warteten. Als Spurgeon dann aufstand, um zu beginnen, sprach der alte Christ ein inbrünstiges »Amen« und »Herr, hilf ihm.« Das begeisterte mich.

Nie werde ich Klang und Ton dieser wohlklingenden und doch kraftvollen Stimme vergessen, als die Worte »Laßt uns beten« uns erreichten. Eine tiefe und heilige Stille fiel über die Menge. Das Gebet war einfach, kurz und machtvoll. Jedes Wort war zu hören, jeder Ton zu fühlen. Es hob die Menge in die Nähe Gottes und verwandelte die Wiese in Gottes Haus. Sünder müssen gezittert und Heilige gejubelt haben vor der Gegenwart und Macht Gottes. Aber das Gebet war ruhig und maßvoll. Genauso die Predigt. Spurgeon sah ganz und gar nicht erregt aus, er stand da wie immer, der Meister jeder Versammlung. Die Schriftlesung und die erklärenden Worte waren gewaltig, aber dabei einfach und ohne Pathos. Dann noch ein Gebet, nicht lang, aber mit der eindringlichen Bitte, daß hier und jetzt Seelen gerettet werden möchten. Dann Apostelgeschichte 14,9.10: »Der hörte Paulus reden. Und als er ihn ansah und merkte, daß er glaubte, ihm möchte geholfen werden, sprach er mit lauter Stimme: Stelle dich aufrecht auf deine Füße! Und . . . er sprang auf und wandelte« und die Predigt über diesen Text.

Und wie er predigte! Seine reiche und klangvolle Stimme schien weicher und wohlklingender als je, als sie über die große Zuhörerschaft tön- te in ihrem wohlklingenden Rhythmus, fallend und steigend, stärker und schwächer werdend. Seine Stimme riß die Zuhörer mit und brachte die Massen in Bewegung, hallte über den Rasen, und die Hügel über dem Tal warfen den Ton mit göttlicher und menschlicher Majestät zu- rück, denn der Herr war da. Es war der Himmel auf der Erde, dort zu sein. Jetzt ist alles nur noch Erinnerung. Aber wie lebendig sie ist! Sie gehört zu den kostbarsten Schätzen meines Lebens. Was ich erlebte, be- wegte mich bis in die Tiefen meiner Seele und in dem Augenblick gelob- te ich, daß ich Jesus Christus predigen würde wie er, falls es mir möglich wäre.«

36. Das Predigerseminar, 1861–1878

1861 zogen die Studenten aus George Rogers Haus in die Klassenräume des Tabernakels um. Spurgeon nahm sehr bald die Gelegenheit wahr, die Arbeit des Seminars seiner Gemeinde stärker als vorher nahezubringen. Am Sonntagmorgen, dem 19. Mai 1861, erinnerte Spurgeon an den Zweck der Opfersammlung und sagte:

»Es ist wohl wünschenswert, daß ich einiges über unsere Einrichtung zur Ausbildung junger Männer für den geistlichen Dienst sage. Vor fünf oder sechs Jahren erweckte einer der jungen Männer unserer Gemeinde bei mir den Eindruck, daß er ein erfolgreicher Prediger werden könnte, wenn er eine gute Ausbildung bekäme. Mit der Hilfe zweier Freunde entschloß ich mich, ihn aufzunehmen, für geeigneten Unterricht zu sorgen und ihn für den geistlichen Dienst auszubilden. Dieser Bruder erwies sich als so geeignet, daß ich einen weiteren aufnahm, und noch einen, und noch einen, und noch einen. Bis heute war ich zugleich Vorstand, Sekretär, Schatzmeister und Spender. Von ein oder zwei Ausnahmen abgesehen, habe ich die Sache nicht einmal erwähnt. Ich war es zufrieden, alles von meinem Einkommen, was für meinen eigenen Haushalt nicht unbedingt nötig ist, dafür auszugeben, um alle geeigneten jungen Männer, die mir begegnen, zu Dienern des Kreuzes Christi auszubilden. Sieben von ihnen stehen schon im Dienst, alle sind sehr erfolgreich. Sie werden vielleicht nie berühmt, aber sie sind gute Prediger geworden. Ich denke, es gibt keine anderen sieben Prediger im ganzen Bund der Baptistengemeinden, die in den Jahren ihres Dienstes so viele Menschen zum Glauben und zur Gemeinde geführt haben. Ihre Gemeinden sind in der Regel in Dörfern und nicht in Städten. Ich bin dann so geführt worden, daß ich die Zahl meiner Studenten weiter erhöhte, so daß ich jetzt etwa sechzehn junge Männer zu unterhalten und auszubilden habe. Außerdem sind da noch eine ganze Anzahl Brüder, die weiter ihrem Beruf nachgehen und ihre Ausbildung an den Abenden empfangen. Da wir nun als Gemeinde mehr Raum haben, schlage ich vor, daß alle Gemeindeglieder, deren Schulbildung unzureichend ist, hier eine grundlegende englische Bildung bekommen können. Wenn sie dann die Fähigkeit öffentlichen Sprechens entwickeln, sollen für sie, ohne daß sie ihren Beruf aufgeben, weiterführende Klassen eingerichtet werden. Sollten sie sich aber von Gott zum geistlichen Dienst berufen fühlen, dann bin ich bereit, wenn sie nach meinem und meiner Freunde Urteil geeignet sind, sie zwei Jahre gesondert auszubilden, so daß sie das Wort verkündigen können und so gut ausgebildet sind, wie das in einer so kurzen Zeit möglich ist. Ich weiß, daß ich zu diesem Dienst gerufen bin,

und manchmal hat die göttliche Vorsehung mich auf die überraschendste Weise mit den nötigen Mitteln versorgt.«

Nach dieser Information gingen beträchtliche Gaben für die Arbeit des Seminars ein, und die Gemeinde stellte sich öffentlich zu dieser besonderen Berufung ihres Pastors. Dies wurde in einem Beschluß der Gemeinde vom 1. Juli 1861 so ausgedrückt: »Dieses gute Werk war bisher eher der Dienst einzelner für den Herrn als ein Dienst, an dem die ganze Gemeinde beteiligt war. Aber hiermit erkennt die Gemeinde diesen Dienst als Bestandteil ihres Dienstes am Evangelium an, verspricht finanzielle Hilfe und anhaltendes und ernsthaftes Gebet.«

Spurgeon, der Direktor des Seminars, sprach von ihm oft als von »seinem Erstgeborenen, seinem liebsten Kind«. Auf den folgenden Seiten setzen wir diesen Bericht mit Spurgeons eigenen Worten fort:

»Für unser Seminar ist es eine große Hilfe, daß es mit einer aktiven und lebendigen christlichen Gemeinde verbunden ist. Wenn die Verbindung zu solch einer Gemeinde den geistlichen Pulsschlag eines Studenten nicht beschleunigt, dann ist das sein eigener Fehler. Es ist eine ernste Belastung für das geistliche Leben eines Studenten, wenn ihm während seines Studiums die Gemeindegarbeit und die Gemeinschaft mit erfahreneren Christen fehlt. Am Seminar können sich unsere Brüder, wie sie es auch jeden Tag tun, nicht nur untereinander zum Gebet treffen, sie können auch die täglichen Gebetsversammlungen der Gemeinde besuchen und sich an ihrer Arbeit beteiligen. Durch das Leben in einer Gemeinde, die trotz ihrer Fehler ein wahrhaft lebendiger, eifriger und wirksamer Organismus ist, gewinnen sie neues Verständnis und gute Gewohnheiten. Schon allein Gemeindeorganisation und Gemeindegarbeit solchen Ausmaßes zu sehen und am gemeinsamen Gebet und an der gegenseitigen Liebe Anteil zu haben, muß für Menschen, die den rechten Sinn haben, eine große Anregung sein. Es tut mir gut, wenn ich die Studenten sagen höre, daß sie gewarnt worden seien, während ihres Seminarstudiums ihr geistliches Leben nicht zu verlieren. Das Gegenteil ist eingetreten: Durch ihre Gemeinschaft untereinander und mit den vielen gottesfürchtigen Männern und Frauen, mit denen sie in Berührung kommen, ist ihre Frömmigkeit tiefer und weiter geworden. Der Rahmen, in dem unser Seminar arbeitet, ist dem Wachstum in der Gnade besonders günstig, und wir sind glücklich, daß unser Seminar solch einen Rahmen hat.

Daß meine ersten Studenten ohne Schwierigkeiten Einsatzplätze fanden und als Seelengewinner so erfolgreich waren, ermutigte mich, mehr Studenten aufzunehmen; aber ihren Unterhalt bezahlte ich aus meinem eigenen Einkommen. Der gute Absatz meiner Predigten in Amerika und die sparsame Haushaltsführung meiner Frau ermöglichten es mir, 600

bis 800 £ für diese meine Lieblingsarbeit auszugeben. Aber weil ich die damals noch in den Staaten übliche Sklaverei verurteilte, vertrockneten alle meine Einkünfte aus diesem ›Bach Krith‹. Soviel ich konnte, zahlte ich aus meinen Einkünften, und ich beschloß, alles auszugeben und das Ende meiner Mittel als Stimme des Herrn zum Aufhören anzusehen, denn ich bin fest überzeugt, daß es keinerlei Grund gibt, Schulden zu machen. Einmal war ich so weit, daß ich Pferd und Wagen verkaufen wollte, obwohl diese für meine Predigtstätigkeit unbedingt nötig waren. Mein Freund Mr. Rogers wollte davon nichts wissen und lieber selbst finanzielle Nachteile haben. Dann habe ich meinen Leuten von der Sache erzählt, es gab wöchentliche Kollekten, aber sie erbrachten so wenig, daß es kaum der Rede wert war. Ich hatte nur noch ein Pfund, als ein Brief von einer Londoner Bank kam, daß eine Dame, deren Name ich nie erfahren habe, 200 £ für die Ausbildung junger Männer zum geistlichen Dienst eingezahlt habe. Wie sprang da mein Herz vor Freude! Damals und immer seitdem habe ich mich auf die gütige Fürsorge des Herrn geworfen, den ich von ganzem Herzen mit dieser Arbeit verherrlichen wollte. Einige Wochen später wurden bei der gleichen Bank von einem anderen Geber weitere 100 £ eingezahlt. Kurz danach begann ein Diakon der Tabernakel-Gemeinde ein jährliches Essen für die Freunde des Seminars zu geben, bei dem Jahr für Jahr beträchtliche Summen gespendet wurden. Aus Anlaß der Drucklegung meiner fünfhundertsten wöchentlichen Predigt gaben meine großzügigen Verleger Passmore und Alabaster auch ein Essen, das 500 £ einbrachte. Jeden Monat wuchs das Seminar, die Zahl der Studenten nahm sehr schnell zu. Bekannte und unbekannte Freunde von nah und fern gaben wenig oder viel, und so wuchs mit den Bedürfnissen des Seminars auch sein Einkommen. Dann machte ein anderer Diakon die wöchentlichen Kollekten zu seinem besonderen Anliegen, die so eine Quelle regelmäßiger Einkünfte wurden. In den Jahren gab es schwere Prüfungen meines Glaubens. Aber nach einer Zeit der Knappheit (wirkliche Not gab es nie), griff der Herr immer ein und schickte mir große Summen (einmal sogar £ 1000) von unbekanntem Spendern.«

Im allgemeinen waren die jungen Männer, die ins Seminar kamen, darauf aus, ihre Zeit so gut zu nutzen, wie es eben ging, aber gelegentlich hatten wir auch einen faulen Studenten, der versuchte, sich um die Arbeit zu drücken. Einer, der sich durch das Unverständnis der Vorrechte, die ihm gewährt wurden, besonders auszeichnete, hatte ein Erlebnis, das ihn zu einem traurigeren und weiseren Mann hätte machen können; ich bin aber durchaus nicht sicher, daß es eines oder beides bewirkt hat. Wenn die anderen Brüder, die im selben Haus wohnten, sich auf den Unterricht vorbereiteten, störte er sie oft mit Fragen nach der Überset-

zung von einfachen Wörtern, die er hätte bestens beherrschen müssen. Als er einen der Brüder nach der Bedeutung des lateinischen Wortes *omnibus* fragte, beschloß dieser, ihn von seiner Unsitte zu kurieren. Der junge Spaßvogel sagte: »Das ist ganz einfach: *omi* = 26, *bus* = tragen, also ein Fahrzeug, das 26 Personen befördern kann. In jedem Omnibus siehst du ja auch ein Schild: Höchstzahl der Fahrgäste 26.« Am nächsten Morgen geschah es, daß Mr. Gracey den faulen Seminaristen genau den Absatz übersetzen ließ, in dem das Wort *omnibus* vorkam. Und der übersetzte *omnibus* so, wie er es am Vorabend gelernt hatte. Das Ergebnis kann man sich besser vorstellen als beschreiben . . . War dieser Mann auf einem Gebiet nicht gerade fleißig, so war er's in anderer Hinsicht unübertroffen, denn er verlobte sich mit drei jungen Damen zur gleichen Zeit. Ich bat ihn zu mir und suchte ihm klarzumachen, daß er sich entscheiden müsse, und hoffte, die anderen beiden Damen würden ihn verklagen, aber nichts geschah. Es sah zunächst so aus, als täte er einen guten Gemeindedienst, doch dann verließ er uns.

Mit Diakonen, die für ihre Gemeinden einen Prediger suchten, hatte ich einige lustige Erlebnisse. Einer bat mich, einen Studenten zu schicken, der »die Kapelle füllen könnte«. Ich antwortete, daß ich keinen hätte, der groß genug sei, und fügte hinzu, daß es die Aufgabe der Gemeinde ist, den Saal zu füllen. Aber ich könne wohl einen Bruder senden, der sein Bestes geben würde, die Kanzel zu füllen und das Evangelium treu zu predigen. In seinem nächsten Brief erklärte der Diakon, daß es genau das wäre, was die Gemeinde wünschte. Er hätte sich nur nicht klar genug ausgedrückt.

An einem Ort, wo ein Student – ein Bruder mit nicht geringen Fähigkeiten – gepredigt hatte und gern gehört worden war, informierte man ihn, daß man ihn zum Pastor berufen hätte, wenn er größer gewesen wäre. Ich kann ihm keine Vorwürfe machen, daß er darauf antwortete: »Hätte Mr. Spurgeon gewußt, daß Sie Masse statt Gehirn suchen, hätte er Ihnen einen Ochsen geschickt!« Er hätte ihnen auch sagen können, daß sie, wenn sie auf Quantität statt Qualität schauten, vielleicht dann einen Esel würden unterhalten müssen!

Die Leiter einer kleinen Landgemeinde baten mich um einen Hirten. Aber das Gehalt, das sie zu zahlen bereit waren, war so niedrig, daß ich auf ihre Anfrage antwortete: »Der einzige, der mir bekannt ist und von diesen Einkünften leben könnte, ist der Engel Gabriel. Er würde weder Geld noch Kleidung brauchen. Jeden Sonntag könnte er morgens vom Himmel herabkommen und abends dorthin zurückkehren. Ich schlage vor, daß Sie ihn als Prediger berufen.«

Der Diakon einer anderen Gemeinde, die einen Hirten suchte, schickte mir eine so lange Liste der notwendigen Qualifikationen, die der

Mann haben müsse, daß ich ihnen empfahl, einen großen Bogen Packpapier zu nehmen und einen Prediger vom gewünschten Format auszuschnitten. Sie könnten sich auch um die Dienste des hervorragenden Dr. Soundso bemühen, der schon eine ganze Reihe Jahre in der Herrlichkeit ist, denn ich könne mir sonst niemanden vorstellen, der den Ansprüchen einer so gewichtigen Kirche und ihrer Diakone entsprechen könnte. Wie einer der anderen Diakone schrieb auch er noch einmal. Und da sein zweiter Brief vernünftiger war als der erste, konnte ich ihm einen Bruder empfehlen, mit dem die Gemeinde offensichtlich sehr zufrieden war.

Was die Bewerber für den geistlichen Dienst angeht, so muß ich mir bei manchen ein Urteil bilden, ob es ratsam ist, sie in ihrem Bestreben, Pastor zu werden, zu fördern. Das ist eine große Verantwortung. Natürlich habe ich nicht zu entscheiden, ob jemand Pastor wird; mein Ziel ist es nur, daß ich feststelle, ob das Seminar ihm bei der Verwirklichung seines Wunsches helfen soll oder nicht. Einige unserer freundlichen Nachbarn werfen mir vor, ich hätte eine »Pastorenfabrik«, aber das ist nicht wahr. Ich habe nie versucht, einen Mann zum Geistlichen zu machen, und wollte ich es versuchen, es würde mir mißlingen. Ich nehme niemand ins Seminar auf, der nicht schon im geistlichen Dienst steht. Es käme der Wahrheit näher, würde man mich einen »Pastorenkiller« nennen, denn eine beträchtliche Anzahl von Kandidaten verdanken mir das frühe Ende ihrer Karriere; und ich habe deswegen ganz und gar kein schlechtes Gewissen. Oft war es eine harte Arbeit, einen hoffnungsvollen jungen Bruder zu entmutigen, der um Aufnahme ins Seminar bat. Mein Herz neigte immer zu größtem Entgegenkommen, aber meine Verantwortung gegenüber den Gemeinden zwang mir strenge Maßstäbe auf. Wenn ich, nach Anhören des Bewerbers, nach dem Lesen seiner Empfehlungen und nach seinen Antworten auf meine Fragen überzeugt war, daß der Herr ihn nicht berufen hatte, dann mußte ich es ihm sagen.

Bei einem Bewerber hatte ich ein eigenartiges Erlebnis. Sein Pastor hatte ihm einen unverschlossenen Brief mitgegeben, in dem er ihn warm als einen Mann empfahl, der zum geistlichen Dienst berufen ist. Aber in einem anderen Brief, den ich mit der Post erhielt, schrieb mir derselbe Pastor, daß der junge Mann wohl nie ein Prediger werden würde und daß er die Empfehlung nur geschrieben habe, weil sein Vater der führende Diakon der Gemeinde sei und er fürchte, daß er ihn beleidige, wenn er die Wahrheit sagte. Ich fand es ungerecht, mir die Last aufzulegen, den jungen Mann abzuweisen. So gab ich ihm, als er kam, den Brief und überließ es ihm und seinem Vater, die Sache mit ihrem Pastor so gut wie möglich zu regeln.

Körperliche Mängel stellen bei einigen fähigen Männern die Eignung in Frage. Ich möchte nicht Menschen nach ihrem Äußeren beurteilen, aber die Körpergestalt eines Mannes ist für seinen Dienst nicht unwichtig, und ich bin überzeugt, daß der allweise Schöpfer einen Menschen mit zu kleinem Brustkorb und Schultern, die einander fast berühren, nicht zu regelmäßigem Predigen geschaffen hat. Hätte er gewollt, daß er regelmäßig öffentlich spricht, hätte er ihm einen Brustkorb gegeben, der den nötigen Stimmumfang ermöglicht. Ein Mann, der keinen Satz ohne Schmerzen zu Ende führen kann, wird kaum berufen sein, »laut zu schreien ohne aufzuhören«. Brüder mit mißgebildetem Mund und unzulänglicher Aussprache sind normalerweise nicht geeignet, das Evangelium zu predigen. Das gleiche gilt für Brüder ohne Gaumen oder mit unvollständigem Gaumen. Einmal bewarb sich ein Bruder um Aufnahme ins Seminar, dessen Kiefer sich, für ihn peinlich und schmerzhaft, hin- und herbewegte, was auf sein Gegenüber jedoch äußerst komisch wirkte. Sein Pastor empfahl ihn als einen geheiligten jungen Mann, durch den schon einige zu Christus gefunden hatten, und er hoffte, daß ich ihn aufnehmen würde. Aber ich konnte das so nicht sehen. Ich hätte ihn während einer Predigt nicht ansehen können, ohne mich der Komik dieses Gebrechens entziehen zu können, und ich vermute, neun von zehn seiner Hörer wären noch empfindlicher als ich. Mir fiel die schmerzhaft Aufgabe zu, einen Mann mit einer zu großen Zunge, die seinen Mund ausfüllte und seine Stimme undeutlich machte, einen anderen ohne Zähne, einen Stotterer und einen, der nicht alle Laute aussprechen konnte, mit der Begründung abweisen zu müssen, daß Gott ihm nicht die nötigen körperlichen Voraussetzungen gegeben habe.

Ein Bruder – nein, zehn, zwanzig, hundert Brüder – waren sicher, daß sie zum Dienst berufen waren – weil sie in allen anderen Berufen versagt hatten! Ein typisches Beispiel:

»Zuerst tat man mich in das Büro eines Rechtsanwaltes, aber ich konnte die Enge nicht ertragen und kam auch mit dem Studium der Gesetze nicht klar. Gottes Vorsehung versperrte mir den Weg, denn ich verlor meine Stelle.«

»Und was haben Sie dann getan?«

»Ich wurde veranlaßt, einen Gemüseladen aufzumachen.«

»Waren Sie dabei erfolgreich?«

»Nun ja, ich denke nicht, daß ich zum Kaufmann geboren bin. Auch da schien der Herr meinen Weg zu versperren, ich kam in große Schwierigkeiten. Seither habe ich ein wenig als Vertreter einer Lebensversicherung gearbeitet, habe versucht, eine Schule anzufangen, auch etwas Tee zu verkaufen, aber alle Wege scheinen mir verschlossen, und etwas in mir vermittelt mir das Gefühl, daß ich ein Prediger sein sollte.«

Dann pflegte ich zu antworten: »Ach ja. In allem sind sie gescheitert, und da denken Sie, der Herr habe Sie besonders für seinen Dienst begabt. Aber ich fürchte, Sie haben nicht bedacht, daß für diesen Dienst die fähigsten Männer gebraucht werden, und nicht die, die nichts anderes tun können.« Ein Mann, der als Prediger erfolgreich ist, würde wahrscheinlich als Gemüsehändler oder Rechtsanwalt genauso erfolgreich sein. Ein wirklich guter Prediger würde in jedem Beruf gut sein. Wenn jemand eine Gemeinde über viele Jahre hin zusammenhalten und ihr an Hunderten von aufeinanderfolgenden Sonntagen zum Segen sein will, dann gibt es kaum etwas anderes, das er nicht schaffen würde. Er muß vielerlei Fähigkeiten haben und darf beileibe kein Dummkopf oder Tölpel sein. Jesus Christus verdient es, daß die Besten sein Evangelium predigen, nicht die Unfähigen und nicht die mit leeren Köpfen.

Ich glaube tatsächlich, daß einige in ihrer Hirnschale da eine Mulde haben, wo eigentlich ein Höcker sein sollte. Ein junger Mann gab sich alle Mühe, ins Seminar aufgenommen zu werden, aber sein Verstand hatte so eigenartige Windungen, daß er Dinge nur verkehrt herum zusammenbringen konnte. Er schrieb sogar ein Buch, und als ich es las, stellte ich sofort fest, daß die Geschichten und Vergleiche alle von mir stammten. Aber er hatte keine Geschichte so erzählt, wie er es hätte müssen. Er erzählte die Geschichten, als wären es gar keine. Worum es mir ging, das ließ er jedesmal sorgfältig weg. Ich war natürlich froh, diesen Bruder nicht in unserem Seminar zu haben. In Sachen Mängel wäre er ein Schmuckstück gewesen, aber wir kommen gut ohne solchen Schmuck aus, zudem haben wir schon eine gute Sammlung dieser Art.

Neben den Brüdern, die sich um Aufnahme ins Seminar bemühen, fragen mich andere um Rat, ob sie predigen sollen oder nicht, und oft habe ich mich in der Rolle des Orakels von Delphi gefühlt – weil ich keinen falschen Rat geben wollte, konnte ich überhaupt kaum einen geben. Ein Bruder schrieb mir, dessen Pastor ihm gesagt hatte, er solle nicht predigen. Er fühlte aber, daß er doch predigen müsse. Ich dachte, folgende Antwort wäre sicher richtig: »Mein Bruder, wenn Gott Ihren Mund geöffnet hat, kann der Teufel ihn nicht schließen, wenn aber der Teufel ihn geöffnet hat, dann bete ich zu Gott, daß ER ihn sofort schließt.« Einige Zeit später predigte ich außerhalb Londons. Nach dem Gottesdienst kam ein junger Mann zu mir und bedankte sich für die Ermutigung, weiter zu predigen. Ich wußte nicht sofort, wer er war, also erinnerte er mich an den ersten Teil meiner Antwort: »Aber«, sagte ich, »ich habe Ihnen auch geschrieben, falls der Teufel Ihren Mund geöffnet habe, möge der Herr ihn schließen.« »Ja«, rief er aus, »der zweite Teil Ihrer Antwort betraf nicht mich.«

Von Anfang an sorgte ich dafür, daß die Studenten auch naturwissen-

schaftlichen Unterricht erhielten, und manche dankten mir später dafür – nicht allein für die Kenntnisse, die sie da erworben hatten, sondern auch für das weite Feld von Beispielen, das da vor ihnen ausgebreitet lag. Die Astronomie gab ein besonders gutes Illustrationsmaterial für die Wahrheit der Schrift. Aber auch für die Studenten selbst war dieses Studium hilfreich. Ich denke da besonders an einen Bruder, dem wir schließlich gar nicht mehr zutrauten, daß bei ihm irgend ein Stück Wissen haften bliebe. Wir hatten ihn aufgegeben. Trotzdem führte ich ihn in die Lektüre eines kleinen Buches mit dem Titel *Der junge Astronom* ein. Später sagte er zu mir, ihm sei beim Lesen dieses Buches gewesen, als sei in seinem Kopf etwas aufgebrochen oder als habe sich da irgend etwas reguliert. Und tatsächlich begann er jetzt alles nachzuholen; ich hatte den Eindruck, sein Schädel expandiere, und was er eigentlich in seiner Kindheit hätte erleben müssen, brachte jetzt die wunderbare Kraft der Gedanken zustande, die vom Studium der Astronomie ausgelöst wurden.

Bei einigen Studenten, die scheinbar nicht einmal die Grundlagen der Naturwissenschaften begriffen, fiel mir auf, daß der Heilige Geist sie das Wort Gottes gelehrt hatte und es ihnen darin an klarem Verständnis nicht fehlte. Wenn wir ein Kapitel eines alten Buches der puritanischen Väter lasen oder in die Tiefe der Theologie hinabtauchten, gaben mir diese Brüder die besten Antworten der ganzen Klasse. Und wenn wir uns mit kontroversen Themen beschäftigten, dann waren sie ihren Gegnern sofort überlegen, weil sie das Wort Gottes wirklich kannten. Der Geist hatte sie die Dinge Christi gelehrt, wenn auch nichts anderes.

Wohl 14 Jahre lang wurde der Seminarunterricht in verschiedenen Räumen des Tabernakels gehalten, aber die wachsenden Zahlen ließen die Räumlichkeiten unzureichend werden. In den 1870er Jahren erwarb man von der Anglikanischen Kirche ein Stück Land in der Nähe des Tabernakels. In der für ihn typischen Weise berichtete Spurgeon der Jährlichen Konferenz, daß er den Garten des anglikanischen Pfarrhauses hinter dem Tabernakel erworben habe, um dort Freikirchler anzupflanzen. Das Seminargebäude wurde dann ein wichtiger Teil der Anlage des Tabernakels. Das neue Gebäude kostete samt Möblierung £ 15000, die Spurgeon weitgehend selbst zusammenbrachte.

Bis Ende 1878 waren am Seminar über 500 Studenten ausgebildet worden. Von ihnen waren 25 schon gestorben. Von den 450, die als baptistische Pastoren, Evangelisten und Missionare arbeiteten, füllten nicht ganz 300 die zugesandten statistischen Formulare aus. Sie hatten 1878 3600 Menschen getauft, und ihre Gemeinden waren in den letzten 14 Jahren um 33319 Glieder gewachsen. Die Absolventen des Seminars

hatten ihren Weg in alle vier Himmelsrichtungen gefunden, und das Gebet Spurgeons, daß der Missionsgeist wachsen möge, war erhört worden, denn einige waren nach Indien, China, Japan, Afrika, Spanien, Italien, Westindien und Südamerika gegangen. Hinzu kam noch eine beträchtliche Anzahl, die in Australien, Neuseeland, Kanada und USA arbeiteten.

Auch während des Urlaubs, wenn Spurgeon Ruhe und neue Spannkraft suchte, blieb er im Gespräch mit den Studenten. So schrieb er 1874 aus Mentone:

Geliebte Brüder,

auch in meiner Abwesenheit höre ich nicht auf, an Euch zu denken, denn Ihr alle seid in meinem Herzen, Ihr, die Hoffnung der Kirche, die kommenden Wohltäter der Welt. Ich bin sicher, daß Ihr alle gewissenhaft studiert und keine Stunde verschwendet. Eure Studienzzeit ist so knapp, und so viel wird von Euch verlangt und erwartet, daß ich Euch anflehe: Seid Männer! Jeder genutzte Augenblick ist kostbar und wird sich später hundertfach auszahlen. Wir haben es nicht mit durchschnittlichen Widersachern zu tun. Sie sind gut gerüstet und geschult. Wir vertrauen alle auf den Herrn und gehen nur mit Schleuder und Kieseln in den Kampf; aber mit dieser Schleuder müssen wir so lange üben, daß wir das Ziel nicht um Haaresbreite verfehlen. Es war keine ungeschickte Hand, die den Stein zwischen Goliaths Brauen schleuderte. Laßt Euch vom Teufel nicht täuschen, wenn er Euch einreden will, Ihr könntet Euch ruhig auf die faule Haut legen, da ja der Herr am Werk sei. Das traue ich aber auch dem letzten von Euch wieder nicht zu.

Brüder, besteht um des Herrn willen auf einem hohen geistlichen Niveau, und mag Euch der Heilige Geist auch dazu befähigen! Lebt in Gott, damit Ihr für Gott leben könnt! Laßt die Kirche sehen, daß ihre Studenten ausgewählte Männer sind. Ich verlasse mich darauf, daß Ihr während meiner Abwesenheit überall in den Bibelstunden und Erweckungsversammlungen mit aller Kraft helft. Nichts wird mir größere Freude machen als die Bestätigung, daß der Herr einige von Euch dazu geführt hat, mich im Dienst zu vertreten.

Es geht mir besser. Hier, in diesem immerwährenden Frühling, wo beständig Blumen welken und blühen, wirkt die milde Sommerluft wie Öl auf meine Knochen.

Seid alle mit herzlicher Liebe begrüßt, und besonders Eure Lehrer und der ehrwürdige Rektor! Ihm und Euch allen gute Wünsche! Mein lieber Bruder wird Euch all das sein, was ich sonst gewesen wäre, und Ihr werdet für ihn beten wie auch für mich.

Euer Euch liebender Freund

C. H. Spurgeon.

37. Der Segen der gedruckten Predigten

Selten vergeht ein Tag und nie eine Woche, ohne daß ich Briefe aus den verschiedensten Orten bekomme, sogar vom Ende der Welt, die mir die gute Nachricht bringen, daß durch die eine oder andere meiner gedruckten Predigten Seelen gerettet wurden.

In diesem Kapitel kann nur von einem sehr kleinen Teil solcher Segnungen berichtet werden, die durch die Veröffentlichung von Spurgeons Predigten bewirkt wurden. Von diesen Segnungen gibt es so viele Berichte, daß diese Berichte allein schon ein Buch füllen könnten.

Von einem solchen Segen wird im Eröffnungsjahr des Tabernakels im Protokollbuch unter dem 20. November 1861 der Gemeinde berichtet:

»Bruder Wilson verlas Auszüge aus einem Brief seines Vaters aus Auckland in Neuseeland. Hier eine Zusammenfassung: Die Predigten unseres Pastors werden regelmäßig von Mr. Wilson und einigen christlichen Freunden gelesen, und Gott hat es gefallen, daß dadurch elf Menschen sich bekehrten, vier Eingeborene und sieben Europäer. Dabei war die Predigt »Nur Jesus allein« besonders hilfreich. Unter den Eingeborenen sind, übersetzt in ihre Sprache, 5000 Exemplare dieser Predigt verteilt worden. Man bemüht sich um den Bau eines baptistischen Gemeindehauses in der Stadt. Die Gemeinde wird gebeten, für unsere Freunde in Neuseeland zu beten.«

Wie wenig konnte Spurgeon damals ahnen, daß einer seiner Söhne – damals gerade sieben Jahre alt – das Wort in Auckland predigen, dort einen großen Tabernakel bauen und dann zum Nachfolger seines Vaters am Tabernakel in London berufen werden würde!

Spurgeon erinnerte sich immer mit tiefer Dankbarkeit der großzügigen Dienste, die ein unbekannt gebliebener Herr auf der anderen Seite der Erde der Sache Christi erwies, indem er die Predigten als Anzeigen im *Australasian* und in andere koloniale Zeitungen drucken ließ. Auf diese »Anzeigen« gingen Hunderte von Reaktionen aus allen Teilen Australiens und Neuseelands ein. Einige kamen von Leuten, die weitab im Busch wohnten und die wöchentlichen Predigten so regelmäßig erwarteten wie ihre täglichen Mahlzeiten. In einigen Fällen half die Verkündigung Spurgeons einsamen Gläubigen, in anderen Fällen versammelten sich kleine Gruppen, und einer von ihnen las die Predigt, die so viele tausend Meilen entfernt gehalten wurde, die aber, wenn sie hier wiederholt wurde, so frisch war wie je. Viele Briefe brachten die gute Nachricht, daß die ungewöhnlichen Anzeigen zur Rettung von Seelen dienten. Darunter waren einige große Trophäen der Gnade Gottes, von zweien soll hier berichtet werden.

Ein Mann schrieb aus einem abgelegenen Gebiet Victorias:

»Über fünf Jahre war ich ein Tramp. Ich war schon einige Monate unterwegs und suchte Arbeit. Ich trat in ein Gasthaus an der Straße ein, um etwas zu trinken und mich auszuruhen, weil ich sehr müde war. Auf der Theke lag eine Zeitung, in der stand Spurgeons Predigt über den Text: »Bekehrt euch, ihr abtrünnigen Kinder, spricht der Herr; denn ich will euch mir vertrauen! Ich las sie, und während ich las, wuchs mein Interesse. Die Predigt traf genau meine Situation. Ich begriff, daß ich absolut verloren war, ein Sünder der schlimmsten Sorte, und zugleich ermutigte mich die Predigt so, Gnade und Frieden unter dem Kreuz zu suchen, daß ich einfach nicht widerstehen konnte.

Als ich das Gasthaus verließ, war ich fest entschlossen, nie wieder eines zu betreten, es sei denn, ich würde durch die Umstände dazu gezwungen. Seitdem spüre ich einen Frieden, wie ich ihn nie kannte. Ich lese täglich Gottes Wort und besuche, wenn immer es möglich ist, den Gottesdienst. Obwohl ich Anglikaner bin, hatte ich, seitdem ich nach Australien gekommen war, nur einmal einen Gottesdienst besucht.

Ich weiß, daß die Predigten in den ländlichen Gebieten viel gelesen werden. Ich selbst warte jedesmal auf die Wochenzeitung – mein Arbeitgeber leiht sie mir – als auf einen Boten der Freude und des Trostes.«

Aus einem anderen Teil Victorias kam dieser Brief:

»Ich bin seit 16 Jahren in der Kolonie und war in dieser Zeit dreimal in einem Gottesdienst, und das mehr aus Zufall. Hier in der Kolonie habe ich die schreckliche Gewohnheit der Trunksucht angenommen, und manchmal war ich, wie die Leute sagen, zwei oder drei Wochen auf »Sauftour«. Im letzten Sommer packte es mich zweimal, das *Delirium Tremens* fing schon an. Unfähig zu sitzen, zu stehen, zu liegen oder zu laufen, griff ich nach dem *Australasian*, und mein Blick fiel auf Spurgeons Predigt über die Zulänglichkeit Jesu. Ich las, und bald traten mir die Tränen in die Augen, und noch bevor ich durch war, mußte ich mir vor Scham die Hände vors Gesicht halten. Als ich die ganze Predigt gelesen hatte, schaute ich auf Christus, daß er mich von der schrecklichen Bürde meiner Sünden befreie. Und zu meinem Erstaunen verging das *Delirium Tremens* wie der schwere Tau an einem Sommertag. Wegen der langen Saftour war ich noch schwach, aber ich war glücklich. Und ich kann sagen, daß ich nie in meinem Leben solchen Frieden erlebte.«

Als viele Jahre später Thomas Spurgeon in Geelong war, kam der Schreiber dieses Briefes zu ihm und zog aus seiner Tasche die verknickte und verblichene Zeitung, die der Heilige Geist als Werkzeug seiner Bekehrung benutzt hatte.

Einmal wurde ein Stück einer australischen Zeitung auf ganz außergewöhnliche Weise einem Hirten zum Segen: Er hütete einige Meilen

von Ballarach entfernt die Schafe und hob ein Stück einer Wochenzeitung auf, das der Wind über die Ebene geblasen hatte. Er las ein paar zufällige Zeilen, sie interessierten ihn, und er stellte fest, daß er mit Interesse eine Predigt Spurgeons las. »Hätte ich, bevor ich anfang zu lesen, gewußt, daß es eine Predigt war, hätte ich das Blatt nicht aufgehoben.« Aber nun wollte er wissen, wie es weiterging. Was er las, brachte ihn zum Nachdenken, er verwahrte das Blatt, las es tiefbetroffen immer wieder, und zuletzt fand er durch dieses Blatt den Weg zum Kreuz. Seit vielen Jahren hatte er kein Gotteshaus besucht, und bis ihm dieses Blatt vor die Füße geweht wurde, hatte er sich nie um seine Seele gekümmert. Jetzt besucht er immer, wenn es ihm möglich ist, den Gottesdienst der Baptistengemeinde. Wegen seiner einsamen Arbeit im Busch hat er nur selten das Vergnügen, aber er bekommt die wöchentlichen Predigten, die ihn erfreuen und trösten und ihm geistliche Nahrung geben.

Ein noch erstaunlicherer Fall wurde einst Spurgeon berichtet. Ein Paket, das die Frau eines Gastwirts in England von Australien erhielt, war in eine Zeitung verpackt, in der eine im Metropolitan Tabernakel gehaltene Predigt abgedruckt war. Die Frau las die Predigt und nahm dadurch den Herrn Jesus Christus als ihren Erlöser an. Das zeigt, wie recht Cowper mit seinen Worten hat:

»Wie handelt Gott geheimnisvoll
um Wunder zu vollbringen.«

Einmal benutzte Spurgeon einen Bericht, wie eine seiner gedruckten Predigten zum Segen geworden war, um einem Aufruf an seine Hörer im Tabernakel Gewicht zu verleihen.

Am Sonntagmorgen, dem 7. Juli 1867, predigte er darüber, daß Jesus Sünden wegnimmt, und schloß seine Predigt mit diesen folgenden Worten:

»Vorgestern hörte ich etwas, was mich sehr erfreute. Zu einem Treffen von Gläubigen, das kürzlich in Chicago stattfand, kam einer aus dem Wilden Westen, der um einen Missionar für einen neuen Predigtbezirk bat. Der Grund, den er angab, war dieser: Die Leute dieser Gegend hatten an den Sonntagen meine Predigten gelesen, und über 200 Menschen hatten sich dadurch zu Gott bekehrt. Als ich diese Nachricht hörte, freute ich mich sehr, aber ich dachte auch: »Wie viele gibt es doch, die diese Predigten aus erster Hand hören und die trotzdem keinen Segen empfangen.« Und ich dachte an einige unter Ihnen, die mich so viele Jahre gehört haben, und ich war treu zu Ihnen – Gott jedenfalls weiß, daß ich treu sein will, und Sie sind immer noch in den Fängen der Bitterkeit und in der Fessel der Ungerechtigkeit. Jenseits des weiten Atlantiks hat das Echo meiner Worte Menschen aus dem Grab der Sünde zum Leben in

Christus gerufen, und Sie, obwohl Sie mir gerne zuhören, haben in den Tiefen Ihrer Seele meine Stimme noch nicht verstanden. Soll das so bleiben? Bei einigen, fürchte ich, wird es so sein, denn ich sehe ihren Untergang voraus. Sie werden zur Hölle fahren mit den Klängen des Evangeliums in Ihren Ohren, und Sie werden in der Tiefe der Hölle erwachen und die traurige Wahrheit, daß Sie das Evangelium gekannt und abgelehnt haben, wird Ihren Jammer nur noch vergrößern. Wie wollen Sie davonkommen, wenn Sie eine so großartige Erlösung ablehnen – die so großartig ist, daß die Engel sie nicht erfassen können und daß die Zungen der Menschen bestenfalls stumm bleiben, wenn sie von dieser Herrlichkeit sprechen? Warum wollen Sie diese Erlösung ablehnen, die Ihnen so nahe ist, wenn Sie doch, so Sie von Herzen glauben und mit dem Munde Christus bekennen, gerettet werden? Warum so ein hartes Herz? Warum so ein verschlossener Mund? Möge der Ewige Geist Sie in dieser Stunde zu Jesus bringen. Ihm sei der Ruhm in alle Ewigkeit! Amen.«

Wie glücklich war Spurgeon, als ein anglokatholischer Priester ihn besuchte, um ihm von dem Segen zu berichten, den er durch die gedruckten Predigten empfangen hatte. Spurgeon berichtete davon:

»Er sagte, daß er mir alles verdanke, denn durch mich hätte er zu Jesus gefunden. Er sagte, er wäre nur ein bescheidener Pfarrer der anglikanischen Kirche. Daraufhin fragte ich ihn, was er denn früher gelehrt habe. ›Ich war sehr hochkirchlich.‹ ›Haben Sie so getan, als könnten Sie den Leuten die Sünden vergeben?‹ ›Ja,‹ antwortete er. ›Wie,‹ forschte ich weiter, ›wurden Sie dann von der Vorstellung frei, ein Priester zu sein?‹ ›Nun,‹ sagte er, ›ich war ehrlich überzeugt, ein Priester zu sein, bis ich eine von Ihren Predigten las. Die machte mir klar, daß ich ein Sünder sei, und das Priestersein verschwand sofort. Jetzt verlasse ich mich, was meine Erlösung angeht, auf den Herrn Jesus Christus, und meine Gemeinde weise ich nur auf ihn.‹«

Kaum weniger überraschend war die Bekehrung, von der folgendes Zeugnis berichtet:

»Eine Frau in Schottland hatte sich entschieden, so weit wie eben möglich nichts mit Religion zu tun zu haben. Deswegen warf sie ihre Bibel und alle christlichen Traktate, die sie in ihrem Hause finden konnte, ins Feuer. Ein Traktat fiel wieder aus dem Feuer heraus, sie hob es auf und warf es wieder hinein. Es fiel wieder heraus, und sie warf es wieder hinein. Wieder wurde ihre böse Absicht zunichte gemacht; beim nächsten Mal war sie erfolgreicher, aber auch diesmal verbrannte es nur zur Hälfte. Sie nahm das Stück, das nicht verbrennen wollte, und rief aus: ›Da muß der Teufel drin sein, daß es nicht verbrennen will.‹ Sie wurde neugierig, begann zu lesen, und dieses Stück Papier wurde das Werk-

zeug ihrer Erlösung. Das ›Traktat‹ war eine der Predigten aus der Reihe ›The Metropolitan Tabernacle Pulpit‹. In der Tat, diese Predigt, und auch die Frau, wurden gerettet, doch ›wie durchs Feuer‹.

Aus Quebec in Kanada erhielt Spurgeon diesen dankbaren Brief:

›Seit ich eine Predigt las, die Sie vor langer Zeit über den Text: ›Glaube an den Herrn Jesus Christus, und du wirst gerettet werden‹ (Nr. 293) gehalten haben und in der Sie die große Sünde des Unglaubens beschrieben, verspürte ich in mir den Wunsch, Ihnen zu schreiben und Ihnen dadurch die Hände zu stärken, daß ich Sie wissen lasse, daß Ihre Arbeit nicht vergeblich ist, denn ich bin einer, der bezeugen kann, wieviel Gutes diese und andere Ihrer Predigten bewirkt haben. Bevor wir vor sieben Jahren Schottland verließen, kaufte mein Vater immer Ihre Predigten und auch Kelle und Schwert, und da er so viel davon profitierte, bewahrte er sie sorgfältig auf. Vor über einem Jahr schickte mir mein Bruder eine dieser alten Predigten, ich las sie, und – Gott sei die Ehre – während ich die erwähnte Predigt las, wurde mein Auge geöffnet, und ich fand Frieden durch den Glauben.‹

Lange Zeit hindurch erschienen Spurgeons Predigten ganz oder in Auszügen im *Christian Herald*. Einer derer, die dadurch gesegnet wurden, und seinen Brief: ›Ihr liebender Sohn in Jesus‹ unterzeichnete, schrieb an Spurgeon aus Glasgow:

›Vor ungefähr zwei Jahren erschien Ihre Predigt ›Der Haussuchungsbefehl‹ im *Christian Herald*. Ich war schon lange suchend gewesen. Als ich an diesem Mittwoch Ihre Predigt bekam, ging ich nach draußen, um sie zu lesen. Wie ernst war es mir an jenem Abend! Als ich sicher war, allein zu sein, stand ich und schrie zu Gott im Gebet, und ich wurde geführt, nur um eins zu bitten – daß Spurgeons Predigt das Mittel sein sollte, um meine Seele an diesem Abend zu erretten. Ich schlug das Blatt auf und las die Predigt mit großer Aufmerksamkeit. Der Geist stand mir bei. Als ich die Predigt halb gelesen hatte, machte er mir die Worte deutlich: ›Die Einfachheit des Glaubens ist es, die ihn schwierig macht.‹ Ich hatte immer nach etwas Dunklem, Geheimnisvollem, Verborgenen gesucht. Ich fing noch einmal von vorn zu lesen an, fest entschlossen, *einfach* zu lesen. Da sah ich, daß meine Probleme, eines nach dem anderen gegenstandslos wurden, und der Glaube selbst wurde das Fundament, auf dem ich das einzige sehen konnte, was blieb: die schöne, herrliche, liebliche Gestalt des verwundeten Immanuel. Christus war überall, und ich selbst war nicht mehr, denn ich war jetzt eine neue Kreatur. Wie dankbar bin ich Gott für Spurgeons Predigt vom *Haussuchungsbefehl*.‹

Die Predigten führten nicht nur Sünder zum Erlöser; wohl genauso oft führten sie Menschen, die vom Weg der Nachfolge abgekommen waren, zum Herrn zurück, und genauso oft trösteten und ermunterten

sie Menschen in innerer Not. Aus Victoria (Australien) schrieb eine Dame folgenden dankbaren Brief:

»Lieber Herr, oft schon wollte ich Ihnen schreiben. Vor zwölf Jahren verlor ich meinen kleinen Jungen. Alles schien dunkel, und nichts brachte mir Trost. Selbst das Wort Gottes, das in früheren Nöten meine Stütze gewesen war, war nichts als Dunkelheit für mich. Eine Freundin brachte mir eine Ihrer Predigten und las sie mir vor. Den Titel der Predigt habe ich vergessen, aber sie handelt davon, daß alles von Gott geordnet ist und daß es so etwas wie Zufall nicht gibt. Während meine Freundin las, traute ich mich kaum zu atmen. Ich konnte nur sagen: ›Lies weiter, lies weiter.‹ Als sie zu Ende war, sprang ich von meinem Sofa und sagte: ›Alles ist in Ordnung. Gott sei Dank, meine dunkle Seele ist wieder ganz hell.‹ Ich habe seitdem ähnliche und andere Schwierigkeiten gehabt, aber ich konnte von ganzem Herzen sagen: ›Dein Wille geschehe; alles ist in Ordnung.‹ Damals bestellte mein Mann Ihre Predigten, und wir bekommen sie noch heute. Jeden Sonntagabend lesen wir eine dieser Predigten vor für alle, die sie hören wollen, und dann geben wir sie weiter in den Busch. Mein lieber Herr, predigen Sie weiter über das, was Sie fühlen. Es war uns oft ein großer Trost, daß Sie genauso zu fühlen scheinen wie wir.«

Es ist nur richtig, daß Spurgeons Predigten, die so vielen ihrer Leser zum Segen geworden sind, auch ihm selbst einmal zum Segen wurden.

»Einmal lernte ich etwas auf ganz ungewöhnliche Weise. Zu der Zeit fühlte ich mich sehr müde. Ich war traurig und mein Herz war schwer. Ich zweifelte, ob ich an dem, was ich anderen predigte, auch wirklich selbst Freude hätte. Es schien mir schlimm, ein Diener am Tisch des Evangeliums zu sein und nicht Gast. Ich fuhr in eine kleine Stadt auf dem Lande und besuchte am Sonntag eine Methodistenkapelle. Der Leiter des Gottesdienstes war Maschinentechniker. Er las aus der Heiligen Schrift, betete und predigte. Ich mußte weinen und ließ meinen Tränen freien Lauf, jeder Satz der Predigt bewegte mich zutiefst. Ich fühlte, daß meine Probleme sich auflösten, denn das Evangelium, das sah ich, war mir sehr lieb, und es hatte eine wunderbare Wirkung auf mich. Ich ging zum Prediger und sagte: ›Haben Sie vielen Dank für diese Predigt.‹ Er fragte mich, wer ich wäre, und als ich es ihm sagte, wurde er so rot wie möglich und sagte: ›Aber ich habe heute morgen doch eine von Ihren Predigten gehalten!‹ ›Ja,‹ sagte ich, ›ich weiß. Aber das war genau die Botschaft, die ich brauchte, denn ich habe erlebt, daß ich jedes Wort, das ich predige, auch für mich selbst genießen kann.‹ Gottes gute Vorsehung hat es so glücklich geordnet. Hätte er seine eigene Predigt gehalten, hätte er seinen Dienst längst nicht so gut tun können.«

38. Ein Heim für die Vaterlosen – Die Waisenhäuser

Es ist ja allgemein bekannt, daß der Bau des Stockwell-Waisenhauses durch die Gabe von 20000 £ ermöglicht wurde, die Mrs. Hillyard, die Witwe eines anglikanischen Geistlichen, dafür gab. Aber weniger bekannt ist, wie es zur großzügigen Liebestat kam. Die Geschichte beginnt damit, daß im August 1868 in *Kelle und Schwert* ein Artikel erschien mit der Überschrift: »Der Heilige Krieg der Gegenwart«. Zuerst forderte Spurgeon die weite Verbreitung christlicher Literatur. Dann schrieb er:

»Nun liegt es uns sehr am Herzen, unsere Freunde zu bewegen, unseren Gegnern einen Teil ihres Einflusses in den Schulen zu nehmen. In den Schulen Englands ist der Einfluß der anglikanischen Kirche weit größer, als er aufgrund ihres Zahlenverhältnisses zu den Freikirchen sein dürfte. Wir haben dem Gegner zuviel Einfluß über unsere Kinder eingeräumt. Hätten die Geistlichen die Fähigkeit gehabt, die Kinder an ihre Kirche zu binden, so wären die Folgen schlimm gewesen. Aber so haben unsere Sonntagsschulen das Übel größtenteils neutralisiert. Trotzdem sollten wir das Übel nicht länger dulden. Es sollten alle Kräfte eingesetzt werden, um die Zahl unserer Schulen zu vermehren und sie zu wirklich religiösen Schulen zu machen, in ihnen das Evangelium zu lehren und uns darum zu mühen, die Kinder *als Kinder* zum Herrn Jesus zu bringen. Der törichte Ruf nach der konfessionslosen Schule bringt viele dazu, Schulen zu errichten, in denen der wichtigste Teil der Weisheit, nämlich die »Furcht des Herrn«, völlig ignoriert wird. Wir vertrauen, daß diese Dummheit bald aufhört, und daß Schulen errichtet werden, in denen auch die Kinder unserer ärmeren Mitglieder all das lernen können, was wir glauben und was uns kostbar ist.«

Als Mrs. Hillyard diese Worte las und auch den folgenden Abschnitt, in dem religiöse Höhere Schulen gefordert wurden, fühlte sie, daß sie ihr zeigten, wie sie einen langegehegten Wunsch würde verwirklichen können.

Schon lange hatte sie eine starke Sympathie für vaterlose Jungen empfunden. Jetzt schrieb sie an Spurgeon, teilte ihm ihren Wunsch mit und bat um seine Hilfe bei der Durchführung.

Spurgeon war vom Herrn schon für einen solchen Vorschlag durch eine erstaunliche Erfahrung bei der Gebetsversammlung im Tabernakel am vorhergehenden Montag vorbereitet worden.

Pastor C. Welton, der damals Student am Predigerseminar war, berichtet darüber:

»Spurgeon sagte:

»Liebe Freunde, wir sind eine sehr große Gemeinde und sollten in dieser großen Stadt mehr tun für den Herrn. Ich möchte, daß wir heute darum beten, daß der Herr uns *eine neue Aufgabe* schicke. Und wenn wir Geld brauchen, dann wollen wir beten, daß er uns auch *die nötigen Mittel* schickt.« Neben den Diakonen und Ältesten hatte Spurgeon einige Studenten nach vorn gerufen, um die Gemeinde vor den Thron der Gnade zu führen. Während William Olney, dieser mächtige Mann des Gebets, noch mit dem Herrn rang, wußte Spurgeon schon, daß Gottes Antwort da war. Hatte der Heilige Geist es ihm gesagt? Es schien so, denn er kam über die Plattform zu mir herüber und sagte leise zu mir: »Das ist jetzt in Ordnung, Welton. Beten Sie dann bitte für die Bekehrung von Sündern.« Nur wenige Tage nach dieser Gebetsversammlung schrieb Mrs. Hillyard an Spurgeon und bot ihm 20000 £ an zur Gründung eines Waisenhauses für Kinder, deren Väter gestorben waren. Das war also *die neue Arbeit* und *das Geld, um sie anzufangen*. Vor 30 Jahren genauso wie heute war es meine Überzeugung, daß das Stockwell-Waisenhaus und das Geld zu seiner Gründung die Antwort des Herrn auf die Gebete an jenem Montagabend war. Der erste Anfang des Waisenhauses war das Gebet.«

Mrs. Hillyard hatte auf eigenartige Weise von Spurgeon erfahren. Wie das geschah, hat er wohl nicht gewußt und wurde erst einige Jahre nach seinem Tode bekannt.

In einer Rede im Waisenhaus sagte Professor Henderson vom Bristol Baptist College im Juni 1896:

»Mrs. Hillyard und ein mir bekanntes Ehepaar saßen in London zusammen. Im Laufe der Unterhaltung sagte Mrs. Hillyard zu meinem Freund: »Ich habe eine beträchtliche Summe Geldes, die ich für wohltätige Zwecke einsetzen möchte. Aber ich bin nicht fähig, sie selbst zu verwalten. Ich möchte gerne, daß Sie diese 20000 £ annehmen und zur Ehre Gottes einsetzen.« Mein Freund antwortete sehr vernünftig: »Ich bin ganz und gar nicht fähig, diese große Summe zu verwalten.« Wie sie ihn auch drängte, er lehnte entschlossen ab. Dann sagte Mrs. Hillyard zu ihm: »Wenn Sie es nicht nehmen wollen, was schlagen Sie mir dann vor, daß ich damit machen soll?« Er empfahl, das Geld einem Mann anzuvertrauen, der so bekannt sei, daß die Öffentlichkeit alles wisse, was er tue und dessen guter Ruf davon abhängе, daß er anvertrautes Geld treu verwalte.«

Dann besprachen sie die ganze Sache. Spurgeon ging es dabei auch darum festzustellen, ob das Geld nicht vielleicht irgendwelchen Verwandten zustehen könnte. Er schlug auch vor, das Geld für die Waisenhäuser Georg Müller zu geben. Aber Mrs. Hillyard war entschlossen, die 20000 £ nur Spurgeon anzuvertrauen und niemandem sonst.

Nach diesem Gespräch ging alles schnell voran. Im Oktober 1866 wurden die Pläne das erstmal in *Kelle und Schwert* erwähnt, im Januar 1867 wurde ein Grundstück in Stockwell erworben. Viele Gaben gingen ein, und die notwendigen Häuser konnten gebaut werden. Im Rahmen einer Predigt im Tabernakel im Jahre 1867 beschrieb er, wie das Waisenhaus finanziert werden sollte: »Als wir das Tabernakel bauten, waren wir eine kleine Schar armer Leute. Aber wir handelten aus Glauben und machten nie Schulden. Genauso wird es auch mit dem Waisenhaus sein. Wir werden noch größere Dinge erleben, wenn wir glauben, bevor wir sehen. Wenn wir es aber so machen wie die Vereine, wenn wir erst das Einkommen sicherstellen, Mitglieder suchen, Spenden sammeln und nicht Gott vertrauen, sondern den Mitgliedern, dann werden wir nicht viel sehen, weil wenig Raum für den Glauben ist.«

Und so geschah es immer wieder, daß die göttliche Vorsehung gerade zum rechten Augenblick eingriff. Am bemerkenswertesten geschah das am 20. November 1867. Spurgeon berichtete später:

»Ich war, wie es leider so oft der Fall ist, nicht recht gesund und verbrachte deswegen einige Tage im Haus eines Freundes in Regent's Park. Beim Essen sprachen wir auch vom Bau des Waisenhauses und daß in ein oder zwei Tagen Geld nötig sei, um den Bauunternehmer zu bezahlen. Ich sagte, daß ich Gott vertraute, daß das Geld gegeben würde, und man meinte, daß aufgrund der bisherigen Erfahrungen mein Vertrauen gerechtfertigt sei. Und als wir gerade die Mahlzeit beenden wollten, kam ein Diener herein, der ein Telegramm brachte, daß A.B., ein unbekannter Spender, 1000 £ für das Waisenhaus geschickt hatte.«

Solange er körperlich fähig war, führte er bei allen Sitzungen des Waisenhausausschusses den Vorsitz, später wurde er durch die Protokolle informiert, wobei die schwerwiegendsten Entscheidungen »vorbehaltlich der Zustimmung des Präsidenten« (= Spurgeon) getroffen wurden. Anfangs sprach er mit allen Bewerbern selbst – was oft nicht billig für ihn war, weil er die traurigen Geschichten der Witwen nicht anhören konnte, ohne ihnen zu helfen, ganz gleich, ob ihre Kinder ins Waisenhaus aufgenommen werden konnten oder nicht. Auch bei dieser Arbeit verließ ihn der Humor nicht: Eines Tages kam eine Frau mit einer ganzen Sammlung von Jungen und Mädchen. Sie berichtete, sie sei zweimal verwitwet, und ihr zweiter Mann wäre auch schon einmal verheiratet gewesen. Dann teilte sie die Kinder in drei Gruppen: »Dies sind seine Kinder, das sind meine Kinder und diese sind unsere Kinder.« Als Spurgeon das erzählte, sagte er, daß ihm besitzanzeigende Fürwörter noch nie so nützlich vorgekommen seien.

Bis Februar 1869 hatten sich zwar viele Bewerber, aber noch kein geeigneter Leiter für das Waisenhaus gefunden.

Aber schon im April konnte Spurgeon in *Kelle und Schwert* freudig berichten:

»Vernon Charlesworth, zweiter Pastor der Gemeinde Surrey Chapel, hat die Berufung als Leiter des Waisenhauses angenommen. Er kam – wie man so sagt – zufällig genau in dem Augenblick herein, als ein Brief eintraf, in dem der gerade berufene Leiter mitteilte, daß er seine Arbeit nicht antreten würde. Wir waren enttäuscht, aber als wir sahen, daß Mr. Charlesworth über die Arbeit nachgedacht hatte und bereit war, sie zu übernehmen, wurden wir dankbar für die weise Vorsehung Gottes.«

Daß Spurgeon bereit war, einen Pädobaptisten (der im Gegensatz zu Spurgeon bereit war, auch nicht gläubig Getaufte in die Gemeinde aufzunehmen) zum Leiter des Waisenhauses zu machen, zeigt die Weitherzigkeit seines Geistes genauso wie die Tatsache, daß er einen Presbyterianer zum Leiter des Predigerseminars machte. Weil Charlesworth so hervorragend geeignet für seine Arbeit war, hatte Spurgeon nie Ursache, seine Wahl zu bedauern.

Im Waisenhaus selbst war Spurgeon der verehrte »Vater der Vaterlosen«. Wenn Spurgeon nach Stockwell kam, ging die Nachricht wie ein Lauffeuer um, und wie Bienen schwirrten die Jungen um ihn herum. Jeder konnte ihm die Hände schütteln, und jeder bekam auch einen Penny. Die Jungen waren glücklich, das Geld ausgeben zu können, aber dazu noch stolz, weil es von Spurgeon war.

Eine kleine Geschichte zeigt, daß selbst der einsamste unter den Waisenjungen fühlte, daß er für sein Problem bei dem großen Prediger ein offenes Ohr finden könnte. Spurgeon berichtet in *Kelle und Schwert*:

»Ich saß mit einem Mitglied des Waisenhausausschusses im Gelände des Waisenhauses, als ein kleiner Junge, wohl acht Jahre alt, sich von den Jungen löste, die um uns herum spielten, und auf uns zukam. Er kam sofort zur Sache: »Bitte, Herr Spurgeon, ich möchte mich auf den Sitz zwischen Ihnen beiden setzen.« »Komm, Bob, und sag uns, was du willst.« »Bitte, Herr Spurgeon, stellen Sie sich vor, es gäbe einen kleinen Jungen, der keinen Vater hat und in einem Waisenhaus mit vielen anderen Jungen lebt, die auch keine Väter haben. Und nun stellen Sie sich vor, die anderen Jungen hätten Mütter und Tanten, die einmal im Monat kommen und ihnen Äpfel und Apfelsinen bringen und Pennys schenken. Und dann stellen Sie sich vor, dieser kleine Junge hätte keine Mutter und keine Tante, so daß nie jemand käme, ihm schöne Sachen zu bringen. Meinen Sie nicht, jemand sollte ihm einen Penny schenken! Und, Herr Spurgeon, der Junge bin natürlich ich.« Der »Jemand« fühlte, wie seine Augen feucht wurden; Bob bekam ein Sixpencestück und lief hochofrenut davon.«

Die Veröffentlichung der Geschichte brachte dem kleinen »Bob« genügend Taschengeld und half auch den anderen Jungen, die wie er keinen Vater und keine Mutter hatten und die deswegen am monatlichen Besuchstag niemand besuchte.

1880, dreizehn Jahre nach Gründung des Waisenhauses für Jungen, gründete Spurgeon auch ein Waisenhaus für Mädchen. Allerdings zögerte er, bevor er sich dieser neuen Aufgabe zuwandte. Bei einer Versammlung im Tabernakel 1879 berichtete er:

»Vor ein oder zwei Tagen schickte mir die Dame, die das Waisenhaus für Jungen gegründet hat, 50 £ für ein Waisenhaus für Mädchen. Ich schrieb ihr zurück: »Ich danke Ihnen sehr für Ihren Vorschlag, aber ich bin nicht recht gesund, und die Zeiten sind schlecht. So möchte ich jetzt noch keine neue Arbeit anfangen.« Ich schlug vor, die 50 £ zu behalten, falls wir ein Waisenhaus für Mädchen bauen würden. Falls wir das nicht täten, sollte das Geld den Jungen zugute kommen. »Nein«, sagte die Dame, »Ihr Urteil ist recht, aber nehmen Sie die 50 £ als ersten Ziegelstein, denn ich bin absolut sicher, daß sehr bald mehr Ziegelsteine hinzukommen werden.«

Vielleicht zögerte er in Wirklichkeit weniger, als es seine Worte erscheinen lassen, denn in derselben Versammlung schlug er vor, 50 £ von der Summe, die zu seinem 25jährigen Dienstjubiläum gesammelt worden war, zu den ersten 50 £ hinzuzufügen, weil die Eröffnung eines Waisenhauses für Mädchen ein guter Akkord wäre, um die »zweiten 25 Jahre seines Dienstes« zu beginnen. Er schloß, indem er auf die Gefühle einging, die er bei manchen der Anwesenden ahnte:

»Was als nächstes?« So mag jemand sagen. Ich weiß nicht, was ich Ihnen als nächstes vorschlagen werde. Aber ich fühle mich gedrungen. Man hat mir diese 50 £ aufgezwungen, und ich kann sie nicht loswerden. Würden Sie wollen, daß ich diese Summe Geldes für arme vaterlose Mädchen ablehne? Nein, so würden Sie mir raten. Deswegen übernehme ich aus freiem Willen und durch Gnade gezwungen eine weitere Arbeit, und erwarte, daß Gebet und Glaube ein Kapitel neuer Wunder aufschlagen.«

Und so gab es bald neben dem Waisenhaus für Jungen das für Mädchen in der Clapham Road. Bis zu Spurgeons Tod wurden fast 1600 Jungen und Mädchen aufgenommen, und häufig boten ihnen die Waisenhäuser nicht nur ein Zuhause, sondern wurden ihnen auch zum geistlichen Segen.

39. Das neue Helensburgh House

Während sich Spurgeon so intensiv und liebevoll um Studenten und Kolporteurs, Witwen und Waisen kümmerte, dachten einige seiner Freunde, es sei an der Zeit, daß er selbst und seine Familie es etwas komfortabler hätten. Wie viele geheiligte Erinnerungen hatten das alte Haus in der Nightingale Lane seinen Bewohnern lieb gemacht! Aber sie kannten auch die Nachteile ihres alten Hauses, und alle waren beglückt, als es 1869 abgerissen wurde, um dort das neue Helensburgh House zu errichten. Weil Spurgeon so viel von seinem eigenen Geld in die verschiedenen Arbeiten für den Herrn investiert hatte, hätte er den Neubau nicht bezahlen können. Deswegen beschlossen einige seiner großzügigsten und treuesten Helfer, den größten Teil des Geldes als Zeichen ihrer Wertschätzung seines Dienstes und als Ausdruck ihrer Freundschaft aufzubringen.

Während das neue Haus gebaut wurde, litt Spurgeons Frau an einer langwierigen Krankheit, derentwegen sie dann bald für längere Zeit nach Brighton mußte. In diese Zeit gehört die Geschichte vom »Opalring und dem Kanarienvogel«. In ihrem Buch *Ten Years After!* schrieb sie ausführlich darüber: »Irgendwie gelangte diese Geschichte an die Öffentlichkeit und ist seitdem mit unterschiedlichen Graden der Richtigkeit und der verschönernden Ausschmückung in England und in Amerika in verschiedenen Zeitschriften gedruckt worden. Sicher geschah das, weil mein lieber Mann sie so oft erzählt hat und so glücklich war über die liebevolle Vorsehung, die sich auf so erstaunliche Weise der kleinsten Wünsche seiner Frau annahm. Da dies Buch von allem, was ich jemals schreiben werde, einer Autobiographie am nächsten kommt, ist es sicher gut, die richtige Fassung dieser schönen wahren Geschichte hier zu veröffentlichen.

Es war während einer langen Zeit schmerzhaften Leidens. Das waren dunkle Tage für meinen Mann und mich, denn ich war ernsthaft krank und konnte nur wenig Erleichterung von den Schmerzen finden, die diese Krankheit verursachte. Mein lieber Mann, der so beschäftigt war mit dem Werk des Herrn, schaffte doch oft Raum für kostbare Augenblicke an meiner Seite, in denen er mir erzählte, wie das Werk des Herrn gedieh, und daß er mich in meinem Leiden tröstete und ich ihm Mut machte für seine Arbeit.

Immer, wenn er mich verließ, fragte er mich: »Liebste, was kann ich dir bringen?« Ich bat selten um etwas, denn ich hatte ja genug von allem, was ich brauchte, außer der Gesundheit. Aber eines Tages, als er mir die gewohnte Frage stellte, antwortete ich scherzhaft: »Ich hätte gerne einen Opalring und einen Kanarienvogel.« Überrascht und belustigt sagte er

nur: ›Du weißt doch, daß ich dir das nicht beschaffen kann!‹ Zwei oder drei Tage hatten wir Spaß an meinen eigenartigen Wünschen. Als er dann an einem Donnerstag vom Tabernakel zurückkam, trat er mit einem so strahlend verliebten Gesicht in mein Zimmer, daß ich sofort merkte, daß ihn etwas hoch erfreut hatte. Er hielt ein kleines Kästchen in der Hand, und ich bin sicher, daß seine Freude noch größer war als meine, als er einen wunderschönen Ring aus dem Kästchen nahm und mir an meinen Finger steckte. ›Liebling, dies ist dein Opalring,‹ sagte er, und er berichtete mir, auf welcher seltsamen Weise er ihn bekommen hatte. Eine alte Dame, die er einmal besucht hatte, als sie krank war, schickte eine Nachricht zum Tabernakel, daß sie Frau Spurgeon ein kleines Geschenk machen möchte und ob jemand so freundlich wäre, es abzuholen. Der Sekretär meines Mannes ging hin, holte das Kästchen ab, und als mein Mann es öffnete, stellte er fest, daß es einen Opalring enthielt.

Nicht lange danach wurde ich nach Brighton gebracht, um dort die Krise durchzustehen, die bessere Gesundheit bringen würde – oder den Tod. Als an einem Abend mein lieber Mann von London kam, brachte er ein großes Paket mit, und als er es auspackte, sah ich einen Käfig mit einem wunderschönen Kanarienvogel. Wie erstaunt war ich, wie grenzenlos war meine Freude! Mein Mann hatte eine liebe Bekannte besucht, deren Mann todkrank war. Nachdem er den Kranken im Gebet Gott befohlen hatte, sagte Mrs. T. zu ihm: ›Ich möchte meinen Kanarienvogel gerne Ihrer Frau schenken. Niemand anders soll ihn haben. Für meinen Mann in seiner Schwachheit sind seine Lieder zu anstrengend, und ich weiß, daß Bully Ihrer Frau gefallen und sie in ihrer Einsamkeit erfreuen wird, wo Sie sie doch soviel allein lassen müssen.‹ Mein lieber Mann erzählte ihr dann, wie sehr ich mir einen solchen Zimmergenossen gewünscht hatte, und gemeinsam freuten sie sich über die Fürsorge des liebenden himmlischen Vaters, der auf wunderbare Weise für das Geschenk gesorgt hatte, das sein Kind sich so sehr wünschte. Mit dem Käfig neben ihm war die Reise nach Brighton sehr kurz, und als Bully sein liebliches Lied sang und zur Belohnung ein Hanfkorn von den Lippen seiner neuen Herrin nahm, da gab es in dem kleinen Zimmer am Meer Augen voller Freudentränen und Herzen voller Gotteslob. Und mein Mann sagte: ›Du bist wohl eines der verwöhnten Kinder deines himmlischen Vaters, er gibt dir alles, worum du bittest!‹

Viel ist nicht hinzuzufügen. Bully beendete sein kleines Leben und seinen Dienst in Brighton, aber die Erinnerung der liebevollen Fürsorge des Herrn ist ein lebenslanger Schatz, und der Opalring glitzert an meinem Finger, während ich diesen Abschnitt schreibe.

Die Erlebnisse dieser Zeit brauche ich nicht im einzelnen zu beschreiben. Aber erwähnen muß ich die Freundlichkeit Sir James Y. Simpsons,

der zweimal von Edinburgh nach Brighton reiste, um die Hilfe zu leisten, die höchstes chirurgisches Können möglich machte. Als die Operation vorbei war, fragte mein Mann nach dem Honorar. Sir James antwortete: »Ich denke, 100 Guineas wären recht, und Sie bezahlen, wenn Sie Erzbischof von Canterbury sind. Bis dahin gilt die Rechnung als durch Liebe beglichen.«

Im neuen Haus wurde ein kleiner Raum direkt neben Spurgeons Studierzimmer für die Bedürfnisse seiner Frau besonders hergerichtet. Und nichts war vergessen worden, das einer Kranken, die fast völlig an ihr Bett gefesselt war, hätte Erleichterung verschaffen können. In einer Ecke des Zimmers stand ein raffinierter Schrank mit all dem, was er liebevoll zu ihrer Erleichterung beschafft hatte. Wenn man die Tür öffnete, sah man ein Waschbecken mit fließend warmem und kaltem Wasser. So brauchte sie sich durch Treppensteigen nicht zu ermüden. In die Handtücher war sogar ihr Name gestickt. Er hatte an alles gedacht, was ihr Freude machen konnte. In der Einrichtung dieses kleinen Zimmers gab es so viele Zeichen seiner hingebungsvollen Liebe, daß niemand die Gefühle beschreiben kann, die seine Frau hatte, als sie es zuerst sah, und auch nicht, als sie später jeden Tag erlebte, wie hilfreich die Dinge waren.

Selbst als das neue Haus fertig war, mußte Spurgeons Frau noch in Brighton bleiben, und ihr Mann mußte das Haus ohne sie beziehen. Er sagte oft, daß während dieser Zeit der Einsamkeit er und die Katze die Treppen auf und ab gingen und nach Frauchen miauten.

Das neue Helensburgh House wurde unter viel Gebet und Danksagung Gott geweiht. Spurgeon empfand das Haus immer als Geschenk des Herrn, das er durch Gottes treue Haushalter empfangen hatte. Deswegen waren für ihn all die Erleichterungen und die Bequemlichkeit, die ihm das Haus bot, ein heiliges Gut, das er zur Ehre seines Herrn verwenden wollte.

40. Suchende und Bekehrte

Ich bin sicher, daß ein Prediger, der Bekehrungen wünscht, sich mit seinen Leuten identifizieren muß. Heute tun sich manche schwer damit, daß Mose für Israel betete: »Nun vergib ihnen ihre Sünde; wo nicht, so tilge mich aus deinem Buch, das du geschrieben hast.« Sie stellen auch in Frage, daß Paulus bereit war, um seiner Brüder, seiner Stammverwandten nach dem Fleisch willen von Christus verbannt zu sein. Aber das Problem verschwindet, wenn du nur einmal eine

so starke Liebe zu den Seelen der Menschen fühlst, daß du sozusagen bereit bist, deine eigene Seligkeit zu verpfänden, wenn du dadurch nur die Leute zum Erlöser brächtest! Wer diese Bereitschaft nie gespürt hat, kennt den wahren Pulsschlag des Herzens eines Hirten noch nicht; er ist noch nicht zum Pastor ordiniert, denn ein Hirte ist bereit, wenn nötig, sein Leben für seine Herde zu opfern.« – C. H. S., in einer Predigt, gehalten im Tabernakel am 23. August 1883.

In einer 1879 gehaltenen Predigt wies Spurgeon darauf hin, daß während seines 25jährigen Dienstes in London sich über 9000 Menschen der Gemeinde angeschlossen hätten, und daß sich eine gleich große oder noch größere Zahl von Menschen durch das Hören oder Lesen seiner Predigten bekehrt hätten, ohne Mitglieder der Tabernakel-Gemeinde zu werden. Es gibt Anlaß zu großer Dankbarkeit, daß ein ähnlicher Segen auch heute noch sein gedrucktes Wort begleitet, sei es in Englisch oder in einer der vielen Sprachen, in die seine Werke übersetzt wurden. In diesem Kapitel folgen wir Spurgeons eigener Darstellung.

Es gibt bestimmte Abschnitte in der Bibel, die häufiger zur Rettung von Seelen dienten als andere. Man mag sie deshalb Erlösungstexte nennen. Das wie und warum werden wir vielleicht nicht erkennen, aber es ist ein Tatsache, daß bestimmte Texte häufiger als andere gebraucht wurden, um Menschen zum Kreuz Christi zu bringen. Sie sind nicht inspirierter als andere Teile der Bibel, aber vielleicht stehen sie an auffälliger Stelle, sind durch ihren Wortlaut besonders geeignet oder treffen besonders die geistliche Situation einer Zeit. Alle Sterne des Himmels leuchten hell, aber der Seemann schaut nur nach einigen wenigen, um sein Schiff nach ihnen zu steuern. Das ist so, weil sie durch ihre besondere Stellung leicht zu erkennen sind. So ist es, denke ich, mit den Bibelstellen, die besonders auffallen und den Sünder zum Kreuz Christi weisen. Einer der bedeutendsten »Erlösungstexte« ist Jesaja 43,25: »Ich, ich tilge deine Übertretungen um meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht.« Auch ich habe festgestellt, wie hilfreich der Vers ist, denn von den Tausenden von Menschen, die zu mir kamen, um von ihrer Bekehrung zu berichten, gab es viele, die die göttliche Veränderung, die in ihnen geschehen war, im Zusammenhang mit dieser kostbaren Deklaration der freien Gnade und ihrer Anwendung auf ihr Leben durch die Kraft des Heiligen Geistes erlebt haben.

Manche, die zu mir kommen, weil sie sich der Gemeinde anschließen möchten, wissen nicht viel zu sagen, und sie fürchten, ich wäre unzufrieden, weil sie ihre Geschichte nicht so klar erzählen können. Aber die, mit denen ich am wenigsten zufrieden bin, sind jene, die ihre Geschichte einfach so abspulen. Sie können sie jederzeit wiederholen, und alles paßt

herrlich zusammen. Aber sobald ich sie höre, merke ich, daß jemand ihnen beigebracht hat, was sie sagen sollen, und dann haben sie es für mich schön auswendig gelernt. Da habe ich schon lieber Zeugnisse, die ich Stück für Stück aus den Menschen herausholen muß, weil ich weiß, daß sie frisch aus dem Herzen dieses Menschen kommen, den seine Bekehrung zum Zittern gebracht hat. Mancher muß weinen oder schreien, und ich habe große Mühe, überhaupt herauszukriegen, was genau geschehen ist. Aber das zeigt mir, daß die Geschichte wahr ist und nicht geliehn. Ich höre gerne, was ein Mensch erlebt hat, der geradewegs aus der Welt kommt, aus dem Leben der Sünden, und jetzt seinen Glauben an Christus bekennt. Er kennt die Ausdrucksweise der Christen nicht, er hat noch nicht gelernt, was wir gelernt haben. Es ist mir ein großes Vergnügen, alles frisch und neu zu hören. Aber doch ist es im Grunde immer dieselbe Geschichte. Wie eigenartig sie auch sein mag, die Grundzüge sind immer die gleichen. Nehmen Sie die Erfahrung eines Mannes, der in der Gemeinde aufgewachsen ist, und suchen Sie das Wichtigste heraus. Dann lassen Sie einen Mann berichten, für den Wetten, Trinken und Schwören der Lebensinhalt waren, der sich aber wirklich bekehrt hat, und versuchen Sie festzustellen, was das Wesentlichste seines Berichtes ist. Und dann fragen Sie einen Reichsgrafen, der ein Erbe des Himmelreichs geworden ist. Danach fragen Sie einen Schornsteinfeger, der den Herrn gefunden hat. Wenn Sie aus jeder Geschichte das Wesentliche miteinander vergleichen, werden Sie sie nicht unterscheiden können. Es sind immer dieselben grundlegenden Dinge: Tod, Geburt, Leben, Wachstum. Christus im Tod, in der Geburt, im Leben und im Wachstum – Buße, Glaube, Freude, das Werk des Heiligen Geistes. Aber wie herrlich ist es, dieselbe Geschichte auf immer neue Weise erzählt zu bekommen. Alle wahren Kinder der Gnade sind im Herzen gleich, wenn auch ihre äußeren Erscheinungsformen ganz unterschiedlich sind.

Mir ist aufgefallen, daß unter diesen vielen tausend Seelen viele auch von den besten Gliedern unserer Gemeinde den Weg zum Erlöser nicht durch den Schrecken des Gesetzes fanden, sondern auf viel sanftere Weise. Einmal saß ich mit 23 Menschen zusammen, die Gemeindeglieder werden wollten. Zwölf von ihnen hatten ihre Sündhaftigkeit nicht durch die Predigt des Gesetzes erfahren. Ich fragte eine fähige junge Frau: »Was hat bewirkt, daß Sie begannen, den Erlöser zu suchen?« »Oh«, antwortete sie, »es war Jesu wunderbarer Charakter, der in mir den Wunsch weckte, sein Jünger zu sein. Ich sah, wie liebevoll, wie gut, wie selbstlos, wie opferbereit er war, und dadurch erkannte ich, wie anders mein Charakter war. Ich dachte: ›Ich bin gar nicht wie Jesus,‹ und das trieb mich auf mein Zimmer, ich begann zu beten, und da habe ich angefangen, ihm zu glauben und zu vertrauen.« Ein anderer sagte:

»Mein erstes geistliches Erlebnis war, daß mich der Erlöser suchte. Ein Freund von mir fiel in Sünden, und ich wußte, daß ich das gleiche tun würde, wenn mich nicht jemand hielte, der stärker wäre als ich. Deshalb suchte ich den Herrn, nicht so sehr wegen begangener Sünden, sondern weil ich große Sünden in der Zukunft fürchtete. Gott nahm sich meiner an, ich fühlte, daß ich ein Sünder war, und ich fand Christus.«

Eigenartig ist auch die Tatsache, daß ich Dutzende von Menschen getroffen habe, die nach ihrer Entscheidung für Christus mehr Trauer über ihre Sünden empfanden als vorher. Erst als sie ihnen entronnen waren, sahen sie die Größe des Übels. Sie wurden aus dem Morast geholt und auf festen Grund gestellt; danach erst sahen sie richtig, aus was für einem schrecklichen Sumpf sie gerettet worden waren. Nicht alle, die gerettet wurden, mußten durch solchen Sündenschmerz, sehr viele wurden gezogen mit Banden der Huld und mit Seilen der Liebe. Es gibt Menschen, deren Herz wird wie das der Lydia nicht durch die Brechstange des Sündenbewußtseins geöffnet, sondern durch den Dietrich göttlicher Gnade. Liebevoll gezogen, fasziniert von der Lieblichkeit Jesu, sprachen sie: »Zieh mich dir nach, so laufen wir.«

Eines Tages kam nach dem Gottesdienst eine junge Frau zu mir, um mich zu fragen, ob ich das wirklich so meine, wenn ich sage, daß jeder, der an Jesus Christus glaubt, im selben Augenblick gerettet ist. »Ja«, sagte ich und nannte ihr die biblischen Belege. »Was!« rief sie aus, »mein Großvater erzählte mir, daß er sechs Monate brauchte, um zum Glauben zu finden, und daß man ihn fast in ein Irrenhaus gebracht hätte, weil er sich in so einem schrecklichen Zustand befand.« »Ja«, sagte ich, »das kommt manchmal vor. Aber es waren nicht die seelischen Kämpfe, die ihn retteten. Sein Gewissen und Satan versuchten ihn von Christus fernzuhalten. Nicht sein tiefes seelisches Erleben rettete ihn, sondern daß er an Christus glaubte.« Dann begann ich ihr vorzustellen, daß der Erlöser die einzige Quelle unserer Hoffnung ist, und nicht unsere Gefühle. »Ich verstehe es«, sagte sie. Und ich freute mich, als ich ein Leuchten über ihr Gesicht huschen sah. Es war ein Strahl himmlischen Sonnenscheins, wie ich ihn oft auf den Gesichtern derer sehe, die an Jesus Christus glauben, wenn Friede die Seele erfüllt und die Gesichtszüge für Augenblicke verklärt werden.

Einige Menschen baten mich um geistlichen Rat, weil andere sie in die Irre geführt hatten. Eine Dame bat mich um ein Gespräch. Sie sagte, daß sie mich nicht habe predigen hören, sie hätte aber meine Predigten gelesen, und Gott hätte es gefallen, sie dadurch zum Glauben zu führen. Sie ging daraufhin zu ihrem Pfarrer, voller Freude, daß sie den Erlöser gefunden hatte. Sie erzählte ihm von ihrer Freude auch darüber, daß all ihre Sünden ausgelöscht seien. Der Pfarrer unterbrach sie: »Meine gute

Frau, das ist alles Einbildung. Sie haben kein Recht, an die Vergebung Ihrer Sünden zu glauben, bevor Sie nicht jahrelang ein Leben der Frömmigkeit und Hingabe geführt haben.« Sie ging traurig weg und kam zu mir, um zu fragen, ob das stimme, was der Pfarrer ihr gesagt habe.

Ich sagte ihr, daß viele, die an Christus glaubten, pechschwarze Sünder waren und in einem Augenblick weiß wie Schnee wurden, indem sie sich einfach auf Christus warfen und sofortigen Frieden fanden. Sie hätten einfach die kostbaren Verheißungen Christi zu Herzen genommen. Weil sie an Jesus glaubte und durch Glauben gerechtfertigt war, hatte sie den Frieden Gottes, der alles Verstehen übersteigt, und voll von Freude in Jesus ging sie weg.

Im Tabernakel haben wir es oft wunderbar erlebt, wie Gott die Ausgestoßenen und die größten aller Sünder segnet. Ein Mann war in seinem Dorf unter dem Namen »Satan« bekannt, weil sein Leben so völlig verdorben war. Er war ein Seemann, und weil durch einen anderen Seemann dieses Ortes sich alle Seeleute eines Schiffes, dessen Heimathafen dieser Ort war, bekehrt hatten, beschloß er, mit diesem Seemann auf demselben Schiff zu fahren, um ihn von seinem Glauben abzubringen. Er tat sein Bestes – oder besser, sein Schlechtestes – hatte aber keinerlei Erfolg. Und als das Schiff nach London kam, fragte der gläubige den ungläubigen Seemann, ob er mitkommen würde zum Tabernakel. Er hatte nichts dagegen, mich zu hören, denn ich war nicht weit von seinem Dorf aufgewachsen. Dieser »Satan« kam also am Sonntagmorgen, als ich über den Seelenmord predigte. Und weil der Heilige Geist dieses Wort auf sein Herz wirken ließ, saß er da und schluchzte, und während der Predigt weinte er so, daß er nur sagen konnte: »Die Leute werden schon auf mich aufmerksam, ich gehe besser raus.« Aber sein Begleiter ließ es nicht zu. An dem Tag wurde er eine neue Kreatur in Christus Jesus, und bis heute lebt er in der Wahrheit. Er ist ein treuer Gläubiger mit außergewöhnlichem Verständnis der Glaubenslehre, und er tut alles, was er kann, um das Reich Gottes auszubreiten.

An einem anderen Sonntagmorgen predigte ich über die Worte des Aussätzigen, der zu Jesus sagte: »Herr, wenn du willst, kannst du mich reinigen.« Am Donnerstag erhielt ich folgenden Brief: »Wie glücklich bin ich, daß der Herr mir, als einer Verworfenen, vergeben hat. Mit der Menge der Leute ging ich Sie hören, ich hoffte, niemand würde mich sehen. Die ganze Nacht war ich unterwegs gewesen, ich fühlte mich elend. Als Sie über den Aussätzigen predigten, zog mein ganzes sündiges Leben an mir vorüber. Ich sah, daß ich schlechter war als der Aussätzige, daß alle mich ausgestoßen hatten. Es gibt keine Sünde, die ich nicht begangen habe. Während Sie weiter predigten, sah ich geradewegs auf Jesus. Ich erhielt eine gnädige Antwort: ›Deine vielen Sünden sind dir ver-

geben.« Von Ihrer Predigt habe ich dann nichts mehr gehört, ich fühlte solch eine Freude, daß Jesus sogar für eine arme Dirne starb. Lange bevor Sie diesen Brief erhalten, werde ich auf dem Weg nach Hause sein, von wo ich meinen Lieben weggelaufen bin. Bitte, beten Sie für mich, daß die Kraft des allmächtigen Gottes mich bewahren möge. Nie kann ich Ihnen genug danken, daß Sie mich zu Jesus gebracht haben.« Hätte sie nicht geschrieben, daß sie nach Hause ginge, so hätte ich an ihrer Bekehrung zweifeln können. Aber wenn eine Dirne zu Vater und Mutter zurückkehrt, dann ist die Sache klar. Dieser Brief brachte mir große Freude. Seelen zu retten ist himmlisch.

Bei seinem Zeugnis vor der Taufe sagte ein Bruder: »Als ich Herrn Spurgeon das erste Mal im Tabernakel predigen hörte, hielt ich mich für den frömmsten und besten Menschen in ganz Newington, genausogut wie jeder andere in irgendeiner Gemeinde. Aber das wurde völlig anders, als ich an jenem Tag das Evangelium hörte. Als ich das Gebäude verließ, waren alle Federn meines Stolzes ausgerissen. Ich fühlte mich als den schlimmsten aller Sünder auf der ganzen Erde und sagte: ›Den Mann will ich nie wieder predigen hören, er hat alles verdorben.‹ Aber genau das hatte ich gebraucht. Ich mußte von mir wegschauen auf Gott und seine allmächtige Gnade, ich mußte begreifen, daß ich wieder in die Hand meines Schöpfers mußte, wenn ich ihm je mit Freude ins Angesicht schauen wollte. Als ich begriff, daß meine eigene Gerechtigkeit nur dreckige Lumpen waren, bestenfalls fürs Feuer geeignet, suchte ich, mit der vollkommenen Gerechtigkeit Christi bekleidet zu werden.«

Als ich an einem Sonntagabend im Tabernakel predigte, fühlte ich mich geführt, folgendes zu sagen: »Liebe Mutter, wenn du nie mit deiner Tochter über ihr Seelenheil gesprochen hast, dann tu es noch heute. ›Aber‹, magst du sagen, ›wenn ich nach Hause komme, schläft sie schon.‹ Wenn das so ist, dann weck sie und sprich und bete mit ihr. Und dann laß sie wieder schlafen. Beginne noch heute mit diesem heiligen Dienst.« Und eine Frau, die das hörte, ging nach Hause und tat genau das, was ich gesagt hatte. Sie weckte ihre Tochter und sprach mit ihr über den Erlöser. Das Mädchen erwiderte: ›O Mutter, ich freue mich so, daß du mit mir über Jesus sprichst. Seit Monaten warte ich schon darauf.‹ Es dauerte dann nicht lange, bis die Mutter mit ihrer Tochter zu mir kam, weil sie in die Gemeinde aufgenommen werden wollten. Dabei erzählten sie mir, wie sie zu diesem Segen gekommen waren.

In mehreren Fällen bestätigte der Herr einen ganz einfachen Vorschlag, den ich meinen Hörern machte. Ich bat sie, nach ihrer Rückkehr nach Hause einige Zeit still für sich zu verbringen, ehrlich über ihre Situation vor Gott nachzudenken und dann eines von zwei Worten niederzuschreiben. Wenn sie fühlten, nicht an den Herrn Jesus Christus zu

glauben, bat ich sie, das Wort *verdamm*t aufzuschreiben, wenn sie sich aber für ihre Erlösung nur auf ihn verlassen, sollten sie das Wort *vergeben* niederschreiben. Mehrere trafen auf diese Weise die Entscheidung für Christus; unter ihnen war ein junger Mann, der zuerst das Wort *verdamm*t niederschrieb. Aber als er es ansah, begannen seine Tränen zu fließen, sein Herz brach. Es dauerte nicht lange, bis er sich zu Christus flüchtete, das Papier ins Feuer warf, ein anderes Stück Papier nahm und *vergeben* darauf schrieb. Und bald kam er, um mir die gute Nachricht zu bringen und um Aufnahme in die Gemeinde zu bitten. Ein anderer Mann ging nach Hause und sagte seiner Frau, daß er *verdamm*t auf das Papier schreiben würde. Sie versuchte vergeblich, ihn davon abzubringen. Aber er nahm den Stift und wollte gerade den ersten Buchstaben schreiben. Aber seine kleine gläubige Tochter fiel ihm in den Arm und sagte: »Nein, Vater, das wirst du nicht schreiben!«, und durch die vereinten Bemühungen seiner Frau und seiner Tochter fand er zum Erlöser, und alle drei wurden dann Mitglieder der Gemeinde.

Ich habe erlebt, daß sich auch durch solche Lehrinhalte, von denen man es bestimmt nicht erwartet hätte, Menschen zu Gott bekehrten. Ich weiß, daß die Lehre von der Auferstehung Sünder zu Christus brachte; Dutzende sind durch Predigten über die Erwählung zum Erlöser gebracht worden – und zwar, soweit ich es sehen kann, genau die Menschen, die nie erreicht worden wären, wenn diese Wahrheit nicht ein fundamentales Lehrstück gewesen wäre, das ihr Herz genau an der richtigen Stelle berührte und den Eigenarten ihres Wesens entsprach. Oft habe ich eine schreckliche Predigt über das Gesetz gehalten und stellte hinterher fest, daß Sünder dadurch getröstet wurden. Häufig segnet Gott das Wort ganz anders, als wir es vorgesehen haben, und sehr viele Menschen haben ihren Stand in der Sicht Gottes erkannt, als ich über Themen predigte, die ich viel eher zur Erbauung der Gläubigen gedacht hatte. Das führt mich immer wieder hin zu der grundlegenden Wahrheit der göttlichen Souveränität, und ich erlebe, daß für Gnade und Vorsehung gilt:

Geheimnisvoll sind Gottes Wege,
Wenn seine Wunder er vollbringt.

Wenn ich mit Suchenden spreche, bin ich oft erstaunt, wie geschickt sie dem Eindringen der Wahrheit in ihre Herzen widerstehen. Die Erfindung der Lokomotive, des Telegrafs oder andere technische Wunderwerke haben mich nicht so zum Staunen gebracht wie die überragende Fähigkeit einfacher Leute, Gründe zu finden, nicht an den Herrn Jesus Christus zu glauben. Nachdem ich ihnen klar gezeigt habe, daß es die vernünftigste Sache der Welt ist, sich Christus anzuvertrauen, fragen

sie: »Wie machen wir das?« oder »Wie soll das geschehen?« Dann argumentieren sie erst in die eine und dann in die andere Richtung, und das alles nur zu ihrem Nachteil. Oft wiederhole ich dann alles noch einmal und noch einmal, und wenn ich das getan habe, kommen neue Einwände. Ich bin diesen Leuten in ihre Löcher gefolgt, als wäre ich ein Fuchsjäger. Ich habe versucht, sie aus ihrem Bau auszugraben, aber oft buddeln sie schneller, als ich ihnen nachgraben kann. Oh, dieses »wenn« und »aber«, dieses »vielleicht« und »womöglich«, dieses »ich fühl das nicht« und »ich fühl dies nicht!« Oh, dieses böse Infragestellen Christi! Wenn ich mit ihnen spreche und – ich hoffe, nicht erfolglos – sie zu trösten versuche, wird mir immer neu deutlich, was für ein schreckliches Verbrechen es ist, an Gott zu zweifeln; an dem zu zweifeln, der aus der Höhe spricht, an Ihm, der blutend am Holz hing.

Als ich einmal Sprechstunde für Suchende abhielt, kam ein junger Holländer in meinen Raum. Er war von Vlissingen herübergekommen, um mit mir über sein Seelenheil zu sprechen. Er begann: »Ich kann Christus nicht vertrauen.« Meine Antwort war: »Und warum nicht? Was hat er getan, daß Sie so schlecht von ihm sprechen sollten? Ich habe ihm alles anvertraut, und ich glaube, daß er sehr vertrauenswürdig ist. Was wissen Sie Schlechtes über ihn?«

»Ich weiß nichts Schlechtes über ihn, und ich schäme mich, so geredet zu haben, denn ich bin überzeugt, daß der Herr Jesus alles Vertrauen verdient. Das meinte ich nicht. Darf ich ihm vertrauen, daß er mich rettet?«

»Natürlich dürfen Sie das, denn das Evangelium befiehlt es, indem es sagt: ›Glaube an den Herrn Jesus Christus, so wirst du gerettet.‹ Und mit den Worten: ›Wer nicht glaubt, wird verdammt werden,‹ warnt es davor, nicht zu glauben.«

»Ich kann also Christus vertrauen; aber verspricht er, alle zu retten, die ihm vertrauen?«

»Gewiß. Ich habe Ihnen schon die Verheißungen des Evangeliums genannt. Es steht auch geschrieben: Jeder, der den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden. Wenn Jesus Sie nicht errettet, wenn Sie ihm vertrauen, dann wären Sie der erste, den er nicht annimmt.«

»Ja, jetzt begreife ich es! Warum habe ich es nicht eher erfaßt? Ich vertraue Jesus, und er errettet mich. Meine Reise von Vlissingen hierher hat sich wirklich gelohnt!«

Ich betete mit ihm, und er zog seines Weges, zitternd vor Freude.

Nach dem Gottesdienst im Tabernakel kam eine Dame zu mir und bat mich, für sie zu beten. Sie war schon einmal bei mir gewesen, um über ihr Seelenheil zu sprechen, und so sagte ich diesmal zu ihr:

»Ich habe Ihnen ganz klar den Weg der Erlösung gezeigt: Lassen Sie

sich in die Hände Christi fallen und verlassen Sie sich auf sein Sühnopfer. Haben Sie das getan?«

»Nein«, antwortete sie und fragte mich, ob ich für sie beten würde.

»Nein, durchaus nicht.«

Sie sah mich erstaunt an und bat mich zum zweiten Mal: »Beten Sie für mich?«

»Nein«, wiederholte ich, »ich habe nichts, worum ich für Sie bitten könnte. Ich habe Ihnen den Weg der Erlösung so klar und einfach dargestellt, daß Sie verloren sind, wenn Sie ihn nicht gehen. Aber wenn Sie jetzt Christus vertrauen, werden Sie gerettet. Mehr habe ich nicht zu sagen, ich kann Ihnen nur Leben und Tod vor Augen stellen.«

Wieder bat sie mich: »Beten Sie doch für mich!«

»Nein«, antwortete ich. »Möchten Sie, daß ich Gott bitte, daß er sein Evangelium so umgestaltet, daß Sie als Ausnahme ins Himmelreich kommen? Das sehe ich nicht ein. Einen anderen Heilsplan hat es nie gegeben und wird es nie geben. Wenn Sie sich dem nicht anvertrauen, werde ich Gott bestimmt um nichts für Sie bitten. Ich stelle Ihnen ganz klar die Frage: Wollen Sie an den Herrn Jesus Christus glauben?«

Ich war ziemlich überrascht, als die Frau, sehr überlegt, mir antwortete: »Wenn es so sein soll, dann kommt die Erlösung zu mir durch den Glauben. Ich glaube, was die Schrift über Christus sagt. Zudem fühle ich, daß ich mich ihm anvertrauen kann, denn er ist Gott, und er hat ein ausreichendes Opfer für meine Sünden gebracht. Und jetzt vertraue ich mich ihm an. Ich fühle, daß in diesem Augenblick ein eigenartiger Friede über mich kommt. Ich vertraue ihm, und ich bin sicher, daß ich gerettet bin.« Und im gleichen Atemzug sagte sie: »Auf Wiedersehen, es wollen noch andere mit Ihnen sprechen.« Damit ging sie, schließlich war sie eine Frau, die mit beiden Beinen auf der Erde stand. Später hat sie mir noch oft erzählt, wie froh sie ist, daß ich es abgelehnt hatte, für sie zu beten und sie so dazu brachte, selbst Christus zu vertrauen und so die Gewißheit der Erlösung zu erhalten.

Der Anfang des geistlichen Lebens ist bei jedem Bekehrten anders. Manchmal habe ich gedacht, daß jemand, der nicht in den ersten drei Monaten ein erstklassiger Christ wird, es wohl nie werden wird. Einige haben ihre Laufbahn als Christen sehr schwächlich begonnen. Ich hoffe, daß die, die so begannen, wirklich gerettet waren. Aber in jedem Fall begannen sie in Furcht und Zweifel, und bei der gleichen Unsicherheit blieb es, bis sie in den Himmel kamen. Einer sagte einmal zu mir:

»Entweder hat sich die ganze Welt geändert oder ich mich, denn ich fürchte mich jetzt vor Menschen, die ich sonst so gerne hatte. Was mich früher erfreute, macht mich jetzt unglücklich, und was mich früher traurig machte, macht mir jetzt die größte Freude.«

Ich bin für jeden dankbar, der eine gründliche Bekehrung erlebt hat. Nicht, daß ich etwas gegen die sagen möchte, die allmählich zu Christus finden, nur ist ihr Erleben weniger klar. Ihre Seligkeit ist so sicher, wie sie nur sein kann, aber oft haben sie weniger Trost. Und manchmal neigen Menschen, die sich sehr leicht bekehrt haben und kein tiefes Erleben der Sündhaftigkeit hatten, eher dazu, mit dem Bösen zu spielen, als die, die seine Ungeheuerlichkeit erlebt haben. Einige beginnen den Dienst für ihren Herrn mit Geiz und geben ihm nicht ihr ganzes Herz. Sie beginnen kühl, und sie werden ihr ganzes Leben lang nicht warm vor Eifer. Ich freue mich, wenn ein Neubekehrter rotglühend ist, oder sogar weißglühend. Er soll lieber zu eifrig sein, falls das überhaupt möglich ist; denn wenn er dann etwas abkühlt, kommt er genau auf die richtige Temperatur. Aber wenn er schon kühl beginnt, wie wird er dann sein, wenn er etwas abkühlt?

Die nützlichsten Arbeiter für den Herrn sind die, die ihm zu dienen beginnen, wenn sie noch jung sind. Manchmal ruft Gott Menschen im mittleren oder gar in hohem Alter und gebraucht sie für seinen Dienst. Aber trotzdem wage ich zu behaupten, daß die Kirchengeschichte zeigt, daß die nützlichsten Diener die sind, die er früh gepackt hat und die von Jugend an das Evangelium von Jesus bezeugt haben. Bei einigen älteren Menschen, die schon viele Jahre gläubig sind, aber für Christus praktisch nichts getan haben, habe ich große Schwierigkeiten, sie überhaupt etwas in Bewegung zu bringen. Wenn es mir gelingt, sie am Ende doch noch in den Dienst zu stellen, dann sind sie so schwierig wie Pferde, die nie zugeritten wurden. Doch als Fohlen gewöhnen sie sich an die Arbeit, sie macht ihnen Freude, und sie sind unglücklich, wenn sie nichts für Jesus zu tun haben. Was hat man mich verspottet und was haben mir doch weise und kluge Männer für Vorwürfe gemacht, weil ich mit 16 Jahren angefangen habe zu predigen. Man empfahl mir, in Jericho zu bleiben, bis mein Bart gewachsen wäre. Auch an anderen Ratschlägen hat es nicht gemangelt. Aber ich habe es nie bedauert, daß ich ein »boy-preacher« war. Und wenn ich mein Leben noch einmal beginnen könnte, ich würde genauso anfangen.

Ein Mann wollte sich der Gemeinde anschließen. Wie bei uns üblich, wurde er gebeten zu berichten, wie er sich bekehrt hätte. Er erzählte folgende Geschichte:

»Ich arbeitete als Fuhrmann und war noch nie auf die Idee gekommen, zur Kirche zu gehen. Ich glaube nicht, daß mir jemand je etwas über Gott oder Christus gesagt hatte, bis ich eines Tages über die London Bridge fuhr und plötzlich jemand hinten auf mein Fuhrwerk sprang. Ich packte meine Peitsche, um ihn wegzujagen, aber er sagte: »Laß das sein, Kollege, ich habe eine Botschaft für dich.« Das klang mir seltsam,

und ich fragte: »Was denn für eine?« »Ich will sie dir schon sagen, aber das geht besser, wenn ich vorn sitze.« Er setzte sich neben mich. Ich fragte ihn: »Was ist deine Botschaft?« »Es ist eine Botschaft Gottes für deine Seele.« Ich schimpfte und fluchte, aber das machte ihm offensichtlich nichts. Er sagte: »Du bist genau der Mann, den ich suchte. Ich wußte, daß du schwörst und fluchst, denn dadurch hast du mich zuerst auf dich aufmerksam gemacht. Ich bin sicher, die Botschaft ist für dich.« Da sagte ich zu ihm: »Sag, was du zu sagen hast, aber mach's kurz.« Er machte es kurz, aber sehr klar und direkt. Er sagte mir, was aus meiner Seele werden würde, wenn ich so mit meinem Schwören sterben sollte. Dann sprach er über die zukünftige Welt. Er sagte mir, daß es einen Erlöser für die Sünder gäbe, und wenn ich ihm vertraute, könnte ich gerettet werden. Bevor er mich verließ, nahm er mir das Versprechen ab, Sie predigen zu hören. Das habe ich versprochen, und weil ich mich immer gerührt hatte, mein Wort zu halten, kam ich in Ihre Predigt, obwohl es mir herzlich leid tat, daß ich das Versprechen gegeben hatte. Noch nie war ich am Sonntag so früh aufgestanden. Als der Mann mich an der Tür sah, nahm er mich mit, gab mir seinen Platz und stand während des ganzen Gottesdienstes, was ich als sehr freundlich von ihm empfand. Nach der Predigt fragte er mich: »Hat es dir gefallen?« Ich antwortete: »Nein, das sind Sachen, die mir nichts bedeuten. Ich glaube nicht an die Religion.« »Gut. Aber du wirst glauben«, sagte der Mann. Draußen verabschiedeten wir uns, und ich hoffte, ihn nie wieder zu sehen.

Einige Wochen begegnete ich ihm nicht. Aber als ich eines Tages die Blackfriars Road hinunterging, sah ich ihn mir entgegenkommen. Ich verschwand um die nächste Ecke, aber kurz darauf hörte ich jemand hinter mir herrennen. Er holte mich ein und sagte: »Hallo, Kollege, wie geht es dir?« »Ganz gut.« »Geht es dir denn jetzt besser?« fragte er. Da ich nicht antwortete, sagte er, er sei fest überzeugt, daß ich eines Tages Christ würde und daß er mich nicht eher in Ruhe lassen werde, bis das geschehen sei. Ich fürchtete, er würde mit mir in mein Haus gehen wollen. Aber meine Frau und ich waren Trinker, wir hatten kaum Möbel im Haus, und ich wollte nicht, daß er das sähe. Um ihn loszuwerden, versprach ich ihm, am nächsten Sonntag wieder Spurgeon predigen zu hören. Ich hielt mein Versprechen. Und jetzt bin ich froh, daß mich niemand mehr dazu bringen muß, in das Tabernakel zu gehen. Ich komme seit sechs Monaten regelmäßig, ich habe den Heiland gefunden, und vier von meinen Kollegen bringe ich mit, daß sie das Evangelium hören.«

Direkt nach der Freude über Bekehrungen kommt für mich die Freude, Menschen zu helfen, die jahrelang in geistlicher Dunkelheit gelebt haben. Ich erinnere mich an einen Mann von hervorragendem Charakter, der zwanzig Jahre in einer unfaßbaren Schwermut lebte. Er hörte

auf, zum Gottesdienst zu gehen, weil es ja doch sinnlos sei. Obwohl er immer bereit war, Gutes zu tun, war er zutiefst überzeugt, daß er selbst am Guten keinen Anteil hätte und nie haben würde. Je mehr man mit ihm über göttliche Dinge sprach, desto schlechter ging es ihm. Selbst das Gebet schien ihn noch tiefer in die Schwermut hineinzutreiben. Durch die Vorsehung Gottes wurde ich gebeten, in der Nähe seines Wohnortes zu predigen. Man bewegte ihn, an dem Gottesdienst teilzunehmen, und weil der Heilige Geist die Predigt segnete, erlebte er eine freudige Befreiung. Nach zwanzig Jahren der Angst und der Unruhe beendete er zur Überraschung seiner Nachbarn, zur Freude der Familie und zur Ehre Gottes seine mühseligen Wanderungen am Fuß des Kreuzes. Und der Friede seiner Seele blieb. Bis zu dem Augenblick, an dem der Herr ihn in Frieden in die ewige Ruhe aufnahm, blieb er treu im Glauben, vertraute Gott und fürchtete sich nicht.

41. Westwood

Von 1857 bis 1880 wohnte die Familie Spurgeon in Helensburgh House in der Nightingale Lane im Londoner Vorort Clapham, wo 1869 der Neubau entstand. Über den Umzug nach Westwood, auf dem Beulah Hill genannten Hügel im Vorort Upper Norwood gelegen, sagte Spurgeon oft: »Den habe ich nicht selbst organisiert, der Herr hat mich einfach auf den Spaten genommen und umpflanzt.«*

Das geschah so. Es war das Jahr 1880, und es gab viel Mühe wegen einer Sache, die als Hilfe gedacht war. Mrs. Tyson, die viele Jahre lang das Tabernakel und seine Institutionen großzügig unterstützt hatte, hinterließ in ihrem Testament dem Seminar und dem Waisenhaus den größten Teil ihres Besitzes unter der Bedingung, daß gewisse jährliche Zahlungen an einige ältere Leute geleistet werden sollten, für die sie verantwortlich war. Die freundliche Erblasserin hatte Spurgeon und einen befreundeten anglikanischen Geistlichen als Testamentvollstrecker eingesetzt, um sicherzustellen, wie sie erklärte, daß ihr Testament auch ordnungsgemäß vollstreckt würde. Aber unglücklicherweise hatte sie neben ihrem Grundbesitz auch ihr persönliches Eigentum in das Testament eingeschlossen, so daß es unter das Law of Mortmain fiel. Die Sa-

* Nach G. H. Pike war das neue Haus etwa genauso groß wie Helensburgh House, aber das Grundstück war wesentlich größer. Heute (1972) steht, allerdings erweitert, New Helensburgh House noch, während von Westwood nichts erhalten ist. Das Haus wurde abgerissen, um für eine Mädchenschule Platz zu machen.

che war so kompliziert; daß die Testamentsvollstrecker sich mit den Ausschüssen für Seminar und Waisenhaus einigten, in einem Prozeß alle Unklarheiten rechtsgültig zu klären. Das brachte Spurgeon viel zusätzliche Arbeit und machte viele Fahrten nach White Lodge, Beggin Hill in Upper Norwood nötig, wo Mrs. Tyson gelebt hatte.

Als die Testamentsvollstrecker einen ihrer Besuche beendet hatten, schlug Spurgeon vor, daß sie, bevor sie nach Hause zurückkehrten, am Kristallpalast vorbeifahren sollten, vermutlich, um das Gebäude von außen anzusehen. Als sie die Beulah Hill-Straße entlangfuhren, fiel Spurgeon an einer Einfahrt, die ihm später sehr vertraut werden sollte, eine Anzeige auf, daß ein Haus mit Grundstück zu verkaufen sei. Er hatte sich schon lange gewünscht, auf ein höher gelegenes und ruhigeres Grundstück umziehen zu können, und sich nach verschiedenen Möglichkeiten erkundigt. Aber bis jetzt hatte er kein Haus gefunden, das nahe genug am Tabernakel lag und weit genug weg vom Londoner Nebel. Am Kristallpalast angekommen, wendete man den Wagen, um zurückzufahren, und kam bald in Beulah Hill wieder an die Stelle mit der Verkaufsanzeige. Spurgeon ließ den Kutscher anhalten und bat seinen Sekretär festzustellen, wie die Anzeige genau lautete. Es schien so, daß man eine schriftliche Erlaubnis haben mußte, um das Haus zu besichtigen; aber als Spurgeon nachfragte, wurde ihm sofort gestattet, sich alles anzusehen, was er wünschte, und dann fuhr er die Einfahrt hinauf und sah zum ersten Mal sein zukünftiges Zuhause.

»Das ist viel zu groß für mich!« rief er aus, und nach kurzer Besichtigung verließ er Westwood ohne jede Ahnung, daß er einmal sein Besitzer sein würde. Er dachte so wenig daran, daß er nicht einmal einen Beauftragten zur Auktion schickte. Aber ein paar Tage später erhielt er die Nachricht, daß bei der Auktion der Rufpreis nicht geboten worden wäre, und die Anfrage, ob er nicht ein Angebot machen möchte. Dann geschah das, was Spurgeon immer als Gottes Eingreifen verstand. Am selben Tag fragte der Bauunternehmer, der regelmäßig für Spurgeon arbeitete, wenn es in Helensburgh House etwas zu bauen gab, ob er das Haus verkaufen würde. Wenn ja, dann würde einer seiner Nachbarn es gerne für seinen Schwiegersohn kaufen, der aus dem Ausland zurückkehre. Daraufhin erwähnte Spurgeon das Haus, das er in Norwood gesehen hatte, und meinte:

»Wenn ich für dieses Haus so viel bekommen könnte, wie ich brauche, um das andere zu erwerben, würde ich gerne tauschen.«

Daraufhin wurde über den Preis beraten, er wurde dem Nachbarn mitgeteilt, und nicht lange darauf kam der Bauunternehmer mit der Nachricht und dem Scheck für die Anzahlung zu Spurgeon zurück. Aber Spurgeon sagte:

»Ich muß erst sehen, ob ich Westwood kaufen kann, sonst stehe ich nachher auf der Straße.« Er fuhr also wieder nach Beulah Hill, stellte fest, daß er den Differenzbetrag ohne Schwierigkeiten aufbringen konnte, und so war innerhalb von wenigen Stunden das alte Haus verkauft und das neue gekauft – wie er immer überzeugt blieb, durch göttliches Arrangement.

42. Aus der Arbeit zweier Tage

Susannah Spurgeon erzählt:

Am besten beginnt man mit den Vorbereitungen für den Sonntagsdienst. Jeden *Samstagnachmittag* bis sechs Uhr waren die Türen von Westwood, wo die Spurgeons seit 1880 wohnten, für Besucher offen. Spurgeon bat die Besucher je nach Wetter nach draußen und erging sich mit ihnen plaudernd im Garten. Beim Tee unterhielt man sich weiter – das Spektrum war weit, die Unterhaltung oft humorvoll und immer interessant. Danach folgte die Familienandacht, während der Spurgeon besonders in seinen Gebeten seine empfindsame Einfachheit, sein geistliches Pathos, seine tiefe Frömmigkeit voll entfaltete. Er kam wie ein kleines Kind zu seinem lieben himmlischen Vater, und es trieb uns oft die Tränen in die Augen, wenn er so unmittelbar mit seinem Herrn sprach.

Um sechs Uhr gingen alle Gäste. Er verabschiedete sie manchmal mit Sätzen wie: »Nun, liebe Freunde, muß ich Sie verabschieden; Sie wissen, wie viele Küken ich morgen zu füttern habe, und ich möchte ihnen doch eine gute Mahlzeit geben.« Mit einem herzlichen »Gott segne Sie« reichte er ihnen die Hand und zog sich ins Studierzimmer zurück. Die Bewohner des Hauses gingen nun still ihren verschiedenen Pflichten nach. Eine heilige Ruhe lag über Haus und Garten. Kein menschliches Ohr hat je mitgehört, kein Auge es gesehen, wenn er mit Gott für sich selbst betete und für seine Leute eintrat, wenn er mit dem Engel des Bundes kämpfte, bis er siegte und mit der Botschaft vom Bache Jabbok zurückkam, daß er in seines Herrn Namen Befreiung anzubieten habe. Seine größten und fruchtbarsten Predigten kosteten ihn seelischen Kampf und geistliche Ängste – nicht bei der sachlichen Erarbeitung, sondern unter dem überwältigenden Eindruck, daß er vor Gott für die Seelen verantwortlich ist, denen er das Evangelium von der Errettung durch den Glauben an Jesus Christus zu predigen hat. Obwohl er die Gabe der Rede hatte, war für ihn das Predigen keine leichte, schnell hinter sich zu

bringende Aufgabe. Sein ganzes Herz war davon in Anspruch genommen, seine ganze geistliche und intellektuelle Kraft, womit ihn Gott so reichlich ausgestattet hatte, war auf diesen Dienst konzentriert und seinem Herrn und Heiland zu Füßen gelegt, damit Er es gebrauche und segne gemäß Seinem gnädigen Willen und Ziel.

Es kam vor, daß er für ein paar Minuten sein Zimmer verließ, mich suchte und mit unsicherer Stimme fragte: »Was soll ich tun? Gott hat mir noch keinen Text gegeben.« Dann versuchte ich ihn zu trösten, so gut ich konnte; nach einem kurzen Gespräch ging er zurück, um weiter zu wachen und zu warten, daß ihm das Wort gegeben würde.

Sonntagmorgens: Spurgeon gab immer ein gutes Beispiel, indem er frühzeitig in der Kapelle war. Er war mindestens eine halbe Stunde vor Gottesdienstbeginn im Tabernakel, pünktlich stieg er, gefolgt von Diakonen und Ältesten, die Stufen zur Plattform herab, und nach einer kurzen Stille begann der Gottesdienst. Nach der Predigt folgte das Gebet, von dem D. L. Moody sagt, daß gerade Spurgeons Gebete ihn am allermeisten beeindruckt hätten.

Jeden zweiten Sonntag im Monat traf man sich im Anschluß an die Predigt zuerst mit allen Besuchern, die diese Gelegenheit wahrnehmen wollten, und dann eine weitere halbe Stunde um den Tisch des Herrn und zur Pflege der Gemeinschaft – für manche Mitarbeiter die einzige Gelegenheit dazu.

Der *Nachmittag und Abend* wurde mit Sonntagsschule und Mission, Freiluftpredigt und anderen Formen christlichen Dienstes ausgefüllt.

Sonntagabends feierte man – außer den zweiten Sonntag im Monat – das Abendmahl im geschlossenen Kreis; am ersten Sonntagabend im Monat mit der großen Tabernakel-Gemeinde. Dann waren die Plätze unten im Saal und im größeren Teil der ersten Empore den Kommunikanten vorbehalten, und viele andere Gottesdienstteilnehmer tummelten sich in den anderen Räumen des Gebäudes. Es war eine eindrucksvolle Szenerie, und wer sie miterlebte, wird sie nicht vergessen können. Spurgeon war überzeugt, daß nach dem apostolischen Vorbild die Feier des heiligen Mahls jeden Sonntag stattfinden soll, und deshalb suchte er – ob zu Hause oder unterwegs – jeden Sonntag die Gelegenheit dazu, und er wurde nicht müde zu betonen, daß das beständige Teilnehmen an der heiligen Feier ihren Wert eher erhöhe als vermindere, da es ja beständig an den erinnere, der zu seinen Jüngern gesagt hat: »Dies tut zu meinem Gedächtnis.«

Jeden *Sonntagmorgen* kam – mit Ausnahme des zweiten – eine ganze Prozession von Besuchern aus nah und fern. Sein gutes Gedächtnis half ihm, sofort herauszufinden, wen er schon einmal gesehen oder gesprochen habe. Alle Sommer kamen Hunderte von Amerikanern dazu und

halfen bei den Gottesdiensten. Die meisten Besucher hofften auch auf ein persönliches Gespräch, darunter viele Pastoren aller Denominationen, die dann herzlich zu den Abendgottesdiensten oder den Gebetsgemeinschaften eingeladen wurden. Spurgeon freute sich, als einer dieser Gäste zu ihm sagte:

»Nun, Bruder Spurgeon, ich hörte Sie vor zehn Jahren und stelle jetzt mit Freuden fest, daß sich Ihre Lehre in nichts geändert hat. Sie stehen heute genau noch dort, wo Sie damals standen.«

»Ja«, antwortete Spurgeon, »und wenn Sie nach weiteren zehn Jahren kommen, werden Sie mich – wenn Gott gnädig ist – immer noch dasselbe Evangelium predigen hören, wenn der Herr mich nicht inzwischen heimgeholt hat.«

Es kamen besonders nahe Freunde über den Atlantik, die gewiß waren, daß der Pastor sie in sein Haus holte, und mit einigen verbrachte er einen stillen Tag auf dem Land, andere führte er durch die Waisenhäuser und die anderen Institutionen, und dabei hörten sie, wie der Herr ihn zu alledem geführt hatte.

Es kamen auch arme, bedrückte Seelen, die seine Hilfe suchten, Mitarbeiter, die Ermutigung brauchten oder die andere brachten, die den Heiland gerade gefunden hatten. Kranke mußten besucht werden. Dies alles wurde auch sonntags zwischen Morgengottesdienst und der Vorbereitung für die Abendversammlung geschoben, wenn Spurgeon nicht nach Hause kam, weil die Entfernung zwischen dem Tabernakel und »Westwood« zu groß war.

Die Abendversammlung war kürzer und evangelistischer, weil dann mehr Fremde kamen. Aber manchmal war es auch umgekehrt; dann wurde die Lehre von der Gnade wieder und wieder entfaltet, die mehr Sünder zur Bekehrung führte als der direkt an sie gerichtete Appell.

Einige Jahre lang blieb das Tabernakel einmal im Vierteljahr Sonntagabends offen für jeden, der kommen wollte; Mitglieder der Gemeinde standen dann zur Beantwortung von Fragen zur Verfügung. Ein solches Experiment hat sich nicht jede Gemeinde leisten können, aber es war von Anfang an von einem großartigen Erfolg gekrönt. Spurgeon sagte später, seine regelmäßigen Hörer hätten sich in dieser Sache so loyal verhalten, daß er unter den fünf- oder sechstausend Besuchern keine fünf oder sechs von ihnen gesehen hätte. Wenn er nach der Abendversammlung müde nach Hause kam und die Nachtruhe redlich verdient hatte, war das Tagespensum noch nicht unbedingt geschafft: Vielleicht mußte er am Montag eine längere Fahrt zu irgendeinem auswärtigen Dienst antreten, dann war auf alle Fälle noch einiges vorzubereiten. Am Montag war sonst seine erste Arbeit, die Sonntagmorgen-Predigt für den Druck vorzubereiten.

Dies alles war Arbeit aus Liebe, doch es war Arbeit, und es ist kein Wunder, daß ihn der Arzt während einer ernsten Erkrankung beschwor, sich nach der großen Anstrengung der Sonntagsgottesdienste Ruhe zu gönnen. Aber er wußte, daß, wenn er den Druck der Predigt verzögerte, ihre Verbreitung gefährdet wäre; er müsse weiterhin seine Gabe in Gottes Dienst stellen; das bedeute aber auch bestes Niveau, und er könne nicht jede enttäuschen, die in allen Himmelsrichtungen auf diese Predigt warteten.

43. Spurgeon als Leser und Autor

Gott gab Elia bei *einer* Mahlzeit genug für 40 Tage: Freunde, bekommt ihr auch manchmal solche Mahlzeiten? Ich ja, und zwar, wenn ich bestimmte Bücher lese – nein, nicht die modernistischen. Die brauche ich nicht – ein Gramm Mehl auf fünf Liter Wasser; gebt mir lieber einen der guten soliden Bände der alten Puritaner, die heute so wenig geschätzt werden. Solch gesegnete Nahrung mag meine Seele, und sie wird satt davon. – C.H.S., *Predigt im Tabernakel*, 24. Juni 1883.

Eine Biographie Spurgeons wäre unvollständig, würde sie nicht von den Büchern berichten, die er las, schrieb oder besaß. Alle, die Spurgeon gut kannten, sei es in seiner Kindheit und Jugend oder in seinen späteren Jahren, haben bezeugt, daß er, was das Lesen anging, ein gewaltiger »Allesfresser« war. In einem früheren Kapitel berichtet er selbst davon, wie glücklich er als Junge war, wenn er sich der Lektüre solcher Bücher wie Foxes *Buch der Märtyrer* oder Bunyans *Pilgerreise* oder auch den schweren Folianten puritanischer Theologie widmete, die er in dem fensterlosen Raum oben im alten Pastorenhaus von Stambourne entdeckt hatte.

Der Junge und die Bücher waren unzertrennlich. Genauso war es, als er von den Großeltern in Stambourne zu den Eltern nach Colchester zurückkehrte; und auch, als er dann die Schule seines Onkels in Maidstone besuchte. Schon als Kind und Jugendlicher beschäftigte er sich mit vielen Wissenschaften und begann so sein immenses Wissen anzusammeln, das mancher später als enzyklopädisch bezeichnete, weil es so vielfältig und umfassend war. Sein Aufsatz »Das demaskierte Papsttum«, den er als 15jähriger schrieb, zeigt, wie weiträumig seine Lektüre so früh schon war. Oft erzählte er voller Freude von dem eigenartigen Arrangement, das es ihm ermöglichte, an den Debatten in seiner Schule teilzunehmen: Er wußte fast zu jedem Thema so viel mehr als alle anderen, daß niemand ihn mit seinen Argumenten besiegen konnte.

So war für ihn die einzige Möglichkeit, fair an den Debatten teilzunehmen, daß er pro und contra sprechen mußte! Es muß für seine Mitschüler erstaunlich und unfassbar gewesen sein, ihm zuzuhören, wie er die eigenen Argumente zurückwies, die ihnen unbesiegbare erschienen waren, als er sie zuerst vortrug.

Damals beschäftigte er sich sehr gern mit den Naturwissenschaften. Einige seiner Schüler bestätigten noch nach seinem Heimgang, wie überaus interessant und lehrreich die Stunden waren, die er ihnen in diesem Fach gab. Dadurch schuf er sich einen großen Vorrat an eindrucksvollen Predigtillustrationen, die ihm und seinen Hörern in den vielen Jahren seines Dienstes so nützlich waren.

Spurgeon sagte selten etwas über seine eigenen Leistungen und über die Qualifikation, die er für seine Lebensarbeit hatte. Aber wenn er den nützlichsten und erfolgreichsten Diener des Herrn schilderte, zeichnete er Bilder, die auch bestens auf ihn selbst gepaßt hätten. Was er in einer Predigt im Tabernakel über John Bunyan sagte, entsprach genau seinem eigenen Schreiben und Reden:

»Oh, daß du und ich in das Herz des Wortes Gottes eindringen möchten und das Wort in uns! So wie die Seidenraupe sich ins Blatt hineinfrißt und es verzehrt, so sollten wir es mit dem Wort des Herrn machen: nicht auf seiner Oberfläche herumkriechen, sondern sich hineinfressen, bis es ganz tief in uns drin ist. Es ist nutzlos, nur das Auge über die Wörter gleiten zu lassen, die Poesie zu erfassen oder die historischen Fakten. Segen liegt nur darauf, wenn wir uns in die Bibel hineinfressen, bis wir zuletzt an ihre Seele kommen. Dann sprichst du die Sprache der Bibel, dein Stil wird von ihr geprägt, und, was noch viel besser ist, dein Geist ist voll von den Worten des Herrn. Ein Beispiel für das, was ich meine, ist John Bunyan. Wenn du etwas von ihm liest, dann ist es fast so, als läsest du die Bibel selbst. Er las und studierte die Authorized Version, die, wie ich urteile, nicht verbessert werden kann, bis Christus wiederkommt. Er hat die Bibel gelesen, bis seine ganze Sprache von ihr durchtränkt war. Und wenn das, was er geschrieben hat, auch eine faszinierende Dichtung ist, so fühle ich doch, wenn wir seine *Pilgerreise* – die beste aller Prosadichtungen – in die Hand nehmen, jedesmal: »Dieser Mann ist ja eine lebende Bibel!« Wo immer du ihn auch anzapfst, wirst du feststellen: Sein Blut ist *Biblin*, die Essenz der Bibel selbst. Er kann nicht sprechen, ohne ein Bibelwort zu zitieren, denn seine Seele ist voll des Wortes Gottes.«

Als Spurgeon die Illustrationen für die *Schatzkammer Davids* zusammenstellte, war es nicht Unfähigkeit, sondern Zeitmangel, der Spurgeon veranlaßte, die Hilfe einiger Freunde in Anspruch zu nehmen. In

den jeweiligen Bänden sprach er ihnen dann seine Anerkennung aus.

Ein Beispiel soll stellvertretend für alle stehen und zugleich dem aufmerksamen Leser einen Eindruck vermitteln, wie mühsam die Arbeit war und mit welcher Sorgfalt sie ausgeführt wurde. In der Einleitung zu Band III schrieb Spurgeon:

»Groß ist die Wissenschaft, kurz ist das Leben – und so war ich nicht fähig, meiner Aufgabe ohne Hilfe gerecht zu werden, und ich mußte meinen Freund Mr. Gracey, den fähigen Lehrer der alten Sprachen am Seminar, bitten, mir zu helfen, den gewaltigen Berg lateinischer Kommentare durcharbeiten. Große Bände voller trockener Worte geben hier und da ein wenig her, über das es sich nachzudenken lohnt. Und diese Dinge werden meinen Lesern wertvoll genug sein, um meine Mitarbeiter und mich für die Mühe zu entschädigen. Für die Auswahl bin ich allein verantwortlich, für die Richtigkeit der Übersetzung müssen wir beide gerade stehen. Der Leser wird merken, daß er, ohne viel Geld und Mühe aufzuwenden, hier das Wichtigste aus Venema, Le Blanc, Lorinus, Gerhohus, Musculus, Martin Geier, Mollerus und Simon de Muis zur Hand hat, zudem noch einiges aus Vitringa, Jansenius, Savonarola, Vatablus, Turrecremata, Marlovatus, Palanterius, Theodoret und anderen, soweit wir es für wertvoll hielten. Ich kann ehrlich sagen, daß ich keiner Schwierigkeit ausgewichen bin und mir keine Mühe erspart habe, um das Werk so vollständig wie möglich zu machen, sei es durch eigene Anstrengung oder durch die Hilfe anderer.«

Unter den Werken Spurgeons zeigt das kleine Bändchen mit dem bescheidenen Titel *Commenting and Commentaries* am besten, wie sehr er mit der gesamten Auslegungsliteratur vertraut war. Der Zweck des Buches und die dafür aufgewandte Mühe werden vom Verfasser so beschrieben:

»Gottes Gelehrte, die die Schrift studiert haben, hinterließen uns große Vorräte heiliger Gedanken, und wir tun gut daran, sie zu nutzen. Ihre Auslegungen können unser eigenes Nachdenken nicht ersetzen. Aber so wie man das Wasser in eine trockene Pumpe schüttet, damit die Pumpe funktioniert, so mag das Lesen das eigene Nachdenken in Bewegung bringen. Aber hier liegt das Problem. Studenten wissen oft nicht, welche Bücher sie kaufen sollen, und ihr weniges Geld wird oft für Bücher verschwendet, die verhältnismäßig wertlos sind. Deswegen habe ich mich bemüht, ich habe viel gelesen und drei- bis viertausend Bücher durchgesehen. Daraus habe ich meinen Katalog zusammengestellt; viele Bücher habe ich nicht aufgenommen und trotzdem eine sehr reichhaltige Auswahl getroffen. Obwohl ich alle meine Urteilskraft einsetzte, habe ich bestimmt auch Fehler gemacht. Sicherlich werden sehr wenige mit allen meinen Urteilen übereinstimmen, und einige werden sich über meine

Bemerkungen ärgern. Ich habe allerdings mein Bestes getan, und mit aller mir zur Verfügung stehenden Unparteilichkeit habe ich nichts abgeschwächt und nichts aus Arglist geschrieben. Wer nicht zufrieden ist mit dem Buch, der schreibe ein besseres; er muß sich aber darüber klar sein, daß er ja dann mit meinen Ochsen pflügen kann und es deshalb besser machen muß.«

Einige Leser der Predigten Spurgeons oder seiner anderen Bücher haben gemeint, er wäre mit den Schätzen des klassischen Altertums und der biblischen Sprachen nur wenig vertraut, weil er nur selten die Klassiker zitiert oder auf die biblischen Sprachen Bezug nimmt. Den wirklichen Grund für diese Enthaltensamkeit können wir in den warnenden Worten erkennen, die er seinen Studenten in der Vorlesung: »*Auslegung: Vermeide alle Pedanterie*« gibt.

»Ein Pedant, der dauernd Ambrosius und Hieronymus, Piscator und Oekalampad zitiert, um zu zeigen, was er schon alles gelesen hat, ist meist nur ein Kleinhändler, und er zitiert nur, was andere schon vor ihm zitiert haben. Aber der, der dir das Ergebnis umfassenden Lesens darbieten kann, ohne vor sich her die Trompete blasen zu lassen, der ist wirklich gelehrt. Als allgemeine Regel kann man sich die merken: Wer am wenigsten Griechisch kann, zeigt am liebsten die Lumpen seiner Gelehrsamkeit auf der Kanzel und versäumt keine Chance zu sagen: ›Im Griechischen heißt es so und so.‹ Der Ungebildete zeigt gern die Aufhänger, an denen die Bildung hängen sollte. Nein, Brüder, der Prozeß der Auslegung muß in eurem Studierzimmer stattfinden. Der Gemeinde sollt ihr dann die Ergebnisse zeigen und nicht den Prozeß. Ein guter Koch käme nie auf die Idee, Töpfe und Pfannen, Nudelholz und Gewürzkasten in das Eßzimmer zu schicken, vielmehr läßt er unauffällig das Festessen servieren.«

In den 28 Jahrgängen *Kelle und Schwert* (1865–1892) werden viele tausend Bücher erwähnt, die Spurgeon, der Herausgeber, entweder selbst gelesen oder doch so weit geprüft hatte, daß er sie besprechen konnte. Zudem las er noch viele, die er nicht besprach, weil er sich klar war, daß eine negative Besprechung in seiner Zeitschrift mithelfen würde, der irrigen Lehre zusätzliche Beachtung zu verschaffen. So hielt er es für weiser, solche Bücher einfach zu ignorieren. Wenn er ein wirklich durch und durch moralisch oder lehrmäßig schlechtes Buch fand, riß er es in Stücke, die so klein waren, daß sie niemand mehr schaden konnten, oder er verbrannte das Buch persönlich im Feuer. Viele Bücher, die die Göttlichkeit unseres Herrn, die Wirksamkeit seines Opfers oder die Inspiration der Schrift anzweifelten, erhielten diese Strafe; einige behielt Spurgeon aber auch als Beleg für das, was religiöse Führer seiner Zeit schrieben.

Auch bei seinen Erholungsaufenthalten in Mentone fehlte es nie an

Büchern. Er nahm nicht nur große Mengen in seinem Reisegepäck mit, viele wurden ihm auch dorthin zugeschickt. Wenn er die Bücher für seine Reise aussuchte, waren immer auch einige Biographien dabei und ein oder zwei Bände seiner geliebten Puritaner, vielleicht Manton oder Brooks.

Spurgeon las überaus schnell und erfaßte trotzdem alles, was er las. Er konnte ein dickes Buch in sehr kurzer Zeit durchlesen und sich seinen Inhalt aneignen. Dr. William Wright von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft schrieb im Februar 1892:

»Als ich in Spurgeons Nachbarschaft zog, stellte ich fest, daß seine Literaturkenntnis ans Wunderbare grenzte. Vielleicht konnte niemand so lesen wie er. Er konnte sich mit fünf oder sechs dicken Büchern hinsetzen und sie in einem durchlesen. Er saß dann da, seine linke Hand lag flach auf der linken Seite des Buches, seine rechte Hand schob er auf der rechten Buchseite nach, bis sie ein wenig vorstand, dann blätterte er mit dem Finger um und las die nächste Seite. Er nahm mit schnellem Blick den Inhalt auf, las ganze Sätze, wo andere Wörter lesen, und sein Gedächtnis hielt fest, was er gelesen hatte. Üblicherweise las er jede Woche ein halbes Dutzend schwieriger Bücher, um seinen Verstand wach zu halten. Und nie ließ er etwas aus.

Zuerst war ich überrascht, daß Spurgeon sowohl den hebräischen als auch den griechischen Text gebrauchte. »Man erzählt von mir«, sagte er, »ich sei dumm und ungebildet. Das sollen sie ruhig sagen. In allem, in Dummheit und Klugheit, soll Gott verherrlicht werden.«

Seine Exegese war selten falsch. Er sparte keine Mühe, die genaue Bedeutung des Textes herauszufinden. Einmal wollte er über den Ölbaum sprechen. Er schickte seinen Sekretär mit einer Reihe von Fragen über die Eigenart des Baumes zum Leiter der naturkundlichen Abteilung des Britischen Museums, Mr. Carruthers. Der war so interessiert, daß er für Spurgeon mehrere Seiten als Antwort niederschrieb. Als aber die Predigt gehalten wurde, waren die Informationen von Spurgeon schon so verarbeitet worden, daß sie nur in einigen wenigen Sätzen, im Stil Bunyans gehalten, zum Vorschein kamen . . . Wenn ich ihn am Samstagabend verließ, wußte er manchmal noch nicht, über welche Texte er seine beiden Sonntagspredigten halten würde. Aber seine geistigen Vorratskammern waren gut gefüllt. Und wenn er dann die Hauptrichtung der Predigt gefunden hatte, genügten ein paar Notizen auf einem kleinen Blatt als Manuskript. Bevor ich ging, sprach er ein kurzes Gebet, und das war für uns beide eine Ermutigung.

Spurgeons Größe beruhte auf einer Vielfalt von Begabungen. Seine Stimme war angenehm; man mußte einfach zuhören. Sein Geist nahm alles Wissen auf, das er erreichen konnte, sei es aus Büchern oder aus der

Natur. Seine Augen hatten einen weiten Winkel, und er sah alles, was sein Auge berührte. Er hatte ein Gedächtnis, auf das er sich verlassen konnte. Sein Herz war groß, in Liebe entbrannt zu Gott und den Menschen. Und was er tat, packte er geschickt an, ganz gleich, ob weltlich oder geistlich. Er hatte nur ein Ziel und verfolgte es mit überzeugender Ehrlichkeit. Damit gewann er das Vertrauen aller, die ihn kannten. Wer ihm begegnete, konnte gar nicht anders, als ihn zu lieben.«

Dr. J. Stanford-Holme versuchte in einem Artikel, den Lesern jenseits des Atlantiks die Quellen der geistigen und geistlichen Kraft Spurgeons zu zeigen. Im Januar 1879 schrieb er im *Christian Herald*:

»Es ist beachtenswert, daß es zum Absatz seiner Predigten in diesem Land nichts Vergleichbares gibt. Von der amerikanischen Ausgabe seiner Predigten sind mehr als 500 000 Bände verkauft worden. Und wenn wir zu dieser gewaltigen Zahl die unzähligen Abdrucke einzelner Predigten in Zeitschriften und Zeitungen hinzuzählen, dann ist es berechtigt zu sagen, daß kein Prediger in Amerika je so viele ›Hörer‹ hatte wie Charles H. Spurgeon.

Viele der Gründe für die Popularität dieses berühmten Predigers sind leicht zu entdecken. An Klarheit und Kraft der Gedanken, an Einfachheit und Reinheit der Sprache, an Erkenntnis der Wahrheiten des Evangeliums, an Taktgefühl und Eindringlichkeit der Darbietung ist er wohl allen Predigern überlegen.

Als Spurgeon in jungen Jahren seinen Dienst in der New Park Street Chapel in London begann, zog er schnell so viele Menschen an, daß die alte Kirche überfüllt war. Bald war er in ganz England bekannt. Viele meinten, er wäre ein leuchtender Meteor, der bald wieder verschwindet. Aber heute ist Spurgeon ein noch erfolgreicherer und faszinierenderer Prediger als vor 20 Jahren, und Erfolg und Faszination nehmen weiterhin zu, es gibt keinerlei Anzeichen abnehmender Fähigkeiten.

Das ist zweifellos bis zu einem gewissen Grad seinem Fleiß und seiner effektiven Arbeitsweise zuzuschreiben, aber auch seinen natürlichen Begabungen und seiner tiefen persönlichen Frömmigkeit. Aber Spurgeons besonderes Verständnis des Wortes Gottes und die Art seiner Predigtvorbereitung tragen auch in nicht geringem Maße zu der unerschöpflichen Vielfalt bei, die für seine Predigten so typisch ist. Er spinnt sein Gewebe nicht aus sich selbst heraus. Die Quellen, aus denen er schöpft, werden nicht an seinen eigenen Maßstäben gemessen, sondern an der unbegrenzten Fülle des göttlichen Wortes. Er predigt nie über ein Thema, immer über einen Text. Der Text ist nicht einfach das Motto der Predigt, nein, die Predigt ist aus ihm. Er benutzt den Text mit solch offensichtlicher Achtung, daß es scheint, als wären diese wenigen Worte die einzigen, die Gott je gesprochen hat. Der Text ist der Keim, der der

Predigt Lehre, Geist und Inhalt gibt. Jede Predigt hat den Geschmack, den Geruch und die Farbe, die dem göttlichen Saatkorn eigen ist, aus dem sie herauswächst. Und weil die Bibel ein unerschöpflich vielfältiges Vorratshaus von Saatkörnern der Wahrheit ist, so sind Spurgeons Predigten nie gleich. Jedes Saatkorn bringt die ihm gemäße Frucht. Wenn er auch immer wieder die gleichen alten Wahrheiten bringt, so bringt er jedoch jedesmal eine neue Seite, wirft neues Licht auf sie oder stellt sie in einen neuen Zusammenhang.«

Viele haben den literarischen Fähigkeiten Spurgeons zu seinen Lebzeiten und nach seinem Heimgang ihren Tribut gezollt. Sehr treffend und umfassend hat das Dr. James Stalker bei der Enthüllung des Spurgeon-Denkmal's auf dem Gelände des Waisenhauses von Stockwell am 20. Juni 1894 getan:

»Ein Buch, das den gewöhnlichen Leser klar und erfolgreich in verständlicher Sprache anspricht, ist eines der seltensten Erzeugnisse der Druckerpresse. Um so ein Buch zu schreiben, braucht man außergewöhnliche Fähigkeiten. Man muß die menschliche Natur kennen und das Leben auch. Man muß geschickt sein, Witz und Humor haben. Und man muß einfach und eindringlich sprechen können.

Was immer auch nötig sein mag, Spurgeon besaß es in unvergleichlichem Maße. Um jemanden zu finden, der ihm gleich wäre, müßte man in England wohl bis zu John Bunyan zurückgehen. Luther ist in dieser Hinsicht der unerreichbare Meister, und es überrascht mich nicht, heute an der Wand dieses Raumes so viele Bilder Luthers zu sehen, die Spurgeon gesammelt hat, denn hier ähneln sich die beiden Männer am meisten. Es ist wunderbar, wie Luther seine Fähigkeiten entwickelte. Als er auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand, schrieb er nach Nürnberg, man solle ihm alle erhältlichen Volksbücher, Lieder und Kindergeschichten schicken, so daß er sich in der Einfachheit der Sprache üben könne. Er sagte selbst, daß er den Bauern auf dem Felde, die Mutter im Haus und die Jungen auf der Straße beobachtete, um von ihnen sprechen und schreiben zu lernen. Er übersetzte Äsops *Fabeln* und stellte eigenhändig eine große Sprichwortsammlung zusammen. Das erinnert uns an Spurgeon, der in seinem hervorragenden *Salzfäßchen* das gleiche in noch größerem Umfang tat. Es überrascht mich nicht, daß Thomas Spurgeon auf den *Pflüger* hinwies, denn dies ist meiner Meinung nach eine Sammlung von Witz und Weisheit, die unter den volkstümlichen Klassikern Englands unsterblich werden wird. Aber es waren die Predigten, denen er Jahr für Jahr, ohne jede Einschränkung, alle Fähigkeiten seines Genies zukommen ließ, und diese Predigten paßten zu Herz und Sinn der großen Massen der englisch-sprachigen Völker so gut, daß keine Veröffentlichung unserer Tage dem nahekommt.

Aber ich möchte eins hinzufügen: Er, der sich so deutlich dem einfachen Mann zuwandte, war viel gebildeter, als man gemeinhin meinte. Ich weiß nicht, ob er den Dokortitel öfter zurückgewiesen hat, ich vermute es. Aber sicher bin ich, daß er den Dokortitel der Theologie bestimmt mehrere Male verdient hätte. Viele Jahre lang habe ich Woche für Woche seine Psalmenkommentare gelesen und sie mit den besten und gelehrtesten Kommentaren verglichen. Das ist der beste und strengste Maßstab, den ein Pastor an ein Buch anlegen kann, und Spurgeon besteht diese Prüfung gut. Man spürt nicht nur überall den fähigen und wachsamen Verstand des Verfassers und sein Einfühlungsvermögen in den Geist der Psalmen, ich muß auch sagen, daß ich oft sehr erstaunt war, daß er, ohne sich gelehrt zu geben, mit den neuesten Ergebnissen der Bibelwissenschaft bestens vertraut war.«

Spurgeon war mit den puritanischen Theologen bestens vertraut. Seit den Anfängen des Seminars versuchte er, seine Studenten dafür zu interessieren, und er half ihnen auch, viele dieser Bücher zu erwerben, als sie von Nichol, Nisbet & Co und anderen Verlagen neu aufgelegt wurden. Später hielt er am Seminar eine Vorlesung über die wichtigsten dieser Puritaner, in der er Abrisse ihres Lebens und Auszüge aus ihren Schriften darbot und so die Brüder mit ihren Lehrmeinungen und den Eigenarten ihres Stils vertraut machte und Maßstäbe zur Einordnung lieferte. Diese Vorlesungen sind noch nicht veröffentlicht worden. Aber an dem kleineren Buch *Illustrations and Meditations; or, Flowers from a Puritan's Garden; Distilled and Dispensed by C. H. Spurgeon* kann man erkennen, welche Mühe die Zusammenstellung machte, und man gewinnt auch einen Eindruck, wie er die Autoren verglich und zusammenstellte. Er schreibt im Vorwort:

»Als ich an der Auslegung des 119. Psalms arbeitete, mußte ich mich sehr ausführlich mit Thomas Manton beschäftigen, der über diesen wunderbaren Teil der Schrift mit großer Kraft gepredigt hat . . . In den heutigen Ausgaben umfaßt sein Werk 22 Bände – ein mächtiges Gebirge guter Theologie. Es sind meist Predigten. Aber was für Predigten! Sie sind nicht so glänzend wie die von Henry Smith und nicht so tieferschürfend wie die von Owen, nicht von so eindrucksvoller Rhetorik wie die von Howe, nicht so kernig wie die von Watson und nicht so faszinierend wie die von Brooks. Und trotzdem stehen sie all diesen Predigten nicht nach. Als solide, geschickte Unterweisung, kraftvoll dargeboten, sind sie unübertrefflich. Manton ist nicht brillant, aber klar. Er ist kein Rhetoriker, aber er hat Kraft. Er ist nicht überraschend, aber seine Gedanken sind tiefgehend. In der ganzen Sammlung gibt es keine schlechte Predigt. Prediger, die Manton nicht kennen, brauchen sich nicht zu wundern, wenn sie selbst unbekannt bleiben.

Weil Manton nur wenige Vergleiche und Illustrationen benutzte, kam ich auf die Idee, sie alle herauszusuchen, weil ich sicher war, daß sie einleuchtend und kraftvoll sein würden. So habe ich mir die Mühe gemacht, Band für Band die Vergleiche anzustreichen. Dann habe ich mich entschlossen, die besten Bilder aus dem Werke Mantons herauszupflücken. So endet also mein Besuch bei dem großen Puritaner damit, daß ich alle Bilder aus seinem Hause wegnehme und sie in meine eigenen Rahmen aufhänge. Da ich sein Besitzrecht an ihnen weder anzweifle noch verberge, stehle ich ihm nichts. Im Gegenteil, ich vermehre seinen Einfluß, indem ich ihm eine neue Gelegenheit gebe, für seinen Herrn und Meister zu sprechen. So führt eine Arbeit zur anderen, und die Arbeit wird leichter, wenn sie vielfältig ist. Ohne die *Schatzkammer Davids* hätte ich wohl nicht so viel Zeit mit den Vergleichen Mantons zugebracht.«

Als Spurgeon starb, umfaßte seine Privatbibliothek wenigstens 12000 Bände. Es wären noch viel mehr gewesen, hätte er nicht der Seminarbibliothek und den im Seminar ausgebildeten Pastoren so viele Bücher geschenkt und hätte er aus seinen reichen Vorräten nicht so großzügig die Bibliotheken seiner Freunde erweitert. Seine Bücher füllten fast ganz die Regale zweier großer Räume (Studierzimmer und Bibliothek), einen kleineren Raum (die »Höhle«) und den Vorraum des Studierzimmers. Heute (1804) finden sich in »Westwood« sogar noch mehr Bücher als 1892, denn alle Bücher des geliebten Besitzers sind noch dort, und viele neue sind hinzugefügt worden. Er wußte, wo jedes Buch stehen mußte, und er kannte auch von jedem wenigstens den Hauptinhalt. Fast jedes hätte er im Dunkeln greifen können, und hätte ein unehrlicher Besucher eins mitgenommen, wäre ihm das sehr bald aufgefallen. Vermutlich sind viele seiner kostbaren Schätze verlorengegangen, weil er sie verliehen hat, denn nicht alle, die Bücher von ihm liehen, waren so sorgsam mit der Rückgabe anderer Leute Eigentum wie er. Das veranlaßte ihn gelegentlich zu folgender Äußerung seinen Studenten gegenüber:

»Ich traf kürzlich einen Pfarrer, der meine Meinung von der menschlichen Natur kräftig korrigiert hat; denn er kannte drei Herren, die tatsächlich geliehene Regenschirme zurückgegeben haben. Ich mußte allerdings feststellen, daß er in besseren Kreisen verkehrte als ich, denn ich kenne persönlich mehrere junge Männer, die sich Bücher geliehen haben, sie aber nie zurückbrachten. Am nächsten Tag schrieb uns ein Pastor, der mir fünf Bände geliehen hatte, die ich über zwei Jahre benutzt hatte, und bat mich, ihm drei davon zurückzuschicken. Zu seinem Entzücken bekam er sie mit der nächsten Post, dazu die beiden andern, die er vergessen hatte. Ich schreibe die Bücher, die ich mir leihe, sorgfältig auf, und so konnte ich ihm sein Eigentum vollständig zurückgeben. Ich

bin sicher, daß er mir, wenn ich noch einmal um das eine oder andere Buch bitte, es gerne leiht.«

Könnte Spurgeon in sein Studierzimmer zurückkehren, hätte er keine Schwierigkeiten, seine Bücher zu finden, denn sie sind noch nach dem gleichen System geordnet, das er vor vielen Jahren einführte. Die Kommentare fingen mit 1. Mose an und führen, indem sie die ganze Langseite des Raumes füllen, bis zur Offenbarung. Dann folgen Sammlungen von Anekdoten, Illustrationen und Symbole, Wörterbücher und Nachschlagewerke, theologische Werke, Biographien und allerhand Bücher von allgemeinem Interesse. Gesondert stehen theologische Bücher älteren Datums. Es folgen naturwissenschaftliche Werke, Missions- und Reiseberichte und Entdeckungen. Dann wieder Biographien und Bücher über das Heilige Land.

Schon lange war die Notwendigkeit gespürt worden, daß Spurgeon ein zweites und privateres Studierzimmer haben müsse, wohin er sich zum Gebet, zur Predigtvorbereitung oder zum Gespräch mit besonderen Besuchern würde zurückziehen können. Dieser Raum bekam den Namen »Höhle«, obwohl er sich sehr von Bunyans Raum im Gefängnis von Bedford unterschied, dem der unsterbliche Träumer diesen Namen gab. An diesem seinem Lieblingsplatz hatte Spurgeon liebevoll die Werke seiner Puritaner untergebracht, er, der immer den Titel ablehnte, den man ihm oft gab: *ultimus Puritanorum*, der letzte Puritaner. Denn er war überzeugt, daß die Hunderte seiner Studenten die puritanische theologische Tradition fortsetzen würden, auch wenn er nicht mehr in ihrer Mitte wäre. Er wußte auch, daß es in anderen Kirchen und in anderen Ländern eine große Zahl von Menschen gab, die die Wahrheiten glaubten, die die Puritaner gelehrt und für die manche sogar gelitten hatten bis zum Märtyrertod.

Es war eines der wenigen Steckenpferde Spurgeons, daß er sich bemühte, Photographien, Autogramme, Widmungen und auch Stücke von Manuskripten oder Handschriftproben der Autoren in den Büchern zu haben, die er von ihnen besaß, was für ihn den Wert der Bücher bedeutend erhöhte. Diese Vorliebe ließ ihn vielleicht auch so freizügig Autogramme geben, selbst dann, wenn die Sammler kein Rückporto beifügten. Und deswegen hat er auch in die vielen hundert Bücher, die er Freunden schenkte, einige Worte geschrieben; wie sehr schätzten diese Freunde heute diese Bücher, bei denen die liebevolle Widmung den Wert der Bücher so erhöht!

Das Exemplar von Crudens *Konkordanz*, das Spurgeon immer benutzte, trägt auf dem Zwischenblatt folgende Inschrift:

»Während dieser zehn Jahre ist dieses Buch in meiner linken Hand das gewesen, was Gottes Wort in meiner rechten war. Welch ein kostba-

rer Helfer. Bemerkungen, die ich auf den Rand geschrieben hatte, sind weggeschnitten vom Buchbinder, zu dem ich das Buch schicken mußte, weil es völlig zerlesen war. Gelobt sei der Herr, der es mir in diesen zwanzig Jahren ermöglichte, sein Wort zu studieren und etwas von seiner Lieblichkeit zu verstehen. Januar 1869 – C. H. Spurgeon. Dieser halbwahnsinnige Cruden hat der Kirche einen besseren Dienst getan als die Hälfte der theologischen und philosophischen Doktoren aller Zeiten – Mai 1872.«

In *Whitefields Predigten* findet sich seine Unterschrift mit den Worten: »C. H. Spurgeon, der Whitefield als den größten Prediger bewundert.«

Spurgeon las nicht nur bis zu seinem Lebensende große Mengen von Büchern alter und neuer Autoren, er schrieb auch bis zuletzt Bücher, die andere lesen sollten.

In der letzten Periode seines Lebens stellte Spurgeon die *Schatzkammer Davids* fertig und führte die regelmäßige Herausgabe des *Metropolitan Tabernacle Pulpit*, von *Kelle und Schwert*, *Spurgeons Illustrierten Almanach* und von *John Ploughman's Almanach* weiter.

Unter den noch nicht erwähnten Büchern seiner letzten Schaffensperiode ist zuerst zu nennen: »*The Clue of the Maze, a Voice Lifted up on Behalf of Honest Faith*« (Der Faden, der aus dem Labyrinth führt; ein Plädoyer für einen ehrlichen Glauben). Dieses Buch hat einen stark autobiographischen Charakter.

Ungefähr zur gleichen Zeit arbeitete Spurgeon am ersten von vier Bänden von *My Sermon Notes*. Er gab sie heraus, weil immer wieder Entwürfe für Laienprediger verlangt wurden, die nicht die nötige Zeit für die Predigtvorbereitung hatten oder denen es sonst schwerfiel, geeignete Themen für Predigten und Ansprachen zu finden. Das Buch war sehr gefragt, und Spurgeon schrieb in *Kelle und Schwert*:

»Der erste Band unserer Predigtentwürfe wurde sehr gut aufgenommen, die erste Auflage von 5000 ist schon fast vergriffen, obwohl sie erst so spät der Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte. Wir nehmen das als ein gutes Zeichen und werden bald den zweiten Band mit unseren Predigtentwürfen zu Prediger bis Maleachi herausgeben.«

Nach einiger Zeit waren alle Bände fertig, und sie wurden viel gekauft.

Das kleine Buch: *Ganz aus Gnaden. Ein ernstes Wort an die, die Errettung durch den Herrn Jesus Christus suchen*, ist das meistübersetzte von Spurgeons Werken und zugleich auch das Buch, durch das mehr Menschen gerettet wurden als durch irgendein anderes seiner Bücher.

Weil Gott dem Buch so offensichtlich seinen Segen gab, schrieb Spurgeon noch ein ähnliches Buch *According to Promise* (Nach der Verhei-

lung) und einige Zeit später: *Around the Wicket Gate* (Um die enge Pforte).

Das Buch, das mehr als jedes andere zeigt, wie schnell Spurgeon etwas schreiben kann, sind die *Kleinode göttlicher Verheißungen* (englisch: »Scheckbuch von der Glaubensbank«). Dieses Büchlein enthält 366 Verheißungen, eine für jeden Tag, versehen mit kurzen praktischen Erklärungen für die Stille Zeit oder für die Familienandacht: Als Spurgeon den Winter 1887/8 in Mentone verbrachte, regnete es an einem Montag so ununterbrochen und stark, daß er den ganzen Tag im Hause bleiben mußte. Seine Begleiter wußten nicht, daß er über ein neues Buch nachdachte; sie sahen nur, wie er Blatt um Blatt des fremden Notizpapiers vollschrieb. Nach einiger Zeit erklärte er ihnen, daß er ein Andachtsbuch begonnen habe, und bevor er am Abend zu Bett ging, hatte er den Januar fertig und gab ihn Herrn Passmore, damit er ihn nach London zum Druck schicke. Alles war so sorgfältig geschrieben, daß nur geringfügige Korrekturen nötig waren. Und wer das Buch besitzt und sich die ersten 31 Seiten ansieht, wird einschätzen können, zu welcher Menge Arbeit von welcher Qualität Spurgeon an einem Regentag seiner Ferien im sonnigen Süden fähig war. Das »Scheckbuch« beruht zum großen Teil auf Spurgeons eigenem Erleben der Treue Gottes. Im Vorwort schreibt er: »Zu den mutmachenden Bibelstellen habe ich mein eigenes Zeugnis hinzugefügt, die Frucht von Anfechtung und Erfahrung. Ich glaube an alle Verheißungen Gottes, aber viele von ihnen habe ich selbst ausprobiert . . .«

Nach dem »Scheckbuch« veröffentlichte Spurgeon zwei Bände ganz anderer Art, nämlich die »Salzfäßchen« (*The Salt-cellars, being a Collection of Proverbs, together with Homely Notes thereon*). Seit fast 20 Jahren hatte er *John Ploughman's Almanach* herausgegeben, und die viele Arbeit, die er geleistet hatte, so viele Tausende von Sprüchen, Maximen und Mottos zu sammeln oder zu erfinden, ließ es sinnvoll erscheinen, sie in einer dauerhafteren Form als der des jährlichen Almanachs herauszubringen. Also wurden sie in zwei Abteilungen, alphabetisch geordnet, zusammengestellt. Der erste Band enthielt Sprichwörter und wunderliche Redewendungen, der zweite Sprüche mehr geistlicher Art, und zu fast jedem Spruch fügte Spurgeon seine »heimeligen Anmerkungen« hinzu. In einer Buchbesprechung hieß es: »Die Sprichwörter sind ausgezeichnet, aber Spurgeons Kommentare sind vollkommen.«

Wenn Raum genug wäre, müßte noch ein interessantes Kapitel über Spurgeon als Dichter und Verfasser von Kirchenliedern eingefügt werden, denn auch darin hatte er große Gaben vom Herrn empfangen. Im Frühjahr 1890 hatte er ein Lied geschrieben, das seine geistliche Erfah-

rung beschreibt. Es wurde dann in das Programm der nächsten Seminar-konferenz aufgenommen. Wer an der Konferenz teilgenommen hat, wird nicht vergessen, wie es klang, als fünfhundert Prediger und Studenten gemeinsam das Lied anstimmten. Zu Anfang saß man, aber während des Singens standen alle ganz spontan auf, es wurde schneller und kräftiger gesungen, und Manton Smiths Kornett half das Lob Gottes noch mehr zu vermehren. Dieses Lied war das letzte, das Spurgeon je dichtete.

Das nächste Buch Spurgeons entstand im Zusammenhang mit der letzten Seminarkonferenz im Jahre 1889. Spurgeons Rede begeisterte so sehr, daß man um ihre Drucklegung bat. In der Woche, die auf die Konferenz folgte, überarbeitete Spurgeon die Mitschrift und veröffentlichte die Rede unter dem Titel »*The Greatest Fight in the World*« (»Der größte Kampf«). Das Büchlein fand sofort großen Absatz, wurde mehrmals neu aufgelegt, auch in USA, und ins Französische und Deutsche übersetzt. Nach Spurgeons Heimgang meinte ein Herr, der Spurgeons denkwürdige Rede gehört hatte, er könne dessen Andenken am besten damit ehren, daß er jedem Geistlichen in England ein Exemplar dieses Buches als »Spurgeons letztes Manifest« zuschickte. So wurden noch einmal 34 500 Exemplare in Umlauf gebracht, und dieses Bemühen hat der Herr auch gesegnet.

Ein anderes Bändchen, das auch sehr persönliche Erinnerungen weckt, sind die *Erinnerungen an Stambourne*. Spurgeon hatte es vor der langen Krankheitszeit im Jahre 1891 angefangen und stellte es während der Periode der Besserung fertig, die ihm später im selben Jahr gnädig gewährt war. Es sollte der erste Band seiner Autobiographie sein.

Zur selben Zeit schrieb er aber noch an einem anderen Buch: *Das Evangelium vom Reich. Eine volkstümliche Auslegung des Matthäusevangeliums*. Dazu schrieb Frau Spurgeon:

»Es ist ein einzigartiges Buch. Es ist des müden Arbeiters letztes Werk der Liebe für seinen Herrn. Es ist das letzte leibliche Lied von den Lippen dessen, der sein Leben lang das Lob des Königs sang. Es ist der Siegesruf des sterbenden Fahnenträgers, der die Farben seines Heerführers ohne je zu wanken dort trug, wo der Kampf am heftigsten war . . . Ein großer Teil dieses Buches ist schon an der Grenze des himmlischen Landes geschrieben, im Herannahen der Herrlichkeit der unsichtbaren Welt und schon fast im Anblick der Goldenen Tore.«

Spurgeon hatte das Buch als erbaulichen Kommentar schreiben wollen, der besonderes Augenmerk auf das Königtum des Herrn Jesus Christus richtet, das ja im Matthäusevangelium so eine große Rolle spielt. Er schrieb dieses Buch ohne jede Eile, zum großen Teil während seiner Winteraufenthalte an den sonnigen Ufern des Mittelmeeres. Als er sich

in der zweiten Jahreshälfte 1891 soweit erholt hatte, daß er nach Mentone reisen konnte, nahm er sehr gerne diese schöne Arbeit wieder auf und schrieb täglich ein Stück, bis zum Beginn seines Sterbelagers. Bis zuletzt war seine Handschrift klar, deutlich und fest wie immer, es gab keinerlei Anzeichen des bevorstehenden Zusammenbruchs. Geistig und geistlich steht es den Werken seiner besten Jahre in nichts nach. Aber es war ihm nicht gestattet, es fertigzustellen, weil er gerufen wurde, vor den König zu treten, über den er schrieb, und teilzuhaben an den Herrlichkeiten des Reiches, von dem er so lange anderen gepredigt hatte.

Nach gründlichen Überlegungen wurde entschieden, dieses letzte Buch nicht unfertig zu lassen wie eine gebrochene Säule, sondern es so zu Ende zu führen, wie er es wohl getan hätte. Er hatte die Schlußkapitel so oft ausgelegt, daß genügend Material zur Verfügung stand, den letzten Teil des Kommentars restlos aus seinen eigenen Worten zusammenzustellen. Diese schwierige Aufgabe wurde seinem Privatsekretär anvertraut.

Noch eine Reihe anderer Bücher hatte Spurgeon entweder begonnen oder geplant; einige davon sind inzwischen erschienen. Das erste ist *The Art of Illustration* (Die Kunst der Predigtillustration), der dritte Band der Serie *Lectures to my Students*, eine überaus wertvolle Anleitung zum Gebrauch von Predigtillustrationen und mit Informationen über die Bücher, in denen der Prediger geeignete Anekdoten, Illustrationen, Fabeln und Gleichnisse finden kann.

Als nächstes erschien einer der kostbarsten Bände aus Spurgeons Werk: *Till He Come* (»Bis daß Er kommt«). Er enthält vorwiegend die Ansprachen, die Spurgeon einigen christlichen Freunden hielt, die mit ihm in seinem Wohnzimmer in Mentone das Abendmahl zu feiern pflegten. Dazu kamen öffentliche Ansprachen vor den Tausenden, die sich im Tabernakel zur Abendmahlsfeier versammelten.

Ein anderes Buch, das vielen Arbeitern im Werk des Herrn sehr nützlich war, ist *Der Seelengewinner*. Es enthält Vorlesungen für die Studenten des Seminars, Ansprachen an Sonntagsschullehrer und Straßenprediger und Predigten über das, was Spurgeon die »königlichste Beschäftigung« nannte: das Gewinnen von Seelen für Christus.

Diese nachgelassenen Werke werden hier besonders erwähnt, weil sie alle stark autobiographisch sind, und hier und dort sind in den vorhergehenden Kapiteln Stücke verwendet worden, wo sie zur Vervollständigung dienen konnten. Alle diese Bücher hatten einen großen Absatz, und das vielleicht um so mehr, als die Stimme, die so viel von ihrem Inhalt gesprochen hat, heute hier auf Erden nicht mehr gehört werden kann.

44. Die Down-grade-Kontroverse von Spurgeons Standpunkt aus

Von Susannah Spurgeon

Diese Biographie würde ohne ein Eingehen auf die schmerzhafteste, aber doch so wichtige *Down-grade*-Kontroverse unvollständig bleiben. Aber wie kann ich es wagen, die Saiten dieser zersprungenen Laute zu berühren? Selbst die zartesten und geschicktesten Finger würden heute wohl keine Harmonie hervorzaubern können, und ihre Disharmonie möchte ich schon gar nicht neu erwecken. Oh, möge Er doch Seine Hand auf Herz, Verstand und Feder legen, so daß ich behutsam und wahrheitsgemäß die traurige Geschichte skizzieren kann!

Liebe und fähige Freunde könnten eine vollständige Geschichte der Kontroverse* schreiben. Aber nach viel Nachdenken und Gebet bin ich geführt worden, den Schatten der Vergangenheit weitgehend ruhen zu lassen und in Übereinstimmung mit dem autobiographischen Charakter dieses Buchs die Kontroverse von Spurgeons Standpunkt aus darzustellen. Er erzählt die Geschichte auf seine eigene Weise, so daß nur soviel, wie er von dem tiefsten Schmerz seines Lebens mitteilen wollte, hier berichtet wird.

Von August 1887 bis Februar 1892 erschien kaum eine Nummer von *Kelle und Schwert*, die keinerlei Bezug auf die Kontroverse nahm. Die bewegendste »Notiz des Herausgebers« erschien wenige Tage vor dem Heimgang meines Mannes. In ihr sprach er aus, was wir, die ihm am nächsten standen, schon wußten, daß ihn nämlich dieser Kampf für den Glauben sein Leben kostete. Aber er bedauerte nie, diesen Schritt getan zu haben. Er fühlte das gleiche göttliche Muß, unter dem Luther stand, als er sagte: »Ich kann nicht anders.«

* Hervorgerufen wurde die *Down-grade*-Kontroverse 1887 durch Artikel in *Kelle und Schwert*, die darauf hinwiesen, wie sehr das Abweichen von der biblischen Wahrheit in den Freikirchen fortschreite. Viele wehrten sich heftig gegen die Vorwürfe. Der Bund der Baptistengemeinden dagegen ignorierte sie auf seinen Herbstkonferenzen. S. H. Booth, dem Sekretär des Bundes, legte Spurgeon persönlich Beweise für den Unglauben baptistischer Geistlicher vor. Als klar war, daß der Bund nichts unternehmen würde, trat Spurgeon mit seiner Gemeinde am 28. Oktober 1887 aus dem Bund aus.

Bisher ist noch keine »vollständige« Geschichte der Kontroverse veröffentlicht worden, und es scheint auch, daß einige der dafür nötigen Dokumente verlorengegangen sind. Dieses Kapitel vermittelt einen interessanten Einblick in die Gedanken Spurgeons und seiner Frau. Seine öffentlichen Äußerungen dazu sind im *Metropolitan Tabernacle Pulpit* und in *Kelle und Schwert* dieser Jahre zu finden. Darstellungen der *Down-grade*-Kontroverse finden sich in mehreren neueren Büchern, z.B. Iain Murray, *The Forgotten Spurgeon*, 1966, 2. Auflage 1973.

Was den Bund der Baptistengemeinden angeht, so hat Spurgeons Zeugnis und Austritt wenig bewirkt. Der Kompromiß im City Temple 1888 bestätigte die Position der Modernisten im Bund und machte damit die »offizielle Mißbilligung« der Bundesleitung zu einer Sache der gesamten Bundeskonferenz, ausgenommen der Sieben, die dagegen stimmten. Andererseits habe ich aber jede Menge Beweise, daß der Protest nicht vergeblich war. Viele, mit denen es schon weit bergab gegangen war, wurden auf ihrem gefährlichen Abstieg aufgehalten, und durch Gottes Gnade gingen sie wieder bergauf. Andere, die, ohne es zu merken, ins Rutschen gekommen waren, wurden wieder fest auf den ewigen Fels gestellt. Und in allen Gemeinden wurden, wenigstens für eine Zeit, die evangelikalischen Lehren mit einer Klarheit und Fähigkeit gepredigt, an der es lange gefehlt hatte.

Was die ganze Sache letztlich bewirkt hat, muß in den Händen dessen bleiben, der nie einen Fehler macht und der auf seine Weise seinen gehorsamen und treuen Diener gegenüber der Mißbilligung rechtfertigen wird, die so zu Unrecht gegen ihn ausgesprochen wurde.

Kurz nach dem Austritt aus dem Bund der Baptistengemeinden reiste Spurgeon nach Südfrankreich, um dort die so nötige Erholung zu finden. In den Briefen, die er während dieser Zeit schrieb, ging er immer wieder auf dieses schmerzliche Thema ein. Natürlich betonten die an mich gerichteten Briefe mehr die persönliche und private Seite der Kontroverse, wie die folgenden Auszüge zeigen:

»Über den Brief von ... (einer unserer »eigenen Männer«) war ich sehr erstaunt, aber in einer Schlacht muß man mit Verlusten rechnen. Es ist eine wichtige Sache zu wissen, *wie* man handeln muß. Aber eines ist mir klar genug: Ich muß mich von denen absondern, die zur »breiten Schule« gehören. Als ich an diesem Nachmittag unter den Palmen saß, habe ich mich so wohl gefühlt wie ein Vögelchen unter dem blauen Himmel. Dann kam der Brief, um mich wieder nüchtern zu machen und mich aus dem Sonnenschein zu meinem Herrn zu treiben, der selbst die Sonne ist. Für Jesus kann ich alles ertragen, solange seine ewigen Arme mich halten. Die Hügel um Hyères werden die »Paradiesberge« genannt, aber selbst hierher kommt die Schlange. Aber was tut's! Der Schlangentöter ist mit uns, und alles wird Er sich untertan machen. Es tut mir leid, daß die Flut des Bösen einen unserer eigenen Männer weggetragen hat; aber das Wunderbare ist doch, daß es nicht mehr sind. Das zeigt, daß die Lage schlimmer war, als ich mir träumen ließ. Selbst wenn alle mich verlassen, ich habe meine Pflicht getan. Die Beiträge in *The Freeman* und *The Christian World* zeigen, daß alles, was ich tue, falsch verstanden werden kann. Trotz allem, ich weiß, was ich getan habe und warum. Der Herr wird mich hindurchtragen. In ihm ruhe ich, und ich spüre keine Eile,

meinen Gegnern zu antworten; und wenn ich an sie denke, bin ich nicht niedergeschlagen. Welch gute Vorsehung, daß ich hier außer Reichweite bin. Luther war schließlich auch auf der Wartburg am besten aufgehoben! Ich habe das nicht geplant, ich habe überhaupt nichts geplant.

Was für eine Farce ist es doch, daß diese Brüder gemäß Matthäus 18,15 privat mit mir sprechen möchten! Wie oft habe ich mit dem Sekretär und dem Präsidenten des Bundes gesprochen! Erst dann habe ich meine Vorwürfe gedruckt, und den Bund habe ich erst verlassen, als es gar keine andere Möglichkeit mehr gab. Jetzt wird etwas geschehen. Erst dadurch, daß ich einen entschlossenen Schritt tat, konnte ich überhaupt etwas erreichen. Wie »falsch« handelte Luther doch, als er seine Thesen an die Kirchentür schlug! Er hätte den Papst besuchen und mit ihm beten sollen! Laß diese Dinge Dich nicht meinetwegen traurig machen. Der Herr wird beiden von uns einen heldenhaften Geist geben, und wir werden nie Menschen fürchten und nie lieblos zu ihnen werden.

Canon Sidebotham besuchte mich gestern, um mich der Sympathie seiner Kollegen zu versichern und mir seine Überzeugung mitzuteilen, daß meine Stellungnahme allen Gläubigen helfen wird. Er erzählte mir, daß er bei jungen Männern, die er bei Krankenbesuchen trifft, einen erstaunlichen Skeptizismus gefunden hätte, und glaubt, es sei überall wie eine Epidemie. Ein Gegenmittel sei nötig und wäre gerade zur rechten Zeit gekommen. Möge Gott das geben!

Wie freue ich mich im Herrn! Ich bin ihm jetzt näher als je zuvor, ich bin beglückt von dem Gefühl des Gesegnetseins. Ich bin befreit von aller Angst, in diesem Kampf zu versagen. Und der Herr, den ich zu ehren suchte, beugt mich zu seinen Füßen nieder in Dankbarkeit für seine kostbare Gnade. In seiner Hand sind wir sicher. Wie gerne fühle ich, daß ich in seiner Hand bin, und Du, und die lieben Jungen, und die Gemeinde, und das Seminar, und die *Down-grade*-Kontroverse, und alles!

Ich hoffe, gestärkt zu werden für die harte Aufgabe, die auf mich wartet. Aber ich versuche, nicht einmal *daran* zu denken, sondern mich nur einem Bad der Ruhe hinzugeben. Das ist, so glaube ich, am weisesten. Trotzdem sehne ich mich danach, etwas Gutes zu tun oder etwas Frucht für den Herrn zu bringen. Manchmal gibt es kleine Gelegenheiten, und ich gebe mir Mühe, sie recht zu nutzen.

Gestern war ein ereignisreicher Tag. Zuerst kam ein Telegramm mit der Nachricht von heißen Diskussionen und daß mein Bruder die Sitzung der Bundesleitung mißbilligend verlassen hat, weil meine Ehrlichkeit in Zweifel gezogen worden war. Als ich mich gerade ausruhen wollte, kam ein zweites Telegramm: »Bundesleitung hat Culross, McLaren, Clifford und mich ausgewählt, mit Ihnen in Mentone zusammenzutreffen, um ohne Verzögerung zu überlegen, wie die Einheit unserer Deno-

mination in Wahrheit, Liebe und guten Werken aufrechterhalten werden kann. Wann können wir Sie besuchen? Brief unterwegs. Booth. «Stell Dir vor, vier Doktoren der Gottesgelehrsamkeit machen die lange Reise, um mich zu besuchen! Ich war sehr überrascht und wußte nicht, was ich antworten sollte. Ich sehe nicht, worauf alles hinausläuft. Ich lag bis ein Uhr wach, dann nahm ich einen Stift und schrieb ein Telegramm: »Kann ohne weitere Informationen nicht antworten. Erbitten höflich, daß die Abordnung meine Rückkehr abwartet. Der Ton der Diskussion läßt mich vorsichtig sein. Brief folgt.« Später schrieb ich dann einen Brief. Ich bat sie, die weite Reise nicht zu machen, es ständen dann vier zu eins und ich hätte den Nachteil, so große Kosten verursacht zu haben. Wenn es ihnen wirklich ums brüderliche Gespräch ginge, würde ich mich gern nach meiner Rückkehr mit ihnen treffen, d.h. wenn ich irgendeinen Nutzen darin sehe. Jetzt brauche ich Weisheit. Ich fürchte die vier Doktoren nicht, aber ich denke, es war von ihrer Seite ein weiser Schritt. Wenn es bedeutet, daß sie nachgeben, ist es gut. Aber nicht, wenn sie für alle deutlich feststellen wollen, daß ich uneinsichtig bin. Auf jeden Fall wird der Herr mich auf alles vorbereiten. Aus seiner Gnade bin ich hier, sonst könnte ich es nicht ertragen. Aber ich bin ruhig, erholt und von persönlichen Angriffen nicht belastet; so kann ich die Sache in Ruhe angehen.

Die vier Doktoren kommen also nicht. Vermutlich wird mein Bruder Dich besuchen und von der Auseinandersetzung berichten. Er war zu recht zornig, er beschreibt die Bundesleitungssitzung als »schrecklich«. Erstaunlich, daß Dr. Booth gesagt hat, ich hätte nie Beschwerden vorgelegt. Gott weiß alles, und er wird mir Recht schaffen. Gerade habe ich aus England einen Brief mit den Worten Jeremia 15,19.20 bekommen.«

Diese Verse paßten so sehr zu den Vorgängen, daß noch viele Freunde sie später an meinen Mann schrieben, der durch die ermutigende Botschaft, die er auf diese Weise erhielt, sehr getröstet wurde.

Während dieses Aufenthaltes in Mentone geschah etwas, das mein Mann oft dankbar als ein bemerkenswertes Zeichen der Zustimmung des Herrn zu seinem Protest gegen falsche Lehren und Weltlichkeit erwähnte. Bevor ich dazu Auszüge aus seinen Briefen wiedergebe, ist eine kurze Erklärung nötig. Vor dieser so ereignisreichen Periode in seinem Leben hatte ihm ein Freund, den Gott mit den Gütern dieser Welt reichlich gesegnet hatte, in all seinen wohltätigen Unternehmungen viele Jahre lang überaus großzügig unterstützt. Diese Hilfe kam in liebevoller Freiheit und großer Regelmäßigkeit. Und mehr als einmal war ein Hinweis gegeben worden, daß mein Mann sich auf sie würde verlassen können, so lange, wie es in der Macht des Gebers stünde, so großzügig zu sein. Aber Spurgeons Haltung in der Down-grade-Kontroverse entfremdete das Herz seines Freundes und veranlaßte ihn, die Hilfe einzu-

stellen, die meinem Mann über Jahre hin viele seiner finanziellen Sorgen genommen hatte.

Der Brief, der Freundschaft und Hilfe aufkündigte, kam an, als Spurgeon in Mentone war, und so war es meine Pflicht, ihn zu öffnen und zu lesen. Dann folgte eines der geheiligten inneren Erlebnisse, die einen tiefen Eindruck bei denen hinterlassen, die sie erleben. Sofort nahm ich den Brief, breitete ihn aus vor dem Herrn und flehte, wie Hiskia es tat, daß er die Worte dieses Briefes »hören und sehen« möchte. Und er gab mir ein starkes Vertrauen auf seine Macht, ungütig zu machen und zu retten. Ich vertraute ihm für meinen Mann völlig, meine Lippen brachten keine Bitten mehr hervor, und ich lachte lauthals, so wenig fürchtete ich, was Menschen tun konnten, und so sehr konnte ich mich auf Gottes Liebe und Allmacht verlassen!

In dieser frohlockenden Stimmung schrieb ich nach Mentone, nahm die Sache leicht und bemühte mich, den Schlag zu parieren, von dem ich wußte, wie sehr er das empfindsame Herz meines Mannes verwunden würde. Ich schrieb ihm auch, wie der Herr mich zum Lachen gebracht habe, als ich ihm die Sache vorlegte, und wie er mich mit Verachtung erfüllte über die Mittel, die gebraucht wurden, Spurgeon in seinem Einstehen für die Wahrheiten des alten Evangeliums zu entmutigen. Soweit es mir, fern von ihm, möglich war, tröstete und ermutigte ich meinen so angegriffenen Mann. Viel eher als erwartet bekam ich sein Telegramm: »Ich lache mit Dir. Der Herr wird uns nicht verlassen noch versäumen.« Die nächste Post brachte seinen Brief, der mir zeigte, daß er ohne Wanken dem Gott vertraute, dem er gehörte und dem er diente, und dem er alle Fragen dieser schmerzvollen Prüfung überlassen hatte. Der folgende Auszug zeigt, in welchem Geist er schrieb:

»Mentone, 18. November 1887

Du bist ein Engel Gottes für mich. Ich zitterte, als ich anfang, Deinen Brief zu lesen, denn ich wußte nicht, was kommen würde. Aber als ich ihn gelesen hatte, konnte ich mit Dir lachen. Tapferste aller Frauen, so stark im Glauben, welch einen Dienst hast Du mir getan! Gott segne Dich vom siebten Himmel her!

Ich weiß nicht, ob ich schon einmal um Christi willen wirklich etwas verloren habe. Dies ist mir eine Ehre und Auszeichnung. Sein Joch ist sanft und seine Last ist leicht. Aber unser Freund argumentiert eigenartig! Ich muß zurechtgebracht werden, also hört er auf, das Werk des Herrn zu versorgen! Das Feuer muß gelöscht werden; verprügle das Kind! Ich sehe keinen Zusammenhang zwischen dem erwünschten Ziel und den verwendeten Mitteln. Deine liebevolle Sympathie hat mir schon alles zurückgezahlt. Ich freue mich im Herrn, der immer so freigebig zu mir war. Alles, was ich habe, gehört ja ihm.

Während die Briefe hin und her gingen, wirkte der Herr auf wunderbare Weise für seinen Diener. In einem Brief an einen Diakon schrieb er:

»Ich habe eine sehr bemerkenswerte Rettung aus finanziellen Schwierigkeiten infolge der Down-grade-Kontroverse erlebt. Es ist ein Wunder, wie ich es kaum je gehört habe. Der lebendige Gott behütet mich auf allen Seiten und schützt mein Haupt. Er sei gelobt!«

Eine Dame von der anderen Seite der Erde, die sich gerade in London aufhielt, berichtete später, daß sie zu der besagten Zeit den unwiderstehlichen Eindruck hatte, daß sie nach Südfrankreich zu Spurgeon reisen und ihm Geld bringen solle, um ihm in einer besonderen finanziellen Notlage zu helfen. Schon vorher war es ihr einige Male ähnlich gegangen, sie hatte dem Herrn gehorcht und jedesmal erlebt, daß sie eindeutig von ihm geführt worden war. Deswegen bereitete sie sofort die 1000-Meilen-Reise vor. Zuerst war ihr auch die Höhe der Summe, die sie geben sollte, nicht offenbart worden, und sie wußte auch nicht, wohin sie genau reisen sollte, weil bekannt gegeben worden war, Spurgeon würde sich an verschiedenen Orten aufhalten. Aber der Herr, der ihr diesen Auftrag gegeben hatte, wies sie nach Mentone; und als sie dort ankam, wurde sie zum Hotel Beau Rivage geführt. Was dort geschah, berichtet mein Mann:

»Wo ich Dir jetzt schreibe, liegt Ehrfurcht auf mir, denn ich fühle den Herrn so nahe. Dienstagabend kamen drei Damen zum Hotel, fragten, ob Herr Spurgeon da wäre, und ließen ihre Visitenkarten dort. Am nächsten Morgen waren sie bei unserer Andacht. Und heute gab mir Frau R. den beigefügten Brief und einen Scheck über 100 £! Später erzählte ich ihr von meinen Problemen, die ich vorher nicht erwähnt hatte, und ich las ihr ein paar Zeilen aus Deinem Brief vor. »Das«, sagte sie, »das ist der Grund, warum mich der Herr führte, Ihnen das Geld zu geben. *Es soll das sein, was Ihnen in den nächsten sechs Monaten gefehlt hätte.*« Ich betete den Herrn an, begeistert vor Freude. Sie fuhr fort: »Ich zweifle nicht daran, daß der Herr Sie durch diese Schwierigkeiten hindurchbringen wird.« Ich glaube das auch, und glaube, daß alle nötige Hilfe von jemandem kommen wird, der *nichts* von meinen Problemen weiß, so daß sie noch offensichtlicher »vom Herrn« sein wird. Von ihm wird das Geld sicherer kommen als von Mr. . . ., obwohl der es mir für sein ganzes Leben versprochen hatte. Es mag ja kindisch sein, aber ich mußte Dir unbedingt den Scheck und den Brief zusenden, damit du mit Deinen eigenen Augen sehen kannst, was der Herr mir geschickt hat. Ich kann mir nicht vorstellen, wie diese Dame zu meinem Hotel kam, aber Mr. Harrald sagt, daß der, der sie geschickt hatte, auch wußte, wo ich war.

Die Leute von unserem College haben sich versammelt. Ein großartiges Ergebnis. Der einzige, der anders denkt, steht praktisch nicht mehr

im Dienst. Gestern besuchte ich einen kranken Herrn, dessen verstorbene Frau Miss Havergals Schwester war. Gerade traf ich seinen Arzt, und er sagte, daß ich seinem Patienten etwas sehr Gutes getan hätte. Allerdings hatte ich den viel größeren Gewinn, denn er las mir drei Briefe seines Sohnes vor, der Pfarrer in Islington ist. Der schrieb seinem Vater, daß er mich unbedingt treffen müsse, und er schrieb viel Freundliches über mich – um es zu wiederholen, bin ich nicht egoistisch genug. Aber er schrieb, daß alle, von denen er wisse, daß sie den Herrn lieben, mich in ihren Herzen tragen würden. Ich bin wirklich frei von aller Furcht, zu versagen in diesem Kampf, der des Herrn ist und nicht meiner. Ich fühle, daß ich auf diesen beiden Blättern nichts anderes schreiben sollte: »Heilig dem Herrn« steht auf ihm. Alles andere gehört auf ein anderes Blatt. Oh, wie lobe ich den Herrn Deinetwegen! Du bist mir lieb, als Frau und als Ehefrau, ich kann es gar nicht ausdrücken. Aber jetzt, noch mehr als sonst, tragen wir das Joch Christi gemeinsam, und zusammen tragen wir die doppelte Bürde des Dienstes und des Leidens für ihn.«

Keine Woche später schrieb er wie folgt:

»Bereite Dich auf neue Freunde vor. Wir waren den ganzen Tag unterwegs gewesen, und als ich zurückkam, fand ich Deinen Brief vor und stellte fest, daß Du bei geöffneter Tür in der »Erwartungsecke« saßt. Empfange das neue Zeichen, das der Herr mir in Form von weiteren 100 £ geschickt hat! Brief und Scheck anbei. Was hat doch Gott getan! Ich hatte Frau R. nicht das Geringste merken lassen. Ich hatte nie daran gedacht, daß sie mehr tun würde. Warum sollte sie auch? Aber, wie Du sagst, »der lebendige Gott errettet seine Kinder.« Wie lobe ich ihn! Oder besser, wie möchte ich ihn doch loben, denn es ist mir, als wäre meine Dankbarkeit kalt und oberflächlich im Vergleich zu seiner großen Güte! Ewig gelobt sei sein Name!

Wie lieb bist Du mir! Wie sehr ich Dich liebe! Wie stark wir innerlich und geistlich eins sind, hat sich in dieser Prüfung und Errettung gezeigt. Zur Ehre des Herrn, unseres Gottes, sei das alles festgehalten. Das Wetter hier ist eher himmlisch als irdisch: warm, klar, hell, und doch belebt und erfrischt es. Immer wieder mal habe ich Zahnschmerzen. Manchmal merke ich aber nichts, ich sollte sie gar nicht erwähnen, die Gnade ist so groß. Was sind Schmerzen, wenn Gott so nahe ist? Dieses Thema beherrscht mich so, daß ich von nichts anderem schreiben kann. Der Herr lebt, gelobt sei mein Fels!

Gib den Scheck zur Bank. Sing den Lobpreis. Nimm all meine Liebe und bleibe unter dem Segen des Herrn, unseres Gottes.«

Neben den Briefen an mich drücken wohl die Briefe an seine Freunde in der Tabernakel-Gemeinde am besten aus, was Spurgeon fühlte. Kurz nach seinem Eintreffen in Südfrankreich schrieb er:

»Ich möchte Euch allen ganz herzlich für die anhaltende Liebe während der 34 Jahre danken. Wir waren viele an Zahl, aber im Herzen eins in all den Jahren. Das ist ganz besonders wahr in dieser Zeit der Auseinandersetzung, wo ich die herzlichste Unterstützung von Leuten aus meiner eigenen Gemeinde erhalte. Einige besonders Eifrige schlugen eine Gemeindeversammlung vor, um ihre eindeutige Übereinstimmung mit ihrem Pastor auszudrücken. Aber die treuen Diakone und Ältesten waren schneller und schrieben mir einen Brief, den sie alle als Vertreter ihrer Brüder und Schwestern unterschrieben hatten. Es ist die Gnade Gottes, die solche Einheit schafft. Diese Einheit beweist, daß Gott mit seinem Segen bei uns ist, und sie verheißt kommendes Glück. Was kann ich anderes tun, als Euch allen zu danken, Euch wieder zu lieben, für Euch zu arbeiten, so lange ich noch Kraft habe, und für Euch zu beten, bis ich sterbe? Der unermeßliche Segen des ewigen Gottes sei immerdar mit Euch!«

Als Antwort auf das erwähnte Schreiben der Diakone und Ältesten und auf ein weiteres von ihnen schrieb er ihnen:

»Mentone, 27. November 1887

Mein lieber Amtsbruder, meine Diakone, meine geliebten Brüder, wie hat mich Euer liebevoller Brief berührt! Wie er doch zu Euch paßt! Er ist so einführend und so liebevoll, daß er besonders kostbar ist. Möge der Herr zu einem jeden von Euch so liebevoll und treu sein, wie Ihr es zu mir seid.

Je mehr Ihr von dieser Kontroverse erfahrt, desto mehr werden Eure Herzen und Euer Urteilen mit mir übereinstimmen. Ich kann nicht jedem alles mitteilen, was mir zur Kenntnis gekommen ist. Aber für jeden Schritt, den ich tat, gab es mehr Anlaß als genug, was die Zeit beweisen wird. In allen Kirchen hat sich in einem gewissen Maße dasselbe Übel ausgebreitet. Und Gläubige aus allen Kreisen bringen ihre Freude darüber zum Ausdruck, daß die Anschläge derer, die von der Wahrheit abwichen, dadurch besiegt worden sind, daß sie ans Licht gebracht wurden.

Wenn ich Euch von all den Bosheiten berichten würde, die man gegen mich gebraucht hat, würdet Ihr Euch wundern. Aber das kann ich nicht tun, denn zuerst die Liebe Gottes und dann Eure Liebe, sie sind mir Trost und Rückhalt. Vielleicht werden wir die Hitze des Kampfes finanziell zu fühlen bekommen. Aber der Herr lebt. Meinem herausragenden Vorgänger Dr. Gill wurde von einem Gemeindeglied, der es hätte besser wissen müssen, gesagt, daß er, wenn er sein Buch *The Cause of God and Truth* veröffentlichte, einige seiner besten Freunde verliere und daß sein Einkommen sinken würde. Dr. Gill antwortete: »Ich kann es mir leisten, arm zu sein, aber ich kann es mir nicht leisten, mein Gewissen zu verlet-

zen«, und noch heute haben wir seinen Mantel und seinen Stuhl in unserer Sakristei.

Wie gern würde ich Euch alle hier haben und Eure lieben Stimmen im Gebet hören, denn mehr als je fühle ich mich Euch verbunden.

Immer Euer

C. H. Spurgeon.«

Von den Briefen, die Spurgeon in jener Zeit schrieb, ist einer von besonderer Bedeutung. Einmal, weil er die Antwort auf einen freundlichen Brief von Dr. Culross, dem Präsidenten des Bundes der Baptisten, ist. Zum anderen, weil er die Gründe für Spurgeons Protest und für seine Handlungsweise so klar darlegt:

»Mein lieber Dr. Culross, Mentone, 26. November 1887
das ist lieb, daß Sie mir geschrieben haben. Ihre Brüder haben ihre liebevollen Appelle und Ratschläge meist durch die Zeitungen gegen mich geschleudert. Darüber will ich nicht klagen, aber der Weg, den Sie gewählt haben, verdient eine Antwort. Leserbriefe aus Zeitungen sind Literatur, vielleicht wert, daß man sie beachtet, vielleicht auch nicht. Sie haben mir persönlich geschrieben, und so will ich erst einmal herzlich für Ihren Brief danken.

Ich brauche sicher nicht zu betonen, daß ich mit Ihnen und solchen Brüdern wie Dr. McLaren, Mr. Aldis und Dr. Angus keine Meinungsverschiedenheiten habe außer der, daß Sie zum Bund gehören und ich nicht. Wir werden, jeder gemäß seiner Erkenntnis, für dieselbe Sache arbeiten. Wir alle sind Christen und Baptisten, und wir können viele Wege der Zusammenarbeit finden.

Die »Metropolitan-Leute« fordern vom Bund, daß er einen Weg findet, damit ich und andere wieder in ihn eintreten können. Von ihnen aus gesehen ist das sehr richtig, aber ich möchte Ihnen als dem Präsidenten des Bundes gegenüber klarstellen, daß das *nicht mein Wunsch ist*. Ich bitte Sie nicht, zu tun, was Sie nicht tun können. Wenn ich gemeint hätte, Sie könnten im Falle meiner Pensionierung mir die Rückkehr ermöglichen, dann hätte ich Sie gebeten, es schon vor meiner Pensionierung zu tun.

Solange zu einem Bund, der kein Glaubensbekenntnis hat, keine Fremden gehören, wird niemand ein *formloses* Glaubensbekenntnis wünschen, weil ja der Geist da ist. Aber was kann man tun, jetzt, wo »Kinder der Fremden« in ihm sind? Was auch theoretisch in Ihrer Macht liegen mag, *in der Praxis* sind Sie völlig machtlos. Sie müssen so fortfahren. Und wenn Gottes Gnade die Irrenden nicht zurückruft, wird ihre Zahl zunehmen, und sie werden Mut haben, offener zu sprechen, zum Schmerz der Treuen, die jene in ihrer Mitte in der Hoffnung auf Besserung geduldig schützten.

Ich bin unserem Herrn gefolgt, indem ich mit dem Präsidenten und dem Sekretär des Bundes persönlich gesprochen habe, und meine schriftlichen Ermahnungen sind alle vergeblich gewesen. So mußte ich also aus dem Bund austreten. Niemand, der vernünftig ist, kann verlangen, daß ich eine Reise hätte machen sollen, um alle Irrenden zu besuchen. Ich habe keine Autorität über sie, und sie hätten solche Besuche zu Recht als aufdringlich empfunden. Ich habe Probleme mit dem Bund, und darum ist es immer gegangen.

Ihre klare Aussage, daß der Bund kein Glaubensbekenntnis haben kann, oder, wie ich es verstehe, seine Lehre nur durch die Praxis von Taufe und Abendmahl definieren kann, verschließt mir die Tür endgültig. Die guten Männer, die damals den Bund bildeten, hatten, so stelle ich mir vor, keine Ahnung, daß daraus das werden könnte, was jetzt ist, sonst hätten sie ihn anders organisiert. Durch die Zentralisation und durch die Absorbierung verschiedener Vereinigungen ist aus ihm nun etwas ganz anderes geworden. Das mag eine gute Sache sein, belastet aber die schwache Struktur, die für ihn so wenig geeignet ist. So denke ich, aber *dafür* wird die Zeit die besten Beweise liefern.

Gerne würde ich mit Ihnen in dieser Richtung zusammengearbeitet haben. Aber wenn ich das auch nicht tun kann, so gibt es doch tausend andere Weisen der Gemeinschaft. Sie fühlen sich mit Menschen verbunden, die öffentlich die Wiederbringung aller Dinge predigen. *Ich nicht.* Ich verstehe das so, daß Sie noch genug Gemeinschaft mit ihnen empfinden, um mit ihnen zum selben Bund zu gehören. *Ich nicht.* Genauso steht es mit anderen Irrtümern. Trotzdem stehe ich in Gemeinschaft mit *Ihnen* – Bund oder nicht. Wenn ich denke, daß Ihre Haltung falsch ist – und davon bin ich überzeugt –, dann sage ich Ihnen das in dem gleichen Geist, in dem Sie mir geschrieben haben.

Von der Bundesleitung kann ich nichts erwarten, das mir wie die Stimme des Bundes vorkommen könnte. Die Bundesleitung ist von vornherein zu weitherzig, und so habe ich ihr keine Fragen zu stellen.

Ich bin glücklich, keinerlei Verantwortung zu haben für das, was die Bundesleitung tut, und ihr auch keinerlei Gehorsam zu schulden.

Seien Sie herzlich begrüßt

Ihr C. H. Spurgeon.«

Von vielen Freunden habe ich Abschriften von Briefen meines lieben Mannes aus dieser notvollen Zeit erhalten. Aber ich glaube, daß die Veröffentlichung weiterer Briefe nichts Gutes bewirken würde. Wer in seinem Protest zu ihm stand, braucht nichts, um von der Notwendigkeit und Weisheit seines Vorgehens überzeugt zu werden, und wer anderer Meinung war, wird sie auch jetzt vermutlich nicht ändern, und soweit es mich angeht, muß also die Sache hier ruhen.

45. Das letzte Jahr

Am ersten Sonntag nach seiner Rückkehr aus dem sonnigen Süden (8. 2. 1891) predigte Spurgeon im Tabernakel über Jesaja 62,6.7: »O Jerusalem, ich will Wächter auf deine Mauern bestellen, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nimmer stillschweigen sollen, und die des Herrn gedenken sollen, auf daß bei euch kein Schweigen sei und ihr vor ihm nicht schweigt, bis daß Jerusalem zugerichtet und gesetzt werde zum Lobe auf Erden . . .« Die Predigt sollte den Grundton des Dienstes in diesem Jahr anklingen lassen. Die Predigt war ein machtvoller Aufruf zu Gebet und Zeugnis, aber nicht einmal der Prediger selbst konnte ahnen, wie geeignet die Botschaft war, um die Gemeinde auf jene lange Zeit fast pausenloser Fürbitte vorzubereiten, während der er die schwerste Heimsuchung seines Lebens erleben mußte, die Heimsuchung, von der er sich nie mehr wirklich erholte.

Obwohl es unheilvolle Anzeichen im Blick auf seine Gesundheit gab, schonte er sich nicht, sondern arbeitete mit äußerstem Ernst und Eifer, um seines Meisters Reich auszubreiten. Die letzte Seminarkonferenz, an der Spurgeon teilnahm, fand vom 20.–24. 4. 1891 statt. In der Juni-Nummer von *Kelle und Schwert* steht folgende Notiz über den Sonntagabend nach der Konferenz: »Für den Direktor war die Konferenzwoche eine große Freude, aber sehr anstrengend. Jeden Tag lief alles sehr gut . . . Aber das hatte natürlich Auswirkungen auf den, der bei dem allen im Mittelpunkt stand. Und das erstemal in 40 Jahren traten wir an diesem Sonntagabend auf die Kanzel und mußten sie plötzlich verlassen, weil eine nervliche Schwäche dazu zwang. Zum Glück konnte Mr. Stott* sofort weitermachen, was er auch tat.« Bemerkenswert ist, daß Spurgeon in seinem Brief, in dem er vier Monate zuvor Stott bat, zweiter Pastor der Gemeinde für das Jahr 1891 zu werden, geschrieben hatte: »Es wäre mir eine große Erleichterung, jemanden in der Nähe zu wissen, der einspringen kann, wenn ich plötzlich nicht mehr predigen könnte.« Die Worte klingen fast wie eine Vorahnung dessen, was am Sonntagabend, dem 26. April 1891, geschah.

Obwohl es Spurgeon schlecht ging, stand er am nächsten Sonntag, dem 3. Mai, morgens wieder auf der Kanzel und hielt die Predigt, die er am Sonntag zuvor halten wollen. Zu Anfang sprach er von dem Schwächeanfall des letzten Sonntags und versuchte die Lehre darzustellen, die er und seine Hörer vielleicht daraus ziehen sollten. Auch am Abend predigte er. Am Montagnachmittag war er im Tabernakel und

* William Stott von der Abbey Road Chapel, St. John's Wood. Obwohl er das Seminar nicht besucht hatte, kannte ihn Spurgeon schon lange und schätzte ihn sehr.

sprach mit Menschen, die Fragen hatten oder in die Gemeinde aufgenommen werden wollten. Abends leitete er die Gebetsversammlung, während der er um ernste Fürbitte für seine besonderen Dienste in dieser Woche bat. Am Dienstagabend sollte er die jährliche Predigt für die Sonntagsschullehrer in Bloomsbury Chapel halten, am Donnerstag im Tabernakel zugunsten der Britischen und Ausländischen Gesellschaft der Seeleute predigen und vorher im großen Saal die Gebetsversammlung leiten. Am Freitag erwarteten ihn zwei Dienste in Hendon im Zusammenhang mit der Predigerbruderschaft, zu der Spurgeon gehörte. In der Juninummer von *Kelle und Schwert* berichtete Spurgeon kurz von all diesen Veranstaltungen und auch von einigen anderen, die bald darauf stattfanden. Er schloß mit den folgenden Worten:

»Freunde werden bemerkt haben, daß alle diese Versammlungen in einer Woche stattfanden; hinzu kamen noch zwei Sonntagsgottesdienste und die große Abendmahlsfeier im Tabernakel. Dazu die tägliche Hausarbeit, die Korrespondenz usw. Außerdem mußte ich die Sonntagspredigt für die Veröffentlichung am Donnerstag überarbeiten, und ich hatte die Predigten für die Sonntagsschullehrer und die Seeleute zu überarbeiten. Ist es da verwunderlich, daß der Arbeiter müde wird und seine Freunde bitten muß, dem keine weiteren Lasten aufzuerlegen, der schon so überlastet ist?«

Am Freitagabend, dem 15. Mai, sprach Spurgeon auf der Missionsversammlung der Presbyterianer in der Exeter Hall. Er fühlte sich körperlich schwach, aber geistlich stark. Gott segne unsere Freunde, die Botschaft und Boten so freundlich aufnehmen!

Am Sonntagabend, dem 17. Mai, konnte Spurgeon nicht predigen. Am Montag stellte der Arzt Blutstauung in den Lungen und andere Beschwerden fest, so daß er für einige Zeit würde das Bett hüten müssen.

»Meine Zeit ist in deinen Händen. Wir würden immer predigen, aber der Herr denkt anders.«

Die von Spurgeon zitierten Worte waren aus dem Text seiner Predigt am Sonntagmorgen (17. Mai), von der viele vermuteten, daß es seine letzte Predigt im Tabernakel sein würde. Doch er durfte noch einmal vor seiner großen Gemeinde sprechen. Am Morgen des 7. Juni 1891 stand Spurgeon das letzte Mal auf der Plattform, die dreißig Jahre seine Kanzel und sein Thron war. Von hier aus hatte er das Evangelium vor wenigstens 20 Millionen Menschen verkündigt. Sein Text an diesem unvergeßlichen Morgen war 1. Samuel 30,21–25. Die Predigt erschien als Nr. 2208 in der wöchentlichen Reihe unter dem Titel: »*Davids Verordnung für die Aufteilung der Beute.*« Die Predigt war ein feiner Abschluß seines Dienstes in dem herrlichen Gotteshaus, das ihm das gleiche be-

deutete, was Zion für die Juden war. Die letzten Sätze sind besonders beachtenswert:

»Wenn ihr die Dienstkleidung Christi tragt, werdet ihr ihn als so sanft und demütig erleben, daß ihr Ruhe finden werdet für eure Seelen. Er ist der großherzigste aller Führer. Unter den besten Fürsten der Welt kommt ihm niemand gleich. Er ist immer da, wo der Kampf am wildesten tobt. Wenn der Wind kalt bläst, stellt ER sich an die ungeschützten Seiten. Auf *seinen* Schultern liegt stets das schwerere Ende des Kreuzes. Wenn er will, daß wir eine Last tragen, trägt er sie mit uns. Was er an Güte, Großzügigkeit und Freundlichkeit gibt, und zarte, ja auch reichliche und überfließende Liebe – das werdet ihr immer in ihm finden. Sein Dienst ist Leben, Friede, Freude. Oh, daß ihr doch sofort damit beginnen würdet! Gott helfe euch, in den Dienst unter dem Banner JESUS CHRISTUS einzutreten!«

Am nächsten Morgen reiste Spurgeon aufs Land nach Haverhill (Suffolk), wohin ihn Mr. Gurteen eingeladen hatte. Er wollte noch einmal Stambourne und seine Umgebung besuchen, damit der ihm befreundete Fotograf die Bilder machen konnte, die er für sein kleines Bändchen *Erinnerungen an Stambourne* haben wollte. Im Lauf der Woche setzte aber seine Krankheit erneut ein, und am Freitag mußte er eiligst nach Hause zurückkehren.

Die nächsten drei Monate war er ans Bett gefesselt.

Zuerst sah es aus, als wollten weder ärztliche Kunst, noch geduldiges Wachen, noch sorgfältigste Pflege irgend etwas nutzen. Während alles getan wurde, was sinnvoll erschien, beteten auf der ganzen Welt Gläubige ohne Aufhören. Die Tabernakel-Gemeinde begann mit einem vollen Tag der Fürbitte für ihren Pastor und traf sich dann morgens, mittags und abends, um für seine Gesundheit zu beten. In Hunderten und vielleicht Tausenden freikirchlichen Gotteshäusern wurde für ihn gebetet. Der oberste Rabbi, obwohl seine Ansichten sich von denen Spurgeons deutlich unterschieden, betete für ihn im Synagogengottesdienst. Viele Geistliche der Anglikanischen Kirche beteten mit ihren Gemeinden genauso ernst für ihn, und die kirchlichen Würdenträger von St. Pauls Kathedrale und Westminster Abbey beteten mit den Erzbischöfen und vielen Bischöfen für ihn.

Die weltliche und die religiöse Presse Großbritanniens und anderer Länder berichteten über seine Krankheit und seine Arbeit – nicht immer ganz korrekt, aber insgesamt sehr freundlich und wohlwollend. Unablässig trafen in »Westwood« Telegramme, Briefe und Sympathieerklärungen ein. Menschen aller sozialen Schichten fragten nach dem Leidenden oder ließen nach ihm fragen, vom Prince of Wales und einem großen Teil des Adels bis hin zu den Ärmsten der Armen.

Die Schritte einer gewissen Besserung sollen hier kurz beschrieben werden.

Am 9. August wurde der folgende Brief, der erste, den Spurgeon nach langer Krankheit mit eigener Hand schrieb, im Tabernakel verlesen. Man empfand ihn als Antwort auf die Gebete und auch als Ermutigung, weiter zu beten:

»Liebe Geschwister,

der Name des Herrn sei gelobt, daß er die liebevollen Gebete seines Volkes erst schenkte und dann erhörte! Durch diese Gebete ist mein Leben verlängert worden. Ich fühle mich gedemütigt und dankbar zugleich, daß mir soviel Liebe entgegengebracht wurde und so unzählige Gebete mir galten. – Mir fehlt die Kraft, mehr zu schreiben. Möge der Name des Herrn verherrlicht werden.

Herzlichst

Ihr C. H. Spurgeon.«

Selbst als die ersten Zeichen der Besserung unverkennbar waren, folgte noch eine lange und mühsame Zeit, in der hoffnungsvolle Besserungen sich mit enttäuschenden Rückfällen abwechselten. Endlich konnte dann der Patient das erstmal nach draußen getragen und in seinem Garten spazierengefahren werden, wobei die frische Luft Wunder zu wirken schien. Als er das erstmal in sein Arbeitszimmer kam, fiel sein Blick auf die letzten Korrekturabzüge von *John Ploughman's Almanach* und von *Spurgeon's Illustrated Almanach*. Dann bat er um die in der letzten Zeit veröffentlichten Predigten und Zeitschriften und rief aus: »Ja! Ihr habt ja alles so weitergeführt, wie ich es selbst getan hätte!« Die für diese Arbeit verantwortlich waren, wollten, daß in seiner Abwesenheit soweit eben möglich nichts leiden sollte. Wie froh waren sie zu erfahren, daß Spurgeon ihre Bemühungen so sehr schätzte.

Als der Herbst sich seinem Ende zu nähern begann, wurde deutlich, daß Spurgeon für den Winter nach Mentone würde reisen müssen, falls er dazu in der Lage wäre. Daß Dr. Pierson sein Angebot erneuerte, aus USA herüberzukommen, wenn er Spurgeon irgendwie nützlich sein könnte, schien allen eine göttliche Fügung. So wurde beschlossen, daß Dr. Pierson seinen Dienst am Tabernakel am Sonntag, dem 25. Oktober, beginnen sollte.*

Um die Reisefähigkeit des Patienten zu testen, reiste er vom 3.–16.

* Arthur T. Pierson, 1837–1911, aus der Presbyterianischen Kirche von Amerika, hatte im Tabernakel im Dezember 1889 gepredigt und viele Gemeindeglieder tief beeindruckt. Als Spurgeon mit Pierson in Westwood vor seiner Abreise nach Mentone betete, sagte er: »Herr, wir sagen Dir nicht, wie Du wirken und was Du tun sollst, wirke nur, wie es Dir gefällt.« Pierson diente der Tabernakel-Gemeinde bis Juni 1892.

Oktober nach Eastbourne. Die Reise gelang gut und bewies die unbedingte Notwendigkeit einer längeren Ruhezeit im sonnigen Süden. Also traten C. H. Spurgeon und seine Frau, sein Bruder J. A. Spurgeon und dessen Frau und Joseph Harrald ihre über 1500 km weite Reise am 26. Oktober an. Am 29. Oktober erreichten sie ihr Ziel.

Es war ein Zeichen der liebenden Fürsorge des Herrn, daß zum erstenmal Spurgeons Frau mit ihrem Mann nach Mentone reisen konnte und daß sie dort gemeinsam drei Monate vollkommenen Glücks vor der gefürchteten Trennung verbringen durften, vor der Trennung, die dann fast ohne Vorwarnung eintrat. Spurgeons häufig geäußelter Wunsch – »Ach, daß doch meine liebe Frau all die Schönheiten dieses herrlichen Landes der Sonne und der Blumen sehen könnte!« – ging endlich in Erfüllung. Er hatte die Freude, ihr das zu zeigen, was ihm seit Jahren vertraut war und was durch sie für ihn doppelt schön wurde.

Spurgeons Schwäche hinderte ihn daran, die Gottesdienste in seinem Hotel am »sonnigen Ufer« auch diesmal wieder durchzuführen, von den denkwürdigen Ausnahmen abgesehen, die gleich erwähnt werden sollen. Aber er verlor keine Zeit, solche literarischen Arbeiten anzupacken, zu denen er sich fähig fühlte, und er war nie bereit zuzugeben, daß er für einen Kranken zu viel tat. Seine Hauptarbeit war die Weiterführung der Auslegung des Matthäusevangeliums.

Am Silvesterabend und am Neujahrmorgen hielt Spurgeon für einen Kreis engster Freunde zwei Ansprachen, die er später unter der Überschrift »Nach dem langen Schweigen« veröffentlichte. Am 10. und 17. Januar hielt er in seinem Zimmer zwei kurze Gottesdienste. Es war nicht leicht gewesen, ihn dazu zu bringen, keine neue Predigt zu halten, sondern Stücke seiner früheren Predigt über Psalm 73,28 und seine Auslegung von Matthäus 15,21–28 zu lesen. Am zweiten Sonntagabend, dem 17. Januar 1892, bevor er das Schlußgebet des letzten Gottesdienstes sprach, den er auf Erden hielt, ließ er das letzte Lied singen. Hätte er voraussehen können, was wenige vierzehn Tage später geschehen würde, dann hätte er kaum ein passenderes Abschiedswort wählen können als diese Verse nach Worten Samuel Rutherfords:

Der Sand der Zeit verrinnt,
Des Himmels Morgenrot,
Der lang ersehnte Morgen
Des Sommers bricht herein.

Wie dunkel war die Nacht!
Doch jetzt der Tag bricht an.
Und unbegrenzte Herrlichkeit
Gibt's in Immanuel's Land.

Die nächsten beiden Tage waren stürmisch, so konnte Spurgeon jeweils nur kurz das Haus verlassen; doch am Mittwochmorgen kam er sogar bis zu dem kleinen Dorf Monti. Am Nachmittag zeigten sich an seiner Hand Zeichen von Gicht, etwas später andere schwerwiegende Symptome. Er mußte sich zu Bett legen und konnte das Bett nie mehr verlassen. Bald wurde deutlich, daß eine Krise bevorstand, obwohl es kurze Perioden gab, die Anlaß zur Hoffnung auf eine leichte Besserung boten. Gegen Ende der Woche sagte Spurgeon zu seinem Sekretär: »Meine Arbeit ist getan«, und er sprach von einigen Dingen so, daß deutlich wurde, daß er nicht mehr mit seiner Gesundheit rechnete.

Am Dienstag, dem 26. Januar, wollte die Gemeinde im Tabernakel Dankopfer bringen aus Dankbarkeit für die teilweise Genesung ihres Pastors. Inzwischen ging es Spurgeon schon so schlecht, daß er über längere Zeiträume hin nur teilweise bei Bewußtsein war. Aber den besonderen Charakter dieses Tages hatte er nicht vergessen, und so schickte er ein Telegramm, das unter den gegebenen Umständen besonders bedeutungsvoll war: »Selbst und Frau, 100 £, Dankopfer für Tabernakel, allgemeine Ausgaben. Grüße an alle Freunde.« Das war seine letzte Handlung und seine letzte Botschaft. Kurz darauf wurde er völlig bewußtlos und blieb es, bis er am Sonntagabend, dem 31. Januar 1892, um 23 Uhr 05 »die Grenze überschritt und alle Posaunen für ihn auf der anderen Seite ertönten«. Sofort ging die Nachricht um die ganze Welt. In kürzester Zeit waren die Telegrafafenverbindungen nach Mentone blockiert durch die vielen Beileidsbekundungen an Frau Spurgeon, wobei der Prinz und die Prinzessin von Wales zu den ersten gehörten, die ihr »ihr tiefes Mitgefühl in ihrer großen Trauer« zum Ausdruck bringen wollten.

Freunde schickten Unmengen von Blumen, aber Frau Spurgeon ließ durchblicken, daß sie empfand, Palmzweige wären die geeignetsten Zeichen des siegreichen Eintritts ihres Mannes »in die Gegenwart des Königs«. An Kopf- und Fußende des Sarges waren Tafeln mit folgender Aufschrift angebracht:

Zum liebenden Angedenken

CHARLES HADDON SPURGEON

Geboren in Kelvedon am 19. Juni 1834

Im Herrn entschlafen in Mentone am 31. Januar 1892

*Ich habe einen guten Kampf gekämpft,
ich habe den Lauf vollendet,
ich habe Glauben gehalten.*

Als Spurgeon in jungen Jahren manchmal Wotton in Surrey besuchte, sagte er wiederholt, daß er auf dem Friedhof dieses Dorfes begraben

werden möchte. Später gab er dem Wunsch Ausdruck, mitten im Gelände des Stockwell-Waisenhauses begraben zu sein, denn er dachte, wenn viele kommen würden, um sein Grab zu sehen, sie dann auch den Waisen helfen würden, an deren Wohlergehen ihm so viel lag. Aber als der Bau der Eisenbahn das Gelände so stark veränderte, verfolgte er diese Idee nicht weiter. Zu einer bestimmten Zeit hätte er am liebsten in Mentone seine letzte Ruhe gefunden, aber nachdem er dort an der Beerdigung eines Freundes teilgenommen hatte, gab er den Gedanken auf. Zuletzt, so wurde berichtet, hatte er auf dem Friedhof von Norwood auf einen Platz gedeutet – allerdings weniger zentral als der Platz, an dem er dann beigesetzt wurde – und gebeten, diesen für ihn zu reservieren, damit er, im Tode wie im Leben, von den Mitarbeitern und Gliedern seiner Gemeinde umgeben sei; denn Hunderte von ihnen waren dort begraben. Frau Spurgeon stimmte zu, als die Diakone des Tabernakels die dringende Bitte an sie richteten, Spurgeon in Norwood zu begraben.

Die Gedenkgottesdienste und dann die Beerdigung fanden vom Sonntag, dem 7. Februar, bis zum folgenden Donnerstag statt. Insgesamt nahmen über 100 000 Menschen teil. Auf dem Sarg aus Olivenholz lag die Bibel, die Spurgeon so lange im Tabernakel verwendet hatte. Aufgeschlagen war Jesaja 45,22: »Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Enden.« Dies war der Text, durch den Spurgeon am 6. Januar 1850 zum Glauben gefunden hatte.

Inzwischen hatte seine Gemeinde 5311 Mitglieder. Während seiner langen Dienstzeit als Pastor waren nicht weniger als 14 691 Menschen in die Gemeinde aufgenommen worden. Ende 1891 hatte der Tabernakel 22 Zweiggemeinden, 27 Sonntagsschulen und Armenschulen und 612 Lehrer, 8034 Schüler und 3840 Plätze für Besucher in den verschiedenen Gottesdiensträumen. Wenn man diese Mengen Menschen mit der kleinen Gruppe ängstlicher, aber betender Menschen vergleicht, vor der der »boy-preacher« an jenem historischen Dezembermorgen des Jahres 1853 seine erste Predigt in der New Park Street Chapel hielt, kann man nur sagen, was Spurgeon so oft sagte, wenn er von dem Segen sprach, den der Herr seinem Dienst gewährt hatte: »Was hat Gott gewirkt!«

Noch nie hatte der Süden Londons eine solche Prozession gesehen wie die, die sich an jenem Donnerstag, dem 11. Februar 1892, langsam vom Tabernakel zum Friedhof bewegte. Und noch nie hatten sich solche Menschenmengen längs des fünf Meilen langen Weges nach Norwood versammelt. Über 18 Jahre zuvor hatte Spurgeon die Szene beschrieben. Aber vermutlich hatte er keine Vorstellung von der Menschenmenge gehabt, die sich versammeln würde, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Am Schluß seiner Abendpredigt am 27. Dezember 1874 hatte er gesagt:

»In gar nicht so langer Zeit wird viel Volks in den Straßen sein. Ich



Der Trauerzug erreicht das Tor zum Friedhof.

denke, ich höre jemanden fragen: »Worauf warten all diese Leute hier?« »Wissen Sie es nicht? Er wird heute beerdigt!« »Und wer wird beerdigt?« »Spurgeon.« »Was! Der Mann, der im Tabernakel predigte?« »Ja, der wird heute beerdigt.« Das wird bald geschehen. Und wenn Sie dann sehen, wie mein Sarg zu dem stillen Grab getragen wird, möchte ich, daß jeder von Ihnen, ob bekehrt oder nicht, sagen möchte: »Er hat uns ernsthaft gebeten, in klarer und verständlicher Sprache, das Nachdenken über ewige Dinge nicht hinauszuschieben. Er hat uns aufgerufen, auf Christus zu sehen. Jetzt ist er von uns gegangen, unser Blut wird nicht auf ihn kommen, wenn wir verlorengehen!« Gott gebe es, daß Ihnen die bitteren Selbstvorwürfe Ihres Gewissens erspart bleiben! Da ich fühle, daß die Zeit kurz ist, möchte ich Sie solange beunruhigen, wie ich in diesem Tabernakel bin.«

Wenn das Bild entlang des Weges schon eindrucksvoll war, so war es auf dem Friedhof noch beeindruckender. Der lange Zug der Geistlichen, der Studenten und all der anderen Freunde, der vom Friedhofstor bis zum Grab selbst reichte, war ein Anblick, den niemand, der ihn sah, je wieder würde vergessen können. Langsam versammelte sich die gewaltige Menschenmenge dicht gedrängt auf dem Hang hinter der Friedhofskapelle, wo die Begräbnisfeier stattfand, und um sie herum. Der größte Teil dieser letzten Feier wurde von Pastor Archibald G. Brown geleitet. Seine feierlichen Worte kamen aus dem Herzen. Voller Ergriffenheit oft stockend, und mit vielen Pausen, sagte er:

»Geliebter Direktor, treuer Hirte, Fürst der Prediger, geliebter Bruder, lieber Spurgeon – wir sagen dir nicht »Lebewohl«, sondern nur für eine kurze Zeit »Gute Nacht.« Bald wirst du auferweckt, im ersten Licht des Auferstehungstages der Erlösten. Nicht wir sagen dir »Gute Nacht; du sagst es uns. Wir sind es, die noch in der Dunkelheit bleiben. Du bist in Gottes Licht. Auch unsere Nacht wird bald vorüber sein, und mit ihr all unser Weinen. Dann werden unsere Lieder vereint mit deinem den Tag begrüßen, den keine Wolke verdunkelt und der kein Ende kennt, weil es Nacht dort nicht gibt.

Fleißiger Arbeiter im Feld des Herrn, deine Mühe ist vorbei. Gerade ist die Furche, die dein Pflug gezogen hat. Nie hast du zurückgeschaut. Geduldig hast du gesät und reichlich geerntet, und wie reich ist der Himmel schon an Garben, die du gesammelt hast, und wieviel mehr werden es noch werden.

Kämpfer für Gott, dein Kampf, den du so lange und so edel geführt hast, ist vorbei. Deine Hand mußte das Schwert loslassen, das sie so kräftig führte. Statt dessen hält sie jetzt die Siegespalme. Der Helm drückt nicht länger deine Stirn, die oft so müde war von den drängenden Gedanken des Kampfes.

Jetzt ist der Siegeskranz aus der Hand des höchsten Befehlshabers dein verdienter Lohn.

Hier wird, für eine kurze Zeit, dein kostbarer Staub ruhen. Dann wird der Geliebte erscheinen, und wenn du seine Stimme hörst, wirst du dich von deiner irdischen Ruhestatt erheben, gestaltet wie sein verherrlichter Leib. Dann werden Geist, Seele und Leib die Erlösung durch deinen Herrn verherrlichen. Bis dann, Geliebter, schlafe! Wir preisen Gott für dich, und durch das Blut des ewigen Bundes hoffen und erwarten wir, Gott mit dir zu preisen. Amen.«

Die Gedächtnisausgabe von *Kelle und Schwert* enthielt folgende Abschnitte, die geeignet sind, den Bericht dieser Ereignisse abzuschließen:

»Während wir uns um das Grab versammelt hatten, wurde genau über uns ein kleines Stück blauen Himmels sichtbar, so als ob es uns an das Reich der ewigen Herrlichkeit erinnern wollte. Und während Pastor Brown sprach, kam eine Taube aus der Richtung des Tabernakels auf das Grab zugeflogen, und es sah aus, als stünde sie fast still über der Menge. Im Altertum hätte man das für ein Omen gehalten. Für uns bedeutete es nur Frieden. Während dann die Begräbnisfeier weiterging, sang die ganze Zeit ein kleines Rotkehlchen auf einem Grabstein in der Nähe. Es war der passende Musikant, erzählt doch die Legende, daß es seine rote Brust bekam, als es eine Dornen aus der blutenden Stirn des Erlösers zog. Wir glauben nicht an die Legende, aber wir glauben an das, was wir am Grabe sangen, an die Wahrheit, die Spurgeon sein Leben lang predigte und für die er starb:

*O sterbendes Lamm, Dein kostbares Blut
Wird niemals verlieren seine Macht
Bis all die erlöste Gemeinde des Herrn
Ist errettet von Sünde und Nacht.*

Viele sagten hinterher, daß die Trauergottesdienste, so einzigartig sie auch waren, von einer Einfachheit und Herzlichkeit geprägt waren, die zu dem gesamten Leben des geliebten Hirten paßte. Es ist in der Tat bedeutungsvoll, daß, als der Sarg ins Grab gesenkt wurde, nicht einmal der Name des verherrlichten Predigers sichtbar war – und genauso hätte er es sich gewünscht. Nichts war zu sehen als die Worte am Fuß des Sarges und die offene Bibel. Die Bibel wurde natürlich nicht begraben. Sie ist nicht tot, sie »lebt und bleibt immerdar«. Und wer weiß, ob sie nicht, mehr als je zuvor, das Mittel sein wird, die Toten aufzuwecken, jetzt, wo der, der sie mehr liebte als sein Leben, nicht länger ihre gesegneten Wahrheiten und seine lebendige Stimme verkündigen kann? Gott möge es geben!«